

Dresden, Januar 1938

Der sächsische Bergsteiger



Zeitschrift des Sächsischen Bergsteigerbundes e. V., Dresden



Schußfahrt. Aufn. R. Kobach

Geleitwort zum 19. Jahrgang. Albert Goldammer

Zur Erreichung eines gemeinsam erstrebten Zieles ist letzten Endes immer der durch nichts zu erschütternde Wille zum Siege aller Gemeinschaftsmitglieder von entscheidender Bedeutung. Der die Gemeinschaft überragende Führer gibt den Anstoß und die Richtung dazu. Ohne eine idealgesinnte und Erfolg anstrebende Gefolgschaft ist die bestgeeignetste Führerpersönlichkeit nichts.

In diesem Sinne will der nachstehend veröffentlichte Aufsatz unseres Bergkameraden Karl Stein zum Einsatz aller Kräfte im Sächsischen Bergsteigerbunde aufrufen. In dem gleichen Sinne werden die Kameraden um ihre Mitarbeit für den neuen Jahrgang „Der Sächsische Bergsteiger“ gebeten. Der Sächsische Bergsteigerbund hat zu allen Zeiten Männer in seinen Reihen gehabt, die mit immer wieder neuen Ideen hervorgetreten sind. Er hatte aber auch zu jeder Zeit einen einsatzbereiten Mitarbeiterkreis, ohne den an eine Verwirklichung dieser Ideen gar nicht hätte gedacht werden können. Das dürfen wir nie vergessen!

Und was es heute noch Großes im Sächsischen Bergsteigerbunde zu erreichen gilt, dazu ist mehr denn je die Mitarbeit aller Bergkameraden erforderlich!

Erfolg und Bergheil für 1938!

Sächsisches Bergsteigertum. Karl Stein

Jawohl, sächsisches Bergsteigertum nenne ich es.

Noch nie sprach man von einem Bergsteigertum in Sachsen*), und doch, mehr als 50 Jahre sind es her, als die ersten Pioniere hinaufzogen ins Felsengebirge, in unsere sächsische Bergheimat, sich verjuchten am Fels.

Wie wunderbar muß es gewesen sein, damals so ganz allein, droben in den Bergen, keine Anstiegsrouten führermäßig festgelegt, keine zuverlässige Lager-skizzen, nichts, nur der eigene Trieb, die Sehnsucht, irgendwie, natürlich auf leichteste Weise, hinauf, hinauf zum Gipfel.

Gewiß benutzte man in der frühesten Zeit sächsischen Bergsteigertums Leitern, Steigbäume, schlug

*) Das 1936 erschienene Werk „Bergsteigen in Sachsen“ hat sich erstmals die Aufgabe gestellt, ein Gesamtbild des Bergsteigertums in Sachsen zu geben. In der Schlußbetrachtung der Erschließungsgeschichte Seite 105 finden wir auch den Begriff „unser sächsisches Bergsteigertum“, fest verankert. (Die Schriftleitung)

Trittflächen in den Fels usw. Ja und warum? Weil es eben damals die ersten Anfänge waren. Denn das, was wir heute als selbstverständliche Ausrüstung mit uns führen, kannte man vor fünfzig Jahren noch nicht.

Man benutzte deshalb Dinge, die wir heute als künstliche Hilfsmittel ablehnen.

Es gab keine heute üblichen Hanffoblenschube, keine so ausgeprägte Kletter- und Sicherungstechnik, und doch, der Wille war derselbe, ja vielleicht die Liebe zum Berg eine oft viel größere.

Aus einer Handvoll jener Pioniere wurde bald ein Duzend, und aus dem Duzend ein halbes Hundert von bergbegeisterten Menschen, die es hinaustrieb aus den Mauern der Stadt, hinauf auf felsige Höhen, die einen Gipfel nach dem anderen erstiegen, ja, förmlich erstürmten.

Dann kam die Zeit, in der man Probleme zu lösen begann; schwere und schwerste Klettereien wurden versucht und durchgeführt.

Man schloß sich zusammen, bildete Freundeskreise und gründete Touristen- und Kletterklubs. Wie die Pilze sind sie emporgeschossen. Anfangs wohl noch die reinsten Konkurrenzunternehmen. Aber vereinen mußte man sich, denn schon seit den frühesten Tagen hatte man erkannt, daß nur in wirklicher Gemeinschaft, ja, in engster, seilverbundener Kameradschaft, auch für die damalige Zeit schwerste Klettereien zu meistern waren.

Ein ausgesprochenes Alleingehertum bildete sich deshalb bei uns im sächsischen Felsengebirge nicht aus, denn die Schwierigkeit war und ist bei den meisten Ersteigungsmöglichkeiten noch immer so groß, daß man es vorzieht, einen Kameraden zur Sicherung mitzunehmen.

In bergbegeisterter Kameradschaft wurden schon verhältnismäßig frühzeitig sehr anstrengende Risse und schwere ausgefetzte Wände bezwungen.

Immer größer wurde der Kreis der sächsischen Bergsteiger, und unbewußt legte man den Grundstein zum sächsischen Bergsteigertum.

Wohl hat es seit den ersten Tagen immer Menschen gegeben, die den Einsatz von Gesundheit und Leben für unsere so immerhin kleinen Berge für zu groß hielten.

Doch, er ist dann nicht zu groß, wenn es gilt, seinen Charakter zu bilden und zu schulen, und wo es notwendig, durch zielbewußte Bildung die aus der Gefahr erwachsene Kraft zu erhärten, eine Kraft, die einem unverstiegbaren Quell entspringt, deshalb auch die große Sehnsucht der Bergsteiger nach jenem Kraftquell des Lebens.

So wurden auch unsere so oft zu Unrecht verpönten kleinen Felsenberge für viele eine Schule höchster Charakterbildung, verbunden mit einer unverbrüchlichen Liebe zur Heimat, zu Volk und Vaterland.

Nur eine Frage blieb mir immer offen. Waren es immer und zu jeder Zeit alle, die Gesundheit und Leben einsetzten?

Waren es nicht immer nur einzelne, die alles daransetzten, ein gestecktes Ziel zu erreichen, den Kampf bis zum höchsten Einsatz durchzukämpfen zum endgültigen Sieg.

Erlebten alle Beteiligten einer Fels tour das gleiche? Oder waren nicht immer ein Teil Statisten? Riefen nicht immer Untenstehende dem Führenden nach Erreichung des Gipfels ein begeistertes Bergheil zu? ohne selbst jemals daran zu denken, sich selbst auch nur irgendwie in Gefahr zu bringen, oder wenn es galt, sich bedingungslos dem Kameraden als Kamerad zu zeigen?

Eine böse Gewissensfrage für manchen.

Mir selbst wurde es zur tiefsten Erkenntnis, daß nicht alle ein Unrecht haben, als vollwertiger Kamerad, als Bergsteiger, in unserer Gemeinschaft geführt zu werden!

Worauf wir aber großen Wert zu legen haben, denn nur wirkliche Kameraden wollen wir in unseren Reihen sehen, Statisten und Mitläufer braucht der Bergsteiger nicht.

Jeder verlangt von seinem Seilgefährten höchsten Einsatz, und diesen Einsatz immer. Nicht nur am Seil, nein, überall, wo er im Leben mit ihm zusammensteht, überall dort, wo es vor allem um Fragen der Gemeinschaft geht.

Warum nun ist es überhaupt notwendig, davon zu sprechen? Warum sind nicht alle gleich einsatzbereit? Diese Frage beurteile ich nach meinen folgenden Feststellungen. Es sind naturgemäß nicht alle Menschen gleichgeartet, mancher legt von sich aus keinen Wert darauf, dem anderen ein Vorbild zu sein. Das schöne deutsche Wort „Pflichterfüllung“ ist für manchen ein untergeordneter Begriff. Erst wenn ein solcher Pflichtvergessener selbst in Gefahr kommt, wenn ihn der Kamerad helfen soll und muß, dann begreift er langsam, daß auch er zu jenen zu zählen hat, die immer hilfsbereite, gute Kameraden sein sollten.

Seit Jahren habe ich nun festgestellt, daß unsere Berge, unsere Felsen auf Grund ihrer zu geringen Höhe den allerleakten Schliß, den entscheidenden Einsatz bei den allermeisten Unternehmungen nur vom Voransteigenden und seinem Sicherungsmann, und bei Unternehmungen neuester Zeit noch von einem oder meinetwegen mehreren Unterstützungsmännern fordern. Bei diesen letztgenannten Touren ist es natürlich meist die gesamte Seilschaft, die sich für ein Gelingen, in wirklicher Kameradschaft zusammengeschmolzen, einsetzt.

Hier hat man es darum auch immer mit Leuten zu tun, die nicht nur als vorbildliche Felsgeher, sondern wohl auch immer als prächtige Kameraden bekannt sind. Zumeist aber liegen bei uns die Sicherungsmöglichkeiten so, daß nur der Führende alles auf sich zu nehmen hat. Sein Können und sein Einsatz allein ist entscheidend, ob es gelingt oder nicht. Ob man den Gipfel erreicht und alle anderen hochhiefen kann oder ob man abge schlagen abziehen muß.

Ein gemeinsames Zusammenstehen ist nicht immer erforderlich, nein, ganz im Gegenteil, oftmals wird, wenn es zu mißlingen scheint, noch ganz ungebührlich gehöhnt und dem sich in oft erheblicher Gefahr Befindenden somit unter Umständen sein letzter entscheidender Wille gebrochen. Er bricht dann moralisch zusammen. Der Unverstand bleibt dann Sieger, und warum? Weil der Höhnende sich ja vollkommen außer Gefahr befand und sich deshalb zu solchen blödsinnigen Handlungen hinreißt ließ.

Die Erfahrungen haben es bewiesen, daß oft ein gutes Zureden, die Übertragung der Willenskraft, manchen Jüngenden zur Überwindung für die von ihm kaum überwindbar gehaltene Schwierigkeit geführt hat. Somit komme ich zu der Überzeugung, daß hier die Frage der Erziehung zur Kameradschaft nötiger ist als alles andere. Die Gefahr erzieht hier nicht mehr, wenn es den übrigen Nachsteigern möglich ist, sich unter Umständen mit allerlei Unfug die Zeit zu vertreiben, unten auf sicherem Waldboden oder am sonnenbestrahlten Hang zu tummeln, während der Führende und sein ihm zuerst gefolger Seilgefährte sich um den Gipfelsieg mühen. Deshalb bleibt auch der Murnachsteiger in seiner Willenskraft und letzten Einsatzmöglichkeit immer ein unbeschränktes Blatt.

Ich weiß wohl, daß es bei vielen nur eine gewisse Nachlässigkeit ist, wenn sie ihren Kameraden nicht genügend Beistand leisten, aber gerade diese oftmalige Oberflächlichkeit ist der beste Beweis dafür, daß man sich nicht in gleicher Gefahr befindet und deshalb auch die Notwendigkeit nicht erkennen will. Auch wenn man sich nicht in Gefahr befindet, gehört es zur Kameradschaft, und vor allem zur selbstverständlichen Herzensbildung eines jeden Bergsteigers, immer und zu jedem hilfsbereit zu sein.

Weiterhin haben wir bei unseren Bergverhältnissen meist eine Möglichkeit, vor einem plötzlich hereinbrechenden Umwetter oder der uns überraschenden Nacht uns rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Deshalb sage ich, daß alpine Bergtouren, ja selbst bei nur mittelschwerer Kletterei, oft eine bessere Schule der Kameradschaft sind, daß es jedem sächsischen Bergsteiger zu empfehlen ist, sich einmal an langen alpinen Bergfahrten zu versuchen. Dort wird es sich herausstellen, ob er nur Kletterer ist oder ob er den Ehrennamen Bergsteiger tragen darf. Denn dort entscheidet nicht die Klettertechnik allein, nein, da gilt es, Kamerad zu sein. Denn wehe, wenn ein Wettersturz kommt, wehe dem Armsten, der dann keinen wirklichen Kameraden am Seil hat. Wenn es gilt, sich unter allen Umständen nach oben oder auch wieder nach unten durchzukämpfen, um heil und gesund zur menschlichen Siedlung zurückzukehren.

Wie anders aber liegen die Dinge, wenn sächsische Bergsteiger, bei denen sich bestes Können mit vorbildlicher Kameradschaft paart, sich am alpinen Bergleben erfreuen dürfen. Sie werden Gipfelflieger um Gipfelflieger nach Hause tragen. Die schwerste Felsfahrt ist dann nicht mehr schwer genug, um sie abzuschlagen, und dabei sind die sächsischen Bergsteiger doch so reine Bergsteiger; denn sie lieben nicht das viele Eisen im Felsleib, nein, wir lehnen es ab, uns durch „Schlosserei“ den Berg zu erobern. Wir wollen ihn so erleben, wie er sich uns entgegenstellt. Wir haben eine gute Erziehung hinter uns; denn für uns ist es nicht von Bedeutung, daß wir den Gipfel erreichen, erreichen unter dem denkbar unbergsteigerischen Hinaufschlossern, nein, für uns ist es von größter Bedeutung, wie wir ihn erreichen. Deshalb sind wir auch so stolz, so unbändig stolz auf unser sächsisches Bergsteigertum; denn die Reinheit, die wir uns erhalten haben, ist heute ein Vorbild für viele.

Der sächsische Bergsteiger erhielt sich seine schon vor dem Weltkriege aufgestellten idealen Grundsätze, nichts hat uns verführen können, es den anderen nachzuäffen, ihrem des Bergsteigers unwürdigen Tun auch nur einen Funken zu entnehmen und in unser Wesen hineinzutragen. Immer siegte unser fester Wille, unser Wille, wirkliches Bergsteigertum zu pflegen und zu erhalten.

Nach dem großen Kriege wurden auch wir durch die das deutsche Vaterland überschwemmende Welle der Zerrissenheit nicht verschont. Unheilvoll brachen jene Mächte des Egoismus auch über uns herein. Selbst das immer so starke Wesen des Bergsteigers war durch den Weltkrieg und die ihm folgenden schweren Tage des Niederganges der deutschen Nation in Mitleidenschaft gezogen worden.

Waren doch allein vierhundertfünfundwanzig unserer Besten auf dem Felde der Ehre geblieben. Den heimkehrenden Kameraden aber waren ihre besten Seilgefährten entzogen. Sie mußten deshalb wieder nach neuen Bergkameraden Ausschau halten, und das war bestimmt nicht immer leicht. Denn das Chaos der Zerrissenheit war groß genug, um die sich zusammengefundenen Kräfte wieder zu zerstreuen. Man konnte und wollte sich nicht zu einer einzigen Gemeinschaft zusammenfinden. Nein, jene unsichtbaren Kräfte nichtdeutscher Herkunft verhinderten ein wirkliches Zusammenarbeiten aller sächsischen Bergsteiger. Es wurden zu diesem Zweck Organisationen gegründet mit politischem, linksgerichteten Einschlag. Man mußte jenen trübseligen Zeiten Rechnung tragen, und so kam es, daß man den Arbeitersport auch in die Reihen der Bergsteiger trug. Der erkrankte und ermattete Volkskörper von damals war der richtige Nährboden für derartige Unsitten. Der Bergsteiger erkannte wohl, daß es mit seinem Wesen absolut nichts zu tun hatte. Er wehrte sich, wo er es nur konnte; denn er war stolz um sein Wissen, daß Bergsteigen nichts mit dem Arbeiter an sich zu tun hat, und wir sind noch stolzer darauf, daß wir uns nicht zu Sportlern zählen dürfen, die nur ein Hasten und Jagen nach Spitzenleistungen, nach Urkunden, Plaketten und Ehrenzeichen kennen.

Wir Bergsteiger sind eben Bergsteiger; wir tragen unsere Leistungen im Herzen. Wir lehnen es ab, sichtbare Ehrenzeichen für unsere Taten zu empfangen oder gar zu tragen. Darum muß es unterstrichen werden, daß sich nach dem Kriege die Kameraden des Bergsteigerbundes daran machten, der alten Tradition gemäß den Sächsischen Bergsteigerbund, als den alleinigen Träger und Erhalter wirklichen sächsischen Bergsteigertums, wieder neu auszubauen und zu einem Fundament sächsischen Volkstums zu machen. Groß ist die Zahl derer, die sich um diese Gemeinschaft verdient gemacht haben.

Wir, die wir gleich nach dem Kriege in die Reihen der sächsischen Bergsteiger eintraten und vor allem alle diejenigen, die dem Bund während dieser Zeit ununterbrochen angehörten, wir wissen, was es bedeutet, heute von einem sächsischen Bergsteigertum zu sprechen. Denn wir kennen den harten, zähen Kampf gegen jene entarteten, vergifteten Organisationen, die dem Bergsteiger den Stempel des Bergsportlers aufdrückten. Die Zahl der Muffelsakrobaten stieg in dieser Zeit ins Unglaubliche, man vergaß vor lauter Wettkampf ganz und gar, daß man Bergsteiger zu bleiben und alles Streben, aller Einsatz nur der Gemeinschaft zu gelten hatte. Die gegenseitigen Neidereien mußten über kurz oder lang zu einer Verflachung, zu einer Entwertung des Bergsteigertums führen. Viele unersehbare Werte sind auch in dieser Zeit der Auseinandersetzungen von unseren damaligen Gegnern vernichtet worden. Noch mehr aber wäre vernichtet worden, wenn der Bergsteiger nicht doch auch immer im

Herzen ein gegenseitiges Verständnis gehabt hätte. Eine gewisse innere Zusammengehörigkeit läßt sich bei vielen unserer damaligen Gegner feststellen. Der bessere Teil war immer der größere Teil, und wenn es um Fragen der Gemeinschaft ging, dann fanden sich auch immer Kameraden zusammen. Wir sind deshalb glücklich in dem Gefühl, daß wir felsfest aushielten bis zu dem Tag, an dem die gesamte deutsche Nation neu geformt wurde. Und wir sind noch glücklicher, daß wir unsere große Tradition hineintragen konnten ins neue deutsche Reich. Wohl war es richtig, daß man uns nicht verkannte, sondern daß man erkannte, daß der sächsische Bergsteiger, zusammengeschlossen in der Organisation des Sächsischen Bergsteigerbundes, ein nicht zu unterschätzendes Glied unserer deutschen Volksgemeinschaft war, ist und auch immer bleiben wird. Denn eine noch bessere Schule der Charakterbildung, des Idealismus an sich, gibt es nicht, als wenn sich Menschen zusammenfinden, die der Gemeinschaft dienen wollen und dies in dem tiefsten Gefühl bester Kameradschaft, wie es bei wirklichen Bergsteigern der Fall ist.

Über eines nur mußte ich in den letzten Jahren immer nachdenken. Es hatte sich notwendig gemacht, alle marxistisch geführten Organisationen zu zerbrechen, und dies mit Recht, denn sie hatten selbst ihre Nichtdaseinsberechtigung erwiesen. Aber ich weiß, daß auch in den bergsteigerischen Verbänden von damals Kameraden waren, die nur durch eigene Kurzsichtigkeit, durch politische Verblendung diesen Organisationen angehört hatten. Diese Kameraden nun, soweit man von Bergkameraden sprechen kann, ja sogar sprechen muß, gilt unsere besondere Aufmerksamkeit. Nicht aus eigener Unzulänglichkeit, nein, nur wiederum aus dem Gefühl wirklicher Zusammengehörigkeit aller sächsischen Bergsteiger. Die Wunden von einst sind nun vernarbt. Ein großer Teil der in jenen Verbänden Organisierten ist bereits in unsere Reihen eingetreten, aber leider gibt es immer noch Außenstehende. Wir tragen darum alle die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß auch der letzte Mann, der am weitesten abseitsstehende, ja vielleicht der von dem Gefühl des Verstößenseins geleitete Bergkamerad, in unsere Reihen eintritt. Wir wollen ihm dieses Gefühl durch vorbildliche Kameradschaft entreißen, er soll wissen, daß wir alle zusammengehören. Nur dann, wenn alle sächsischen Bergsteiger, auch die heute noch in gleichgearteten Vereinen organisierten, sich in einer Organisation zusammengefunden haben, und das ist nun in unserem Falle der Sächsische Bergsteigerbund, können wir davon sprechen, daß es möglich ist, auch gegenüber Staat und Behörde den notwendigen Ausdruck unserer Daseinsberechtigung zu erbringen. Dies ist ein nicht zu unterschätzender Machtfaktor einerseits, andererseits wieder ist es bei der Zusammenballung aller Kräfte möglich, daß wir unsere eigenen Interessen und unsere eigene Tradition zu einer höchst erreichbaren Form bringen können.

Deshalb habe ich mich schon im vergangenen Sommer dahin ausgesprochen, daß wir alles daran setzen müssen, alle sächsischen Bergsteiger im Bunde zusammenzuschließen und habe die damit verbundenen Arbeiten und Bemühungen als das „Werk der sächsischen Bergkameradschaft“ bezeichnet. Wir alle haben ein großes Erbe zu verwalten und eines Tages an die nachfolgende Jugend abzutreten. Dieser Jugend wollen wir schon heute zeigen, wie ein Bergsteiger zu handeln hat, und wollen ihr dann ein vollendetes Werk übergeben. Darum wollen wir unsere Kräfte nicht unnützlich verbrauchen, sondern müssen geschlossen eintreten für die Vollendung eines wirklichen sächsischen Bergsteigertums. Einem Bergsteigertum, das schon heute im deutschen Bergsteigertum in vorderster Front steht.

Nicht zuletzt erweisen wir somit auch der deutschen Volksgemeinschaft den notwendigen Dienst, einen Dienst, der unsere Grundstellung zu Heimat und Volk entsprechend kennzeichnet.

In diesem Willen treten wir in das Jahr 1938.

Klar und offen werden wir auch weiterhin für unsere Ideale eintreten und aus unserer Gemeinschaft immer neue Kräfte schöpfen zu neuen Taten.

Berg Heil!

Schifahrt am Großen Winterberg. Max Hantschmann

Bis weit in die Täler herunter reichte diesmal die Schneedecke, und nach allen Wettermeldungen war für den kommenden Sonntag ein Massenauftrieb an Schibegeristerten zu erwarten. Wie Vienen-schwärme belagerte denn auch am Sonntagmorgen das Schivolk die Fahrkartenausgaben, um anschließend die Wintersportzüge zu stürmen. Ausnahmsweise waren wir an diesem Wettrennen und Valgen um Karten und Sitzplätze unbeteiligt. Denn wir fuhren auf anderem Gleise unserem Schi-ziele zu. Wenn man Bergsteiger und Schiläufer gleichermaßen ist, fällt es einem bei den paar guten ostfälischen Wintersportsonntagen nicht immer leicht, die günstigen Schimöglichkeiten auf dem Zinnwalder Kamm gegen das Risiko einer Fahrt in schneeärmeres Gelände der tieferen Lagen einzutauschen. Aber wenn die amtlichen Wettermacher den Großen Winterberg in die Wintersportberichte mit einbeziehen, dann kann, ja dann muß man sogar schibewaffnet dorthin fahren, wo man sich sommertags seilbeschwert im Schweiß seines Angesichts zur Höhe müht. Ich gebe zu, daß wir uns auch genarrt fühlten, als wir das erstmal zur Schifahrt ins Felsengebirge loszogen und am Ende der Bahnfahrt noch kein Krümchen Schnee unter die Sohlen bekamen. Bis zu dem Tag, von dem heute die Rede ist, hatten wir aber gelernt, die Schneearmut des Elbtales und die reichlich 300 m Höhenunterschied bis zum Grat- und Fremdenweg, zur Waiksdorfer Höhe oder zu den Felssteinen mit in Rechnung zu stellen. Die Schmilkaer aber, die zu Füßen des größeren Winterberges wohnen, blickten uns genau so verwundert nach, wie die paar schlaftrunkenen Nachtfalter, die sich in Pirna auf dem Bahnsteig langweilten und meinten, wir stiegen in den falschen Zug um. Aber schon kurz oberhalb Schmilka fanden wir durch die Schneelage bestätigt, daß wir doch auf dem richtigen Gleise gefahren waren, denn bald hatten wir Wipfel über uns, die unter dicken Schneemühen hervor in den Morgen schauten. Das Kofsteiglein hinan schulterten wir noch die Bretter, aber dann stiegen wir in die Bindung, machten paar kurze Proberutscher hin und her und hatten dann die Gewißheit: das wird ein Tag, wie er im Buche steht. Bis wir nicht diese Probe hinter uns hatten, waren wir doch nicht sicher, denn das muß schon gesagt werden: Wer sich ohne Erfahrung allein von einer 22-cm-Schneemeldung in das Gebiet der Steine locken läßt, kann trotz Bescheidenheit und Können immer noch einen schönen Reinfall erleben, denn das Wie der Schneebeschaffenheit ist wesentlich. Wenn nämlich unter dieser Decke der richtige, durch Regen oder Naßschnee eingeweichte und dann hartgefrorene Untergrund fehlt, sibt man sehr schnell auf der Mutter Erde fest. Im Ostergebirge sind wir zwar auch ohne ein Bröckchen Schnee Schi gelaufen, auf Wiesen, die nur mit starker Raubreißschicht überzogen waren, aber das Felsengebirge hat keine Schiwiesen und freien Hänge, sondern überwiegend Horzelwege. Daraus ergibt sich weiter, daß weder mit der Arlbergsschule, noch mit Tempeschwüngen viel anzufangen ist, daß man aber, wenn schon das Kind einen Namen haben soll, von einer „Horzelschifahrt“ sprechen müßte, die zum Teil den Schlittschubschritten ähnelt. Denn sehr oft kann man zwischen zwei Blöcken gerade nur mit einem Schi durch, während der andere eine kurze Luftfahrt macht. Gibt's dazu noch härteres Gefälle, so ist das eine schöne Schaukelei und Gleichgewichtsübung. So jemand Besitzer von zwei Paar Latten ist, sei ihm empfohlen, zu solchen „Felsfahrten“ die älteren Schwarten in Dienst zu stellen, denn mit der Gefahr, daß Späne und Splinter fliegen und es auch leicht Spitzenalat geben kann, ist mehr zu rechnen, als anderswo. Abgesehen von wenigen lockenden Abfahrten ist unsere Felsenheimat nichts für reine Tempeschwänger, denn bewaldete Steil- und Steinhänge gestatten selten Schußfahrt, und Kletterpfade und Wanderwege sind vielfach so schmal, daß man die Bretter tragen muß, statt von ihnen zu Tale getragen zu werden. Aber wenn der Massenschibetrieb im Dreieck Altenberg - Zinnwald - Rehefeld einmal zu bunt wird und wer die reichgegliederte Landschaft zwischen Meißner Hochland und Schöna-Reinhardtendorfer Hochebene, zwischen Cottaer Spitzberg und Zornwalder Wänden liebt, wen sie zu jeder Jahreszeit ruft, der nimmt die Hindernisse, die sie dem Schiläufer in den Weg legt, mit in Kauf, ja entdeckt darin sogar besondere wintersportliche Reize. Und dann ist ja noch der andere wohlthuende Gegensatz gegenüber dem



Christiania.
Aufn. R. Kobach

Kableberggebiet um diese Zeit spurbar: eine Nube, die dort undenkbar ist, wo sich sonntags Zehntausende auf ein paar Quadratkilometern förmlich auf die Schispitzen treten. Nach dieser vergleichenden Betrachtung beginnen wir aber endlich unsere eigentliche Schifahrt über und rund um den Großen Winterberg.

Aber kaum sind wir den Elbleitenweg ein paar hundert Meter im Paßschritt entlang geglitten, blieben wir schon wieder stehen. Der Kauschenstein und sein Trabant, der Winklerturm, zwangen uns dazu. Denn wer könnte sich einen Bergsteiger vorstellen, der im Winter achtlos an Felsen vorüberginge, die ihm so manche Sommerfreude schenkten? Jedenfalls haben wir uns veranlaßt, wenigstens in Gedanken zu klettern und uns mit dem Blick über die Reibung seiner Südwestkante auf den Winklerturm hinauf zu schieben. Der Kauschenstein spielte in der Geschichte unserer Seilkameradschaft ebenfalls eine wichtige Rolle, und wir widmeten ihm ein paar Minuten. Zu jeder Jahreszeit sind wir ihm schon mit Nagel- oder Kletterschub zu Leibe gerückt. Sind seinen Alten Weg hinaufgekrochen, wenn wir zu anderen Sachen zu faul waren oder Einen oder Eine in die Wunderwelt des Bergsteigens „einfuhrten“, sind einmal nach farbenfrohem Herbstwandertag im späten Abend in Mondscheinromantik über den Trautmannweg auf seinen Scheitel und durch den alten Südweg wieder abgestiegen. Und schließlich erinnerten wir uns auch gern jener Jahreswende, da uns Silvesterabend des einen und Neujahrmorgen des anderen Jahres auf seinem Gipfel haben.

Kaum hatten wir diesen Berg der Erinnerung hinter uns, stockte der Schilauflauf schon wieder. Die breite Kluft zwang uns, aus der Bindung zu gehen und auf Schusters Kappen die Grathöhe zu erreichen. Die Karawanenstraße des Sommer-Fremdenverkehrs hielt mit den Birken und dem Heidekraut Winter Schlaf. Nicht einmal Funitayfen einsamer Wanderer zeichneten sich im Schnee ab, nur Wildspuren unterbrachen ab und zu den weißen Teppich. Durch Wintermärchenwald schiwanderten wir in vielen Bindungen ostwärts. Legten lange Strecken schweigend zurück. Schisportlich gabs nichts Aufregendes. Zur Abwechslung sah sich Erich an der Einmündung des Reitsteiges in den Fremdenweg zu einem Halt veranlaßt, um unserem Kameraden Nolf eine „liebliche“ Begebenheit zu erklären. An dieser Stelle hatte sich nämlich Erich einmal ein unseren Weg kreuzendes Mädel durch die Lappen gehen lassen, und ich sollte schuld daran gewesen sein, weil ich ihn damals nach dem Heringstein lotste, statt nach den Winterbergsitzen und damit dem Mädel nachzugehen. Das ist zwar eigentlich eine „interne“ Angelegenheit, mag aber zum Zeichen dessen erwähnt werden, daß in den Kranz unserer Berggedenken nicht nur Fels-, sondern auch Mädchennamen als leuchtende Blumen verflochten sind.

In zügigen Ausfallschritten schoben wir den Fremdenweg entlang und in leichter letzter Steigung zum Gipfel des Winterberges. Damit hatten wir uns etwa 400 m aus dem Elbtale heraufgearbeitet und eine Frühstücksrast im Berggasthause verdient. Die Gemütlichkeit in der kleinen Stube verführte zum Faulwerden. Wir blätterten im Gästebuch und lasen in heylrigen Versen mande Lobpreisung des höchsten rechtselbischen Berges und der weiten Rundsicht von seinem Aussichtsturm. Besonderes Interesse erweckten die Veröffentlichungen eines „Dienstags-Wanderklubs“. Diese alten Wandervögel erschienen oft da oben und hinterließen jedesmal mit statistischer Genauigkeit eine Notiz, zu wievielt sie dagewesen und wie hoch das Gesamtaltersalter war, das sie auf dem Buckel trugen. Erich schlug vor, unsere Anwesenheit ausnahmsweise auch einmal schriftlich festzulegen. Doch erschien uns dieses Tun bei einem so leicht zu erreichenden Gipfelbuche eines Bergsteigers in unseren Jahren nicht würdig und außerdem war uns Erichs Vorschlag zu gefucht, nämlich: unsere Pflanzarten als namenloses dreiblättriges Schiläufertleeblatt oder als dreistieliges Eisblumenbukett zu hinterlassen.

Möglich kam uns auch zu Bewußtsein, daß es eine Sünde war, am lichten Tag in der Kneipe zu sitzen, während draußen der Winter auf uns wartete. Kurz entschlossen stürzten wir ihm wieder in die Arme. War die Tour bis dahin im ganzen ein beschauliches Schinwandern gewesen, so bekam sie auf einmal eine etwas sportlichere Note. Anlaß war die Wiese unterhalb des Gasthauses. Ein halbes Duzend Schi-Jünger rutschte darauf herum. Diese Wiese ist zwar nur mäßig geneigt, aber sie gibt einen guten Auslauf für eine Steilabfahrt, die man, sich zwischen Bäumen hindurchschlängelnd, oberhalb im Bergwald beginnen und in guter Vorlage über eine „Wippe“ hinweg mit einem schön gezogenen Christiania beenden kann. Dieses Stück Land würde ob seines harmlosen Gefälles und der Gaststübennähe bei größerem Schneereichtum die Voraussetzungen für einen „Adiotenhang“ erfüllen. Und tatsächlich kam uns am selben Tage auch noch ein Bild zu Gesicht, zu dem ein Schmilkauer Photograph an dieser Stelle 22 Männlein und Weiblein auf der Platte eingefangen hatte. Ob diese Aufnahme von einem heimlichen ersten Schiläufergrenztreffen stammte oder ob diese Hangschinder bestellte Leute waren, konnte ich nicht herauskriegen. Aber für uns war diese schifabrende photographierte Menschenmenge eine Überraschung, denn wir schätzten die Zahl der Schiläufer, die außer uns am gleichen Tage noch herumstreiften, auf höchstens zwanzig Menschen für das ganze Gebiet, und das bei verhältnismäßig guten Schneeverhältnissen.

Nach einigen Proben unserer Abfahrtsfähigkeit machten wir uns auf die Soeken, kuryten in den Kofisteig hinein und kamen mit flotten Schritten in ein gutes Langstreckentempo, reizten uns gegenseitig mit kleinen Zwischenspurts und gelangten bald an die Goldsteinaussicht. Wir wären keine rechten Schindfreunde, hätte uns dieser Punkt nicht selbstverständlich gedrängt, vom Wege abzuweichen, unsere Bretter bis vor an die Felskante zu schieben, zu schauen und uns zu freuen. Auf den Goldsteig zurückgekommen, schalteten wir nach diesen Minuten stiller Musik wieder auf die vorherige Welle um. Angesichts des bekannten Gefälles nach dem Zeughaus packte uns das Abfahrtsfieber. Steil winkelt von dieser Stelle an der Kofisteig hinab. Einen Augenblick haben wir uns fragend an, holten tief Atem und los ging die Has. In kurzen Abständen erfolgten die Starts. Wir mußten wirklich das ganze „Stehvermögen“ einsetzen, um senkrecht zu bleiben. Ganz gelang uns das aber nicht. Zwischen Schußfahrt und Schneepflug wechselnd sausten wir hinunter und konnten es trotz aller Fahrkunst nicht verhindern, daß es uns im 50-km Tempo jeden einmal hinbaute. So hatten wir einander nichts vorzuwerfen und landeten mit der gleichen Punktzahl am Zeughaus. Unser Urteil über diese Fahrt war einstimmig: Eine astreine Sache! Und wenn wir zu anderer Jahreszeit diesen Weg hinauftrauben, dann blicken wir ab und zu zurück, denken an die Schußfahrt auf Brettern und kriegen vor uns selber Respekt. Mir ist immer, als schloße sich an dieser Stelle der Ring unseres Tuns, zu dem wir sommers und winters, als bergsteigende Schifahrer und als schifabrende Bergsteiger hinausziehen zu Kampf und Freude.



Telemark. Aufn. R. Kobach

Wenn eine günstige Schneemeldung etwa diesen Winter erstmalig dorthin locken sollte, mag folgenden Hinweis zur Kenntnis nehmen: Wenn man, von Schmilkau kommend, an der Zwieselhütte feststellen kann: „Schifahrt möglich“, so kann in den Tagesfahrtenplan die Abfahrt durch eine der Schlüchte auf die Schindstraße oder nach dem Zeughaus mit der Gewißheit aufgenommen werden, dort ähnliche Schneelage vorzufinden. Manche Wintertag ist man nur auf die Höhenwege angewiesen und freut sich darum, bei günstigen Schneeverhältnissen einen größeren und in diesem Falle tiefergehenden Schiläuf-Radius zu haben. So war es auch für uns eine Freude, in der Nachmittagssonne auf der Zeughausstraße genießerisch dahinzugleiten, dann gemächlich in die Quenenwiesen einzubiegen und an ihrem Ende in die blau grauen Schatten der „Nerdwände“ zu tauchen, während rundum der weiß-goldene Wintersonnentag das Grau der Gipfel und Wände gegen Osten aufhellte. Langsam ging dann schräg hangauf. Wir hätten uns den Anstieg ja etwas erleichtern und die Schier als Bergstöcke benutzen können, besaßen aber den Ehrgeiz, mit den langen Hölzern an den Füßen die Höhe zu gewinnen, zumal uns das auch für geplante Alpen-Schifahrten als gute Übung erschien. Am Gleitmannsborn hielten wir das letztemal Rückschau gen Nerdosten. Die Horizontlinie Tanzplan-Wachberg erinnerte an einen früheren sonnigen Märzschitag da drüben, und im Abschiedsblick nach den Värfangwänden mit dem Vorderen Pechofsborn wurde eine vorjährige frohe Frühlingsschifahrt lebendig.

Die „Wurzel“ ist kein Kletterweg. Als aber Billy Ehrlich für unser Buch „Bergsteigen in Sachsen“ etwas über Bergsteigers Winterfahrten schrieb, konnte er an eben diesem Wurzelweg nicht wortlos vorbeigehen und sagte im Hinblick auf die Brettelei: „Die Wurzel ist nur etwas für ganz große Köhner.“ Daran mußte ich denken, als wir an jenem Abend auf unseren Brettlern am „Ausstieg“ des Weges standen. Damals war die Wurzel gleich oben im steilsten Stück vereist und wir unterließen es, kurz vor dem Feierabend unser Können an ihr und auf ihr zu beweisen, da wir nicht Lust hatten, nach so gut verlaufener Tagesfahrt den Schigöttern unsere Brettlspitzen zu opfern. Um die Abfahrt ins Elbtal möglichst lange zu genießen, schlugen wir uns links über den Weiberföhrenweg nach der neuen Bergstraße. Und es war schön, in einer Kurve den Rosenberg, in der nächsten Föhrenstein und Hoben Schneeberg und zuletzt im Abenddämmern König- und Lilienstein ins Blickfeld zu bekommen. Aber das Abfahrts-tempo war uns etwas zu mäßig gewesen und wir bereuten ein wenig, nicht doch die Wurzel hinunter gesaußt, geschneepflügt, gerutscht oder geflogen zu sein. Als wir beim nächsten Male dannoch diese Abfahrt „machten“, mußten wir ja wohl aufpassen, daß es uns auf der immerhin langen Strecke nicht die Beine auseinanderriß und

hinlegte, aber eine „Sieben“ mit der Warnungstafel „Nur für Kanonen!“ ist der Weg wohl doch nicht.

Wir glitten bergab, solange nur eine Spur von Schnee es erlaubte; bei Höhe 200 aber mußten wir vor dem Tod aller Schiböcker, dem gefrorenen Dreck, kapitulieren. Kolf hielt noch eine Dankrede an seine arg abgehobelten Schindeln, die ihm treue Dienste auf vielen Fahrten getan und auf ihre alten Tage noch zu einer Schitour durch drei Klettergebiete verbolsen hatten.

Statt die Schritte direkt zur Fäbre zu lenken, schien uns eine Einkehr im Schmilkaer Bergsteigerhotel ein würdiger Abschluß des Tages. Klein, aber zünftig war die Tafelrunde. Aber der „Bergwirt“ (im Elbtale!), der uns manches liebe Mal nach feierlicher Begrüßung „angepflaumt“ hatte, mußte diesmal rubig sein, denn wenn er auch als Obrenzeuge unzähliger Kletterberichte beim Kletterlatein ein Weildchen mitreden konnte: dem Schiläuferlatein stand er sprachlos gegenüber. Er mußte sich geschlagen bekennen, als wir ihm sagten, daß aus seiner ehrwürdigen Bergsteigerklaue wohl ein schätzenswertes Sommerfrischlerheim geworden sei, daß sein „erstes Haus am Plake“ aber nie ein Wintersporthotel werden würde. Und daß er, um einmal Schiläuferberden, Kennstrecken, Sprungflüge, Wintersportmodenschauen und richtige Schibasen zu sehen, sich in andere Gefilde begeben müsse. -

Denn das Felsengebirge wird nie Winterportgebiet im allgemeinen Sinne werden; um seine winterliche Schönheit schifabrend zu erleben, muß man aber nicht unbedingt ein großer K ö n n e r , aber ein K e n n e r sein.

Ludwig Richter als Bergsteiger im Zillertal Seine Wanderung vom Pinzgau über Jenbach nach Innsbruck August Sieghardt

Ludwig Richter, der große deutsche Maler aus Dresden, der unsterbliche Schilderer der deutschen Heimat und der deutschen Familie, hat nicht bloß die deutschen Gaue nach allen Himmelsrichtungen durchwandert, sondern er hat sich auch in D i e r r e i c h viel umgesehen und aus diesem Lande manch wertvolles Blatt in seinem Skizzenbuch mit heimgebracht. Als ihm im Frühsommer des Jahres 1823 das Glück besonders hold war, indem es ihm ein mehrere hundert Gulden ausmachendes Stipendium bescherte, da beschloß Richter, eine Reise ins schöne Land T i r o l zu unternehmen, um Innsbruck kennenzulernen und von dort aus nach Italien weiterzureisen. Über Hof, Nürnberg und München kam er bei dieser Gelegenheit zum ersten Male ins B a v e r i s c h e G e b i r g e , nach Tegernsee, Schliersee und auf den Wendelstein, von dessen Erstigung er uns in einem ausführlichen Bericht so köstlich berichtet. Über Rosenheim wanderte er dann durch den Ebiengau nach S a l z b u r g und von dort nach B e r c h t e s g a d e n , um auf dem Hirschbühl die Grenze zu überschreiten. An dieser hatte der junge Richter eine Auseinandersetzung mit dem dort stationierten Zöllner, der es nicht glauben wollte, daß die Stadt Dresden in Sachsen liege und der der Meinung war, sie müsse entweder in den „bayerischen oder kaiserlich österreichischen Staaten“ liegen. Vom Hirschbühl aus wanderte Richter durchs Salachtal nach L o f e r , wo er übernachtete; am andern Tage ging nach Z e l l a m S e e und weiter in die K r i m m l zu den berühmten Wasserfällen.

Von Krimml aus stieg nun Richter über die 1486 m hohe G e r l o s e r P l a t t e über das Hochgebirgsdorf Gerlos hinüber ins Zillertal, nach Zell a. Ziller und Mavrhofen, um von hier aus den sechsstündigen Marsch nach dem höchstgelegenen Dorf Tirols, nach Hintertur, anzutreten. Mitte August kam Richter bei herrlichem Wetter in Hintertur (1494 m) an. Die großartige Hochgebirgslandschaft mit dem eisgepanzerten Gletscher der Gefrorenen Wand (3291 m) machten in Verbindung mit der schauerlichen Einsamkeit des Tales auf den jungen Maler einen nachhaltigen

Eindruck, den er in seinem Tagebuch festzuhalten suchte. „Ich ging - heißt es da - das stille baumlose Tal entlang, blumige Matten zur Seite, vor mir im zartesten Rosenlicht die Schneeriesen mit ihren leuchtenden Spitzen, schroffen Wänden, weitgestreckten Schneefeldern und Gletschern, aus denen lautlos ein mächtiger Wasserfall herabstieß. Kein Vogel zwitscherte, kein Laub rauschte, keine Luft regte sich; es hatte die Natur hier ein Gesicht groß und schön, aber voll melancholischer Einsamkeit. Es war so schön und einzig großartig, daß ich mich setzen mußte, von diesem Anblick ganz hin-genommen und nur die würzige, kräftige Luft einsog, denn wer hätte da zeichnen können! Man muß allein sein, wie ich es war, um solche Szenen tief zu empfinden. Mächtige Dämmerung lag über dem Tal und die Eispyramiden leuchteten rotglühend in das tiefe Schweigen, als ich nach dem kleinen Wirtsbaus des Dörfchens schritt.“

Die Absicht Richters, am nächsten Tag über L a n e r s b a d und M a v e r h o f e n ins vordere, untere Zillertal zu wandern, ließ sich des schlechten Wetters wegen nicht durchführen. „So blieb ich in Hintertur auf meinem Stübchen, zeichnete und schrieb in mein Tagebuch. Die schöne Schwester der Wirtin, eine Kriembildengestalt, leistete mir Gesellschaft, wie es hier so Sitte ist. Wir plauderten viel und sie sang mir alle Turer Lieder und Schnaken vor, die sie wußte.“ - Von der segensreichen Einrichtung eines heilkräftigen Bades konnte Richter damals noch nicht Gebrauch machen, denn die heute berühmten, gasteinähnlichen warmen Quellen am Schmitzenberg wurden zu jener Zeit noch nicht gebührend beachtet. Dagegen hätte der junge Richter bei seinen Streifzügen in die Umgebung von Hintertur leicht einem B ä r e n begegnen können, denn das letzte Exemplar dieser Tiergattung wurde lt. Bericht des Boten von Tirol und Vorarlberg am 17. Juni 1830 am 9. Mai dieses Jahres im Turer Tal gesichtet. - Beim Mittagessen in der Wirtsstube hatte Richter ein seltsames Erlebnis, das er wie folgt erzählt: „Es kamen vier Männer mit dufeligen Gesichtern, die an einem andern Tisch ebenfalls ihren Imbiß verzehrten. Sie hatten erfahren, daß ein fremder Maler da sei und weil sie dasselbe Handwerk trieben, so sahen sie schnell und mißtrauisch nach mir herüber. Bis der eine, ein langer dürrer Kerl, endlich losbrach und erklärte, daß er die Turer Kirche zu malen in Afford genommen habe, daß deshalb kein Fremder herzukommen brauche, denn er bedürfe keines Gehilfen und habe schon seine Gesellen. Meine Bemühungen, ihnen den komischen Irrtum zu benehmen, schienen indes wenig zu fruchten, bis der Herr Kooperator, der inzwischen eingetreten war, ihnen die Sache mit besserem Erfolg auseinandersetzte und mich sogar nach dem Essen zur Besichtigung des kleinen Kirchleins lud. Das geschah denn auch und so ward der Frieden hergestellt.“

Tagelanger Regen hielt Richter in dem einsamen, westabgeschlossenen Hochgebirgstal zu Hintertur fest. Endlich konnte sich der Maler aufmachen zu dem sechs Wegstunden erfordernden Marsch über Lanersbad nach Mavrhofen. „Ich zog, bis auch die Haut durchnässt, die einsame Straße dahin; die Berge waren in Wolken eingewickelt, der Weg ein Morast, die Landschaft ein eintöniges Grau, der Magen leer. So war es kein Wunder, daß ich mich schon nachmittags vier Uhr recht ermüdet und verstimmt nach einer Herberge umfab. Ein Haus im Dörfchen links vom Wege lockte mich, es war das Wirtsbaus, in dem nur eine stille Wirtin saß und niemand sonst zu sehen war. . . . Es wurde mir langweilig in meinem Stübchen; zum Essen war es noch zu früh, denn ich aß immer nur einmal des Tages, nicht aus Unlust des Magens, sondern meines schwindstüchtigen Geldbeutels wegen. So fragte ich die Wirtin, ob sie nicht etwas zum Lesen habe, um die Zeit mit etwas Geistesnahrung auszufüllen, bis der schöne Augenblick zum Abendessen kommen würde. Das gute Weib brachte mir in der Schürze ein halbes Duzend Bücher, die ich sogleich durchstöberte. Ich war aber sehr enttäuscht, denn es waren Gebet- und Erbauungsbücher, nach denen mich durchaus nicht gelüstete.“ Aber eine Überraschung hat Richter bei dieser Gelegenheit doch erlebt. Als er nämlich den Büchervorrat näher betrachtete, entdeckte er zu seiner großen Freude ein „Beicht- und Kommunionbuch“ von Japfis-Dresden, das in der Arnoldschen Buchhandlung zu Dresden verlegt worden war. Dieser Fund machte ihn sehr heiter und froh, denn der Dresdener Buchhändler und Verleger Arnold war es ja,

der ihm das Stipendium zu dieser Reise verliehen hatte! So betrachtete er das Buch als einen lieben Gruß aus seiner teureren Vaterstadt.

Am andern Tag, am 24. August, klärte sich das Wetter auf. Frohen Mutes verließ Richter das einsame Alpendorf (es war Lanersbach) und wanderte über Mauerhofen und Zell am Ziller talauswärts gen Jenbach, ins Inntal, von wo aus er die Reise nach Innsbruck fortsetzte. In Innsbruck erlebte er nun insofern eine arge Enttäuschung, als er die erwartete Post- und Geldsendung aus Dresden nicht sogleich vorfand, er auf beides vielmehr fast eine Woche warten mußte. Diese Zeit verbrachte Richter zumeist mit dem Lesen von Büchern über Tirol, die ihm ein gutmütiger Innsbrucker Buchhändler geliehen hatte! Als nun der Geldbrief seines Gönners Arnold aus Dresden mit Brieffschaften von Vater und Mutter eintrafen und zu allem Glück auch noch „ein kleiner, aber lieber Brief von Auguste“, Richters heimlicher Herzallerliebsten und späteren Gattin, da war die gute Stimmung in des jungen Malers Herzen bald wieder hergestellt. Nach einer Besichtigung der schönen „alpenhaften“ Stadt Innsbruck schnürte Richter wieder sein Ränzchen, kaufte dem menschenfreundlichen Buchhändler, der ihm ausgeholfen hatte, einen „Homer“ ab und wanderte am frühen Morgen des 5. September fröhlich und tatensfroh aus Innsbruck hinaus, über den Brenner dem sonnigen Süden und dem Land seiner Sehnsucht, Italien, zu.

Unser Bergkamerad und lieber Freund

Gustav Kasten

Inhaber des goldenen Bundes-Ehrenzeichens

ist am 6. Januar 1938, einen Tag nach Vollendung seines 83. Lebensjahres, zur großen Armee der toten Bergsteiger abberufen worden.

Der Sächsische Bergsteigerbund verliert in ihm einen seiner treuesten und in Notzeiten bewährtesten Kameraden. Selbst in bescheidensten Verhältnissen lebend, hat er schon bei Lebzeiten dem Bunde ein Vermächtnis übergeben, daß dem Bunde ein wertvoller, materieller Rückhalt gewesen ist und bleiben wird. Darüber hinaus ist das Vermächtnis Gustav Kastens viel wertvoller als Geld und Geldeswert es sein könnten. Er war der unermüdliche Prediger für wahrhafte und vorbildliche Kameradschaft der Bergsteiger, er war ein unerbittlicher Gegner des äußeren Scheins; nur die konnten vor seinen Augen bestehen, die sich als Menschen und als Bergsteiger bewährt hatten.

Sein Leben war angefüllt mit Arbeit und Sorge, beides aber überstrahlt von einem reinen Idealismus, von einem Glauben an das Gute und von einer Begeisterung für alles Schöne, wie man sie nur selten findet. Daß er bis in sein spätes Alter aktiver Bergsteiger blieb, das zeigt uns, was Gustav Kasten wirklich war. Mag auch Dein Leib vergangen sein, Gustav Kasten, Dein Geist und Deine Gesinnung wird unter uns fortleben, solange wir zu Berge fahren.

Wir grüßen Dich zum letzten Male mit unserem sieghaften Gruß: „Berg Heil!“

Sächsischer Bergsteigerbund e. V., Dresden

Martin Wächtler

Bergsteigerschicksal. Kurt Israel

Herbert, einer der erfolgreichsten unserer Zunft, hat nach altem Brauche Seilschlingen und Karabiner im Rucksack. Herbert hat kein Motorrad, und alle Verhältnisschaufeln der motorradbesitzenden Bergfreunde sind schon durch die entsprechenden Auspuffgazellen besetzt. Deshalb fährt Herbert mit der Eisenbahn. Da er diese auch werktags zur Erreichung seiner Arbeitsstätte in Anspruch nimmt, ist Herbert schon lange Spezialist in Pünktlichkeit. Man kann stets damit rechnen, daß mit Einfahrt des Zuges auch Herbert durch die Sperre rast.

An einem herrlichen Sonntagmorgen sehen wir Herbert in seiner Junggesellenbude bei der morgendlichen Verschönerung. Das frische Wasser hat ihn springlebensfähig gemacht und hoffnungsstrebend fährt er in das blütenweiße Hemd.

Ein Blick auf die Uhr hat ihm schon wieder gesagt: „Allerböseste Zeit!“ Elegant schwenkt der mit weißem Ärmel bekleidete, muskulöse Arm durch den Raum, streift ganz zart den an der Decke hängenden Fliegenfänger, da geschieht das Furchtbare!

Im gleichen Augenblick, als der Kopf durch die dazu bestimmte Öffnung schlüpft, — schlängt sich ein klebriges Band um Herberts blonde Locken.

Minuten dauert es, ehe unter unartikulierten Lauten ein klebriges Etwas in den Kohlenkasten geschleudert wird. Entsetzlich stöhnend taucht Herberts Kopf in das kalte Wasser. O graufames Los! Klebstoff und Fliegenleichen scheinen das Wasser zu hassen; denn fester denn vorher verbindet sich das ekle Zeug mit den blonden Locken. Traumbast sieht sich ein Bergsteiger bei seinen Freunden. — Da — eine Flasche Spiritus! Ist denn das Zeug ganz unlöslich? Alle Flüssigkeiten, die Herbert, der Bedauernswerte, zuletzt mit Hilfe der mitleidigen Wirtin, erreichen kann, werden durchprobiert. Endlich, nach stundenlanger Qual, sieht Herbert einen Erfolg.

Trübinnig studiert der Arme den Fahrplan und stellt fest, daß er gegen Mittag „draußen“ sein kann.

So glaubhaft auch die Ausrede, die er sich zurechtgebaut hatte, erschien, eine schwere Abreibung durfte er trotzdem einstecken; denn die armen Klubfreunde hatten infolge der fehlenden Seilschlingen nichts Rechtes machen können. — Lange konnte Herbert keine Fliege sehen, ohne daß ihn nicht ein leichtes Grausen angekommen wäre. Mir hat Herbert die ganze Geschichte am Silvester nach dem roten Glas Brog erzählt. Ich darf aber dieses Drama keinesfalls verraten, und deshalb muß ich Euch mitteilen, daß Herbert gar nicht Herbert heißt und daß er auch keine blonden Locken hat, sondern — ach so, ich schweige!!!

Parfenn. Werner Fritsche

Parfenn, längst kein gewöhnlicher Name mehr, sondern der Begriff höchsten Skiglücks. Man denkt dabei an weiter nichts, als an nicht endenwollende, rauschende Abfahrten. Ob alt oder jung, ob arm oder reich, keiner kann sich diesem Zauberwort verschließen, und jeder, der einmal seine Schneeschube in dieses Paradies setzte, ist ihm mit Leib und Seele verfallen.

Auch mir winkte das Glück; als Lehrwart sollte ich einen Kursus nach Davos begleiten. Böse Zungen weissagten mir wohl, beim Kursus bliebe keine Zeit für mich selbst. Ich kann aber jetzt sagen, daß ich voll zu meinem Recht gekommen bin.

Wisst Ihr noch, Kameraden, als wir am zweiten Tag, während die Kursisten Mittagseruhe hielten, der Parfennbahn zueilten? Dieser unscheinbare Wagen, in dem alle Sprachen durcheinanderschwirrten, brachte uns in 18 Minuten 1108 m höher, zum Weißfluhjoch. Das erste, was uns oben auffiel, war ein unbändig steiler und langer Hang. Hier starteten gerade Engländer ein Abfahrts-

rennen. Das Kommando ertönte, drei kräftige Stockstöße, und in einem einzigen geraden Schuss jagten die Fahrer diesen Hang hinunter, immer kleiner werdend, bis ein neuer Steilhang sie unseren Blicken entzog. Als dann ein paar Frauen in demselben Fesentempo abgingen, da schüttelten wir die Köpfe. Aber nicht lange, dann kam in uns der Wunsch auf, das gleiche zu tun. Gedacht, getan. Wir fuhren an, ein Schwung in die Fallrichtung, und dann rutschten unsere Ski in einer geraden Spur hinunter zur Wasserscheide, daß uns das Wasser aus den Augen lief. Jetzt hatte es uns gepackt, dieses Fieber der Geschwindigkeit. Jeder wollte den anderen überholen, bei jedem neuen Steilhang jauchzten wir auf. Selbst den geraden Übergangsweg zum Strelapass nahmen wir im Renntempo, und nicht einmal das Passhaus konnte uns locken; weiter ging die Spur ohne einen Schwung. So hätte man bis ans Ende der Welt fahren können, wenn nicht auf einmal der Wald der Schwalm dastünde. Hier hob der Skigott seine Hand und sprach: „So, ihr rasenden Menschenlein, jetzt machen wir die Probe aufs Exempel. Mut hat auch der Mameluk. Schuss fahren kann jeder. Aber diese Waldabfahrt kann nicht jeder machen. Zeigt einmal, was ihr könnt.“ Er gab uns einen leichten Stupfer, und dann ging dieser wilde Tanz los. Mitten und senkrecht durch steilen Wald führt die Spur. In unzähligen Schwüngen und Sprüngen windet und wiegt man sich um die Bäume dem Tale zu. Wehe dem, der hier die Herrschaft über seine Bretter verliert, er darf seine müden Gebeine unter Sträuchern und Bäumen hervorsortieren. Bis zum breiten Promenadenweg führt die Abfahrt, dort ein letzter Schwung, wir standen tiefaufatmend wieder in Davos. Das war der Auftakt zu vielen, vielen schönen Fahrten. Ob wir nun das Meierhof-, das Dorfstättli oder die Standardstrecke fuhren, ob bei Sonnenschein, Schneesturm oder Nebel, ob bei Pulver, Harsch oder Firnschnee, jedesmal war es schön. Und doch sind es gerade zwei Touren ganz entgegengesetzter Art, die mir besonders in Erinnerung sind. Die erste kam ganz unvorhergesehen.

Am Morgen hatte es gestürmt und geschneit. Bei diesem miserablen Wetter hatte der Kursus Rube. Am Nachmittag klarte es auf, doch wehten am Schiaborn, dessen schöne spitze Gestalt mich jeden Morgen durchs Fenster zuerst begrüßte, mächtige Schneefahnen, ein Zeichen, daß da oben noch allerhand zu erwarten war. Ich fuhr trotzdem allein rauf, mit unbestimmter Abfahrtsroute. Erst beim Aussteigen entschied ich mich für die längste Strecke, nach Kübbis.

Es war gerade 5 Uhr, bis ich startfertig war, vergingen fünf Minuten. 5.43 Uhr ging der Zug zurück nach Davos, blieben mir also noch 38 Minuten für die längste aller Abfahrten, über die der Bericht trocken sagt: „16 km zusammenhängende Abfahrt, Höhenunterschied 2027 m, mittlere Abfahrtszeit zwei Stunden, Record Furrer, Zermatt 16.01 Minuten.“ Als ich mir die Ski anschnallte, glaubte ich selbst noch nicht, daß ich es in einer reichlichen halben Stunde schaffen würde. Vor mir schossen zwei Engländer los, sie kamen mir gerade recht als Schrittmacher. Anfänglich ging es auch gut, obgleich ihr Tempo unheimlich schnell wurde, denn Steilhang reißt sich an Steilhang. Plötzlich bogen sie von der Spur in einen unbefahrenen Hang ein. Ich natürlich hinterher, und ehe ich mich recht orientieren konnte, wo es denn eigentlich hingehet, machte ich einen Luftsprung und landete wie ein geprellter Frosch auf allen Vieren im tiefen Neuschnee. Wehmütig sah ich meine Engländer davonrauschen, kostbare Minuten waren verloren. Erst an der Centerser Schwendi, einem Gasthaus, holte ich sie wieder ein. Hier ist es auch ein besonderer Vorfall, den ich erwähnen will. Vor uns fiel ein junger Mann hin, ein Ski ging ihm ab und suchte das Weite, der Bursche rührte sich nicht und blieb ganz apathisch liegen. Wir sahen, daß er vollkommen fertig war. Dabei hatte er jetzt das schöne Stück hinter sich, das Schwerere für ihn kam erst noch. Hier darf man wohl mit Recht fragen: „Hat es denn für den Anfänger einen Sinn, eine so lange Abfahrt, der er gar nicht gewachsen ist, zu wagen, bloß um sagen zu können, ich habe die Parsennabfahrt gemacht?“

Uns konnte nichts mehr halten. Schwung reißt sich jetzt an Schwung. Keine Bodenwelle, die in rauhen Mengen vorhanden sind, nicht einmal Harsch, der es hinter Centers auf unsere schon müden Beine abgesehen hatte, konnte uns hemmen. Wir hatten nur den einen Gedanken, 5.45 Uhr fährt der Zug. Und wir schafften es, wir fuhren zu gleicher Zeit mit dem Zug im Bahnhof ein.

Es war kein beschauliches Genießen, kein beschauliches Fahren, es war ein Jagen um die Sekunden, ein Knausern um jeden Meter Boden; und doch war es schön. Wo kann ich denn im Mittelgebirge einmal 16 km abfahren? Wo dürfen meine Ski einmal einen einzigen 4 km langen Schuss fahren? Mag mancher dieses Abfahren verdammen, es gibt nur ein Parsenn, und deshalb habe ich es getan.

Ganz anders war die nächste Tour, zum Fischaborn. Der Ruckfack und die Felle kamen zu ihrem Recht. Frühzeitig stapften wir durchs herrlich bewaldete Flüelatal. Es wurde uns nicht leicht gemacht; Sturm heulte wieder in den Lüften, ein gemeiner Bruchbarisch bedeckte die Hänge, und am rechten Talhang zeigte uns eine mächtige Lawine, daß Vorsicht am Platze war. Als die Spur aus dem Wald ins Freie trat, da kam uns der Wind im vollen Galopp entgegengejagt. Schnell hatten wir die Sturmkleidung angezogen, um wenigstens einen wirksamen Schutz zu haben. Sieben Mann hatten die Lust verloren und blieben zurück. Zu dritt stiegen wir weiter, uns Schritt für Schritt aufwärts kämpfend. Wenn wir eine Schnaufpause einschalteten, dann sahen wir im Tal die Häuser von Fischucken. Dort saßen nun die Kameraden bei heißem Tee und ließen sich gut gehen. Sollten wir nicht auch umkehren? Der Gedanke war zu verführerisch. Aber nein, gerade gingen wir hinauf. Das Gipfelkreuz war unser Ziel. Die Pluschfelle griffen gut, so daß wir die Hänge fast senkrecht nehmen konnten, und doch dauerte es noch zwei Stunden, bis wir in einer Schwarte die Ski abschnallen konnten. Die letzten 50 m mußten wir zu Fuß gehen. Aber was, gehen war zu zart gesagt, wir wühlten uns hinauf. Bis zum Bauch versanken wir im Schnee und der Sturm riß uns fast die Haut auf. Wir lachten trotzdem, denn oben erwartete uns ja der Lohn, der, heiß erkämpft, doppelt so schön war. Weit schweifte der Blick über herrliches Land. Im Osten legte die Sonne ihre Strahlen auf die Bergspitzen, daß man meint, ein verwunschener Rosengarten stehe dort. Und ganz im Gegensatz dazu liegt im Westen ein unwirklich blaues Licht über allem, ein Anzeichen für schlechtes Wetter. Könnte man doch einmal die Armisten der Städte, denen nur der Wunsch und das Sehnen nach all dem Schönen unserer Erde freisteht, dort hinauf führen, es wäre das schönste Geschenk, was zu vergeben wäre.

Ungern schieden wir aus dieser Himmelsnähe, aber bei diesem höllischen Sturm hielt es niemand lange aus. Eine kleine Stärkung wurde dem Magen noch einverleibt, dann bekamen die Bretter schwere Arbeit. Welcher Skiläufer bekommt nicht Gänsehaut bei dem Wort „Bruchbarisch“? Auch uns war nicht wohl zu Mute, aber es blieb keine andere Wahl. Sicherheit war da natürlich erstes Gebot, und so schämten wir uns denn auch keiner Spitzebre. Etwas müde, aber wohlbehalten kamen wir im Tale an. Noch einmal schweifte der Blick zurück zum Fischaborn. Ein rosaer Hauch lag darüber, die Sonne gab ihm gerade den „Gutenachtkuß“. Dann trudelten wir beglückt unserer warmen Stube und dem guten Schweizer Essen zu.

Ich habe mich gefragt, welche von beiden Touren wohl schöner war? Ich muß gestehen, beide waren gleich schön. Jede hatte ihre eigenen Reize. Jede erhielt durch den Gegensatz der anderen ihren besonderen Wert.

Wenn wir auch nicht alles sahen, so haben wir doch genug des Schönen in uns aufnehmen können. Und wenn wir jetzt einmal müde zwischen Mauern sitzen und meinen, der graue Alltag erdrückt uns, dann nehmen wir unsere Ski und Bergbilder zur Hand und lassen uns im Geist den Bergwind um die Nase wehen, dann werden die Augen schon wieder blank.

Viel zu schnell verging die Zeit. Mit leiser Wehmut stiegen wir in den Zug, nahmen noch einmal dieses herrliche Bild tiefsten Winters in uns auf, dann rollten wir der Heimat, dem Frühling zu, denn an der Bergstraße blühten schon die ersten Baume!

* * * *

Drei Gedichte. Rudolf Heinz Reisky

An unsere jungen Kameraden

Freunde, alle großen Chöre,
die zu unsern
Kronen steigen,
tragen Urkraft und Gebet.
Aber doch . . . : verlöre
denn nicht jeder
seinen Wert,
wenn darüber nicht,
im Schweigen,
kündesgleich
und unverfehrt,
und verhüllt,
die Seele steht?

Angefüllt mit großen Worten
mögen wir wohl sein
Aber einmal wird doch auch
mit Worten
alles überborden,
was nur Plunder war
und nichts als Schein.
Und die Brausenden,
die ewig nur
gesprochen hatten,
werden jählings
sterbensklein
vor den Steten,
die sich mühen,
über allen Worten
auch im Ringen
groß zu sein! . . .

Wenn die Sonne wieder kommt . . .

Regen rinnt,
und die Stille
ist wie der Tag:
ruhlos im Wind,
im Wind . . .

Aber nach Stunden steht
plötzlich ein Schimmer
Sonnengeflimmer
königlich droben.
Und die Vögel rings
perlen wieder;

Ah, ihre Lieder
füllen die Luft!

Regen vorbei! Nur Licht!
Die Wälder triefen
im Glanz,
und Wiesen blinken;
und Dünste steigen
mystisch in den Tag —
ins Blau
aus dem sie trinken,
tief in den Tag! —

Ah, wieder Finkenschlag
und Sonnenschein!
Und nun danach:
was kann den schöner sein,
als nach dem Regen
hier am Fels
sich langzulegen? . . .

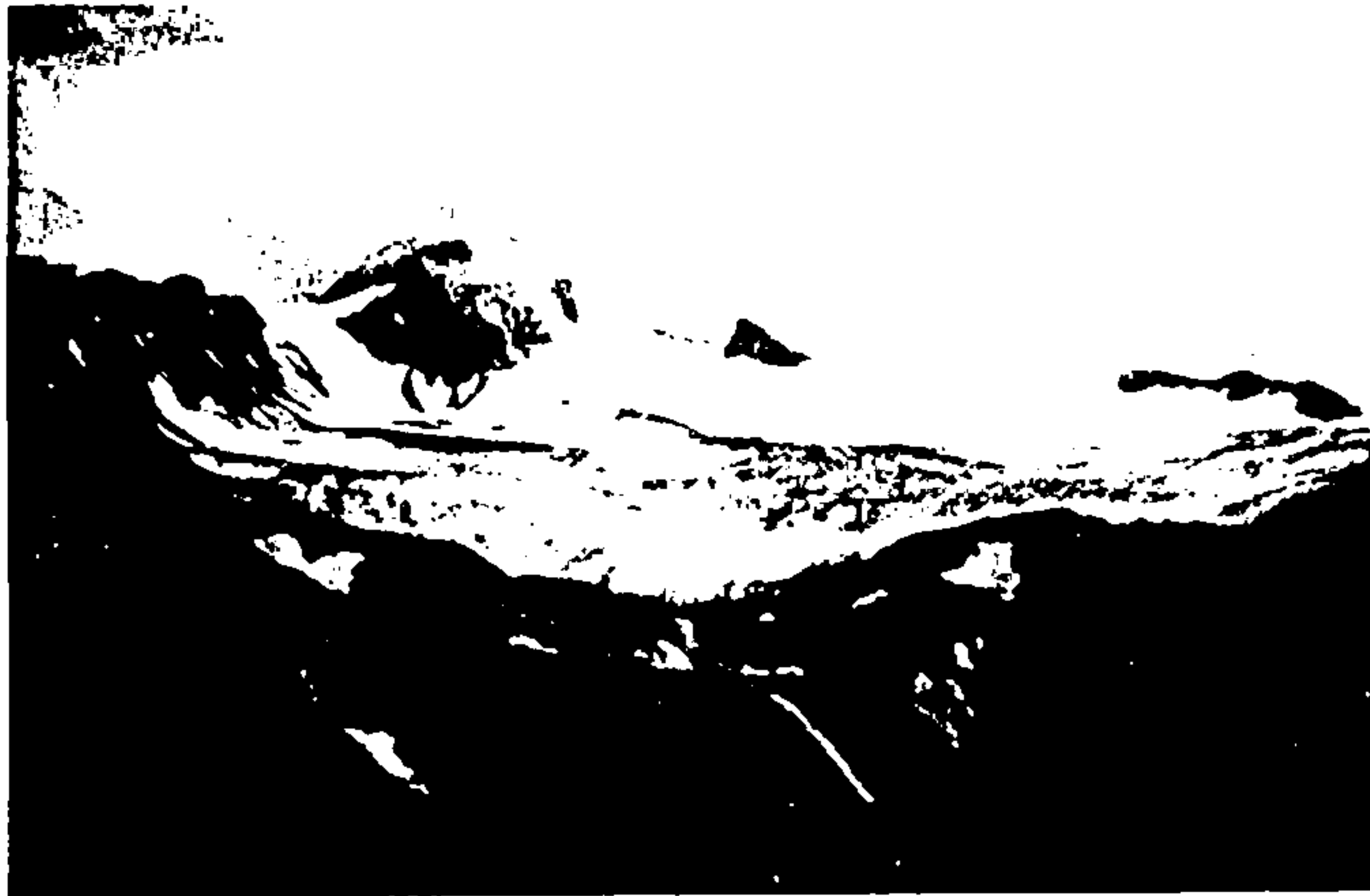
Besinnliches Gespräch

Kleine Aurikel, du
unterm Fels,
blühe immerzu . . .

Aurikel, ja wiege dich im Wind,
verwunderlich —
Ob wir auch immer,
du und ich,
uns Fremde sind:
Stehn wir nicht gleichsam
tief vereint?

Ein jedes lebt,
und jedes geht;
ein starker Atem,
der uns schlaff verweht,
und schon dahin —
. . . Doch übers Jahr,
wenn wieder
die Aurikel blühen:
Vielleicht bin ich
ein Blatt
an dir?

Licht überm Fels,
und hier . . . nur wir! —



Das Kitzsteinhorn
von der Krefelder Hütte
Aufn.: W. Martin



Gipfelrast auf dem Kitzsteinhorn
Aufn.: W. Martin

Eine Besteigung des Kitzsteinhorns (3204 m) in den Tauern

W. Martin, Ofchatz

Als wir im Juli 1931 auf einem Gipfel der Silvretta standen, ahnte keiner von uns, daß wir auf lange Jahre den gletscherbedeckten Zinnen der Zentralalpen fernbleiben, ihre silbern schimmernden Dreitausender nur aus weiter, weiter Ferne bewundern sollten. 1932 kam: Ein von Kühnen, reichen Plänen beschwingter Anfaß zu einer Tauernfahrt erstickte im Keime: — Eine bössartige, plötzlich unterwegs mich auspringende Krankheit warf mich zurück aus dem schönen Österreich und erstickte alle Hoffnungen . . . 1933! Die Schranken, die die Wege von Deutschland hinüber nach Österreich hüten, schlossen sich . . . für wie lange? Und sollten wir Bergsteiger nun darum trauern, weil jetzt vielleicht unser ganz persönlicher alpiner Wunschzettel nicht mehr erfüllt werden konnte? Nein — unmöglich! Weg mit diesen eigensüchtigen privaten Ansprüchen! Hier stand a n d e r e s auf dem Spiele! Ein Volk hatte sich aus Ohnmacht und Zerrissenheit heraus wiedergefunden — fest zusammengeschlossen in e i n e r Nation, geschart um seinen Führer! Angesichts dieser Tatsache wäre das Trauern um das Begraben von ein paar persönlichen Wünschen ein geradezu lächerlich kleinliches egoistisches Gebaren gewesen. Und doch! Zwar trauern oder gar jammern um der Tatsache willen wollten und konnten wir nicht, aber etwas anderes — ein starkes Hoffen — glomm im Grunde unseres Herzens wie eine heiße, nie zu löschende Flamme Es sind ja nicht nur die Berge da drüben, die wir meiden mußten, sind ja auch deutsche Menschen dort, denen wir die Hand nicht mehr reichen durften — unsere d e u t s c h e n B r ü d e r ! Und die Hoffnung trog nicht! Das Jahr 1936 sollte uns die Entspannung zwischen dem Reich und dem unglückseligen irrefeleiteten Brudervolke bringen. Zwar bescheiden, sehr bescheiden war und ist zunächst noch die praktische Auswirkung der Grenzöffnung, aber der Anfang war gemacht, die Möglichkeit ist da, und mit heißem dankbarem Herzen, mit inniger Freude begrüßen besonders wir Bergsteiger diese Wendung.

Und wie froh war auch ich, schon im zweiten Jahre — 1937 — an den Segnungen dieser Grenzöffnung ein wenig teilhaben zu können!

Mit 45 Reichspfennigen und einem Scheck über 80 Schilling — 40 RM. in der Tasche sitze ich beglückt im Zuge Salzburg — Zell am See. Wie anders ist alles hier als im Verdonesgadener Land, das ich eben verlassen habe: überall reichlich Platz — andere Uniformen, kein Hitlergruß mehr — andere Menschen — wirklich andere? ist doch unser deutsches Brudervolk!

Die Schönheit der Fahrt hält mich jetzt ganz gefangen. Da ragen die weißgrauen Mauern des Höllstocks in den stahlblauen Himmel. Ein seidiger Wolkenschleier umspielt seinen breiten Gipfel, auf dem wir vor genau acht Tagen standen, sehnsüchtig die Blicke nach Süden gewandt. Und nun ist's Wirklichkeit geworden! Mächtig wuchten die steilen hellen Wände des Tennengebirges bei Werfen zur Linken empor. Quertäler zu beiden Seiten wechseln mit Bergeshöhen, lieblichen Dörflein und Schlössern — schönes Österreich! Ein großes Bergwerk naht, wo an den Hängen des Hochkönigsstocks wertvolles Erz gegraben wird. Weiter — immer tiefer hinein in das prächtige Salzburger Land! — lang ist der Schienenweg an den Ufern der schäumenden Salzach hin Bruck — Fusch! Die Gletscherberge der Tauern winken zum erstenmal! Und da! Das heißerstrebt stolze weißglänzende Kitzsteinhorn! Mit der ganzen Liebe und Bergesehnsucht, die sich in fünf langen Jahren in meinem Herzen aufgeschweibert hat und jetzt laut und gebieterisch zur Tat drängt, werde ich dir auf den Leib rücken! Zell! Alles steigt aus. „ Da liegt der See so schön daneb'n“ Herrlich breitet sich der blaugraue Spiegel im mittäglichen Sonnenglanz. Mit einem Fahrtgenossen, einem jungen wanderfreudigen Österreicher, finde ich bald eine treffliche „Bleibe“. Wie da die Erzeugnisse der alten, noch immer so guten österreichischen Küche munden! Doch jetzt lockt der See; ich bummle entzückt an seinem Ufer hin; mein Blick schweift vom Landungssteg nordwärts über die riesige leichtgekräuselte Fläche: Ruder- und Segelboote gleiten in schmissiger Fahrt vorbei; den Hintergrund schließen die schimmernden Mauern des Steinernen Meeres ab. Ja, die schaute ich mir auch einst von der Südseite an, vor fünf Jahren — sehnsuchtsvoll, pläne-schwanger. Es kam alles anders: Gedrückt, gleichsam ein kranker Bergvogel mit gebrochenen Schwingen, verließ ich damals diese Stätte. Und jetzt? Noch bin ich beutelos, noch ist diese Seite meines Bergbuches ein unbeschriebenes Blatt! Doch mir bleibt jetzt keine Zeit, darüber nachzugrübeln. Die Stunde fordert, daß ich mir österreichische Zahlungsmittel und Proviant für die Hoch-touren eilends besorge; denn schon um 1²3 Uhr fährt der letzte Autobus nach dem Kesselfall. Also: Geldwechsel und Einkäufe erledigen! Rucksack auf! Einsteigen und — fort geht's in Windeseile. Erst als ich nach lärmender, verwirrender Fahrt im Hotel „Kesselfall-Alpenhaus“ sitze, komme ich zu ruhiger Besinnung. Zu spät scheint mir's zum Anstieg zur Hütte; so beschließe ich, hier zu bleiben. Was tun? Ich schlendere ein wenig umher und schaue: Ein enges, wildes, sonnenloses Hochgebirgs-tal mit gewaltigen, steil anstrebenden Wänden, tosenden Wassern — darüber ein schmaler Streifen Himmels: ungewohnte Kälte dringt herein ins Kapruner Tal. Hätte man doch noch ein paar Stunden in dem lieblichen, sonnig-lächelnden Zell verweilen können! Fast fühle ich mich wie von harter Hand aus einem beiteren Idyll jäb und gewaltsam in die raube Kampfzone entführt. Wie?

Schon jetzt Unbehagen bei dem raschen und doch so natürlichen Umschwung? Nur ein wenig Geduld! Bald wird der raube Atem der Tauernriesen das Bergsteigerblut schon in Wallung bringen!

Die Abendstimmung in dem großen von nur einem halben Duzend Gästen besetzten Speisezimmer ist, trotz des mächtigen wärmenden Ofens, fast frostig-ungemütlich. Eine so wohlthuende, näherbringende Plauderei mit gleichgesinnten Wandergesährten hier suchst du dies vergebens. Den langen Anstieg zur Krefelder Hütte werde ich morgen wohl allein machen müssen. Solche und ähnlichen Gedanken begleiten mich auf dem Wege zur Nachtruhe.

Und so kam es auch am nächsten Morgen: Als einsamer Wanderer, aber unternehmungsfroh, klettere ich am steilen Talhang empor. Welch tiefe, erhabene Stille – verglichen mit den meisten Berganstiegen auf der bayerischen Seite – umgibt mich hier! Weit und breit – stundenlang – kein Mensch, kein Lebewesen. Ich gewinne rasch an Höhe; unweit der kleinen Salzburger Hütte lasse ich meinen Blick über die Landschaft gleiten. Sie ist typisch für die Zentralalpen: Wie ein ungeheurer, von zahllosen steilen Silberadern durchzogener grüner Trog liegt das mächtige Tal unter mir. Bald stehe ich vor der erwähnten Hütte; sie ladet zur Rast, man kann nicht widerstehen. Während ich mich dort an frischer Milch labe, drängen Wolken heran, es regnet – es wächst sich zu einem regelrechten Gebirgsguß aus; also habe ich mit meiner Einkehr wieder mal den „richtigen Tritt“ gehabt. Plötzlich, als ich mich als einziger „Fremder“ mit dem Hüttenmädels unterhalte, schlägt Stimmengewirr von draußen an unser Ohr: ein, zwei, drei, vier Engländer – Engländerinnen, immer noch mehr – ganze dreizehn Mann vom Britenvolk tauchen, triefend vor Nässe, lärmend in der Hütte auf! Das kleine stille Bergheim ist plötzlich wie umgewandelt. Ja, die Engländer mit ihren unbegrenzten Schillingvorräten, die haben hier gut leben! Und trotzdem: wir beneiden sie nicht; hier wird nicht der Geldbeutel gewogen! Inzwischen flaut der Regen ab, ich kann weiter. Da, mit einem Male, überragt das Kitzsteinhorn selbst mit seiner Gletscherumrahmung das Berggelände – ein gewaltiger Anblick! Unbewußt beflügelt sich mein Schritt. Punkt 12 Uhr ist die Krefelder Hütte, 2290 m, erreicht. Auch hier wieder: alles andere als Überfüllung. Oft ist die geräumige Hüttenstube völlig leer. Draußen gibt's ja auch mehr zu sehen, fesselnde Bilder obnegleichen: Das Schmiedinger Kees mit seinen tosenden Gletscherabflüssen, darüber kämpft die eigentliche Pyramide unseres Horns mit den Wolken, die es nicht freigeben wollen. Ich bewundere das ewige Spiel. Doch jetzt! Jetzt ringt es sich durch, schwarz-weiß glänzend im durchbrechenden Sonnenstrahl – schnell das unbeschreiblich schöne Bild: „Berg in Flammen“ auf den Film gebannt!

Lange, lange sitze ich noch am Steinmandl neben der Hütte, schaue dem wechselnden Wolkenspiel zu, lausche der ewigen Melodie der Gletscherbäche, taste mit den Augen die endlosen jäb hinabschießenden Geröllströme ab, aber immer wieder reißt der Berg den Blick unwiderstehlich zu sich hin, der Berg, der hier unbestrittener König ist, der Berg heißer Wünsche – morgen, ja, morgen!? Aber jetzt in die Hütte hinein; im Westen grollt schon der Donner, näher und näher kommt das Unwetter und tobt sich zuckend und krachend bald hier, bald dort aus. Es ist kein Verlaß auf dieses Wetter. Um so gemüthlicher sitzt sich's in der kleinen Bergsteigerrunde, die, unter der traulichen Lampe vereint, von früherem Ningen mit dem Berg oder von künftigen Taten plaudert. Da ist so eine gediegene, zünftige österreichische Alpinistenfamilie, Mann, Frau und Sohn, alle drei bergfeste, wettergebräunte Gestalten, in deren Gesellschaft es einem so wohl wird. Sie sind schon heute morgen am Gipfel unseres Horns unvermutet in ein ubles Hochgewitter geraten. Mit drei Reichsdeutschen, den einzigen außer mir, vereinbare ich das Nötigste für unsere morgige Fahrt. Unser Entschluß steht fest: Das Horn muß unser werden! Aber was nützt aller starke leidenschaftliche Wille? Seit vier Stunden sind kaum zehn Minuten vergangen ohne Blitz und Donner. Am Ende spricht ja doch das Wetter das letzte entscheidende Wort. Wird es uns morgen seine Güte zuwenden? Es wird es muß!? Wir gehen schlafen.



Der Zeller See. Aufn. W. Martin

In köstlicher Herrgottsruhe stapfen wir vier über Grasmugel, Geröll- und Schneefelder hinter unserm wackeren Führer her, einer jener knorrigen, werttargen Alplernaturen, die einem mit ihrer stillen, schlichten Art das unbedingte Gefühl einflößen: Wenn's hart auf hart gehen sollte, der hilft dir, ist dein Kamerad! – Das Wetter macht uns kein Kopfzerbrechen mehr, es ist wolfig, es erscheint nicht ungünstig; das Horn wird gemacht – fertig! Der Anstieg über den sanft geneigten, fast spaltenlosen Schmiedinger Gletscher bietet keine Schwierigkeiten. Bald sind wir am Magnetköpfel, am Fuße der eigentlichen Pyramide, und verbinden uns durch das Seil. Ein breiter felsiger Grat rücken leitet uns nun steiler binan. Durch brauende Nebel erkennen wir jetzt den Anfang des langen Drahtseils. Die Steilheit der Nordwestflanke nimmt zu. Auf reichlichem weichem Neuschnee über oft lockere Platten klettern wir, nicht immer mit sicheren Tritten, empor. Ja, wenn man das Drahtseil nicht in greifbarer Nähe hätte! Schwer und bedenklich wäre dann wohl der Weg. Wir sehen nicht viel, aber wir wittern schon Gipfelnähe. Jetzt ist ein scharfer Grat erreicht – da, eine dünne Stange wird sichtbar – hurra! Gewonnen! Genau neun Uhr drücken wir uns beglückt die Hände, 3200 m hoch! Noch ist es mir fast wie eine Vision – fünf Jahre war es das Ziel meiner Bergsteigerträume – jetzt ist es endlich Wirklichkeit geworden. Ein herrliches Hochgefühl beschwingt das Herz – die Nebel teilen sich: Ich schaue in gewaltige Tiefen – dorthin, wo der schauerlichste steile scharfe Südgrat sich hinab zum Gletscher windet, gleichsam wie der Rücken eines Riesendrachens. Und da gegen Norden, 2500 m unter uns, liegt halb unter einer leichten Watteschild verborgenen das liebliche Zell mit seinem See – mehr geahnt als geschaut. Aber wo ist der vielgenannte, vielumworbene Monarch der Tauern, der Glockner, selbst? Ein neidisches Wolkentrauen verhüllt ihn. Jedoch aus keines Munde hört man etwa: „Wie schade, wenn doch. . .!“ – Nein, nein, wir sind alle so herzensfroh in unserem Gipfelglück. Ja, die Tauern, 's ist schon was Herrliches! Der Wettergott bleibt uns auch beim Abstieg hold gesinnt. Bei der Überschreitung des Gletschers dringt die Sonne durch; wir schreiten durch eine Fülle von gleißendem Licht.

Auf der Hütte reiche ich dem Führer die Hand zum Abschied, und was liegt nicht in solch einem herzhaften Händedruck: Dank, Verstehen, Kameradschaft – kurz: alles!

Ich sitze mit meinen drei Fahrtgenossen in der einsamen Hüttenstube; Speise und Trank soll uns nun stärken. Ganz schön, wenn nur der zugeteilte Vorrat an Schillingen nicht so knapp wäre! Jetzt hebt ein großes Rechnen an. Voller Bewunderung sehe ich, wie sich meine Kameraden mit einem Mindestmaß von den heißbegehrten österreichischen Moneten tagelang bis hierher durchgeschlagen haben: stundenlanges Wandern mit schwerem Rucksack auf glühender Landstraße (um die Fahrtkosten zu sparen), kärgliche Mahlzeiten usw., mehr Bergesliebe, mehr Idealismus als Moneten im Säckel, ja, das ist der deutsche Bergsteiger! Gern helfe ich den so Bedrängten über das größte hinweg, ist doch mein Schillingvorrat noch immerhin erklecklich.

Mit jenem „urkräftigen Wehagen“ vollzieht sich nun der lange Abstieg zu Tal; es ist ein einziges köstliches harmonisches Ausklingen eines voll befriedigenden bergsteigerischen Erlebnisses.

Und wieder sitze ich im Abteil; eine herrliche Morgensonne flutet über den Spiegel des Zeller Sees; eine rasche Wendung des Zuges - da leuchtet auf der anderen Seite mein Gipfel noch einmal über die Berberge herauf: Hoch über allem, edelgeformt in makellosem Weiß sieht er da wie ein wahrhaftiger geborener Herrscher.

Nur eine recht bescheiden kleine Schar von Reichsdeutschen war es, die ich auf meinem herrlichen „Ausflug ins Österreichische“ antraf; winzig ist noch die ausgewählte Zahl derer, denen es vergönnt ist, sich den Gipfeln jenseits der Grenze zu nahen. Werden es ihrer mehr sein im nächsten Jahre oder im übernächsten? Wir wissen es nicht und wagen es kaum zu hoffen; aber heiß brennt der Wunsch in aller Herzen, die schon entzündet wurden von der Liebe zu den Bergen und Menschen unseres lieben deutschen Österreichs!

Ein- und Ausfälle oder Bergsteigen als Protest. Waldemar Pfeilschmidt

Drei humoresken mit ernstem hintergrund

Der Mann am Mönch

„Sonntag ist's.“ Im Frühjahr. Mit Bergsteigern und noch mehr Nicht-Bergsteigern dicht besetzte Züge fahren den Bergen entgegen. Rathen kommt in Sicht, die Blicke schweifen aus den Abteilen hinauf über das jenseitige Berggelände, prüfen die Bastei, bleiben schließlich am Mönchstein haften. Möglich, mit naturgesetzlicher Notwendigkeit: „Sieh' mal, da oben steht einer.“ „Ja off n Mönch steht e Mann.“ Mit der gebührenden, ach so anspruchslosen Heiterkeit wird von dieser „Neuigkeit“ Kenntnis genommen. Der Zug befördert die Gesellschaft weiter nach Schandau oder Krippen, von wo aus sie sich die Schrammsteinbaude zu weiteren Bergerlebnissen erkämpfen werden.

Mit seinen wenigen Spargroschen löste sich wochentags ein einsamer Bergsteiger eine Fahrkarte nach Rathen. Hier ließ er sich über den Strom setzen und stieg den heute menschenleeren Pfad zum Mönchstein empor. Ruhig prüfend besah er den Fels und wählte einen der schwierigen Wandanstiege, auf dem er, seiner Kraft und Sicherheit sich bewußt, den Gipfel erreichte. Hier ließ er die Blicke zu all den bekannten Höhen wandern, als er in die Tiefe schaute, umspielte ein etwas geringschätziges Lächeln seinen Mund, und er dachte sich das seine. Das Mildeste, was ihm so durch den Sinn ging, war nun sagen wir „Der Starke ist am mächtigsten allein.“ Jedenfalls stand in diesem Augenblick wirklich ein M a n n auf dem Mönch.

Am Großstein

Vor mehr als zehn Jahren erstieg ich in Gesellschaft meiner vertrautesten Freundin, der Einjamkeit, an einem leuchtenden Frühsonnertag den mir bis dahin unbekanntem Großstein. Einem prächtigen Auffas im „Fahrtgesell“ (1925, S. 83-84) verdanke ich die Anregung zu dieser genüßreichen Wanderung, die mir wertvolle Aus- und Einblicke vermittelte; wie alles Freundvolle wurde auch sie nicht ohne Wehen geboren, denn es war Sonntag und ich hatte das mir schon damals fast körperliche Schmerzen bereitende unfruchtbar Ausflügelergeschwäk hinter mir; doch nun umring mich tröstende Stille, und der leicht zu findende, „gar feine und liebevolle Weg“, wie ihn der Auffas nennt, hatte bald das Unerfreuliche und Ärgerliche des Herdenmäßigen ausgeglichen und ein Gefühl dankbaren Gelöstseins in mir wachgerufen. Von der Erkenntnis geleitet, daß nur Gewissenhaftigkeit und Ernst uns wahre Freuden vermitteln können, hatte ich mir aus dem „Fahrtgesell“ alles herausgeschrieben, was Weg und Aussicht betraf und fand alles auf das erfreulichste bestätigt. Lange Zeit widmete ich mich der Schau vom Gipfel, bis der Anblick eines Zuges hemds-

ärmeliger Gestalten, im Tal vom Großen Wasserfall der Felsenmühle oder richtiger gesagt, ihrem heißersehnten „Hellen“ aus dem „Felsenkeller“ zustrebend, mich aus meinen Träumen weckte und an das Wort Schopenhauers erinnerte, daß „es auf der Erde wirklich schöne Landschaften gibt; aber mit der Staffage ist es überall schlecht bestellt; daher man bei dieser sich nicht aufhalten muß“. So suchte ich denn unwillkürlich in dem, was die Natur darbot, nach einem Sinnbilde, welches die Wirkung jener menschlichen Staffage ausgleichen könnte und fand es bald in unmittelbarer Nähe in Gestalt „der prächtigen Wetterkiefer auf den westlichen Wänden, die über dem Abgrund hängen“. Zu ihr, die von den Zeitläuften nicht berührt, erhaben-ruhig über das Treiben da unten hinweg blickte und, eine echte Kampfnatur, Sturm und Wetter trotzend und dem ihr innewohnenden Gesetze folgend, verkrüppelt und mit den Narben des Kampfes bedeckt, aber unbesiegt, am Gipfel stand, auf den das Schicksal sie gestellt, und so „höchstes Glück der Erdentinder: Persönlichkeit“ gleichnishaft darstellte, - zu ihr zog es mich hin. Auf ihren Wurzeln, die dem genügsamen Baume aus spärlichem Erdreich hinreichende Nahrung zuführten, mich niederlassend, genoß ich die lustige Aussicht. Ich vertraute darauf, daß der Baum mich tragen und mir mit der Gefahr das Glück ungewöhnlichen Erlebens bringen würde. Wie sagt doch unser Dichter-Philosoph Nietzsche: „Du mußt das Leben auch ein wenig fecklich nehmen, denn du kannst es im besten wie im schlimmsten Falle nur verlieren.“ Und weiter gingen mir seine bekannten Verse durch den Sinn:

„So häng ich denn auf krummem Aste

Und schaukle meine Müdigkeit.

Ein Vogel lud mich her zu Gaste.

Ein Vogelnest ist's, drin ich raste.

Wo bin ich doch? Ach weit! Ach weit!“

Aus diesem Gedankenreize führte mich alsbald der erwähnte Zug der Talwanderer mit sanfter Gewalt in die Disharmonien der Wirklichkeit zurück. Mit durstig-rauben Kehlen belehrten sie in „formvollendetem“ Gesänge jeden, der es noch nicht wissen sollte, eindringlich, daß das Wandern des Müllers Lust ist. - Nicht ganz überzeugt von der Echtheit dieser Romantik und dieses Verständnisses für intime Landschaften flüchtete ich hinüber in den flachen Sattel zwischen dem Kühnberg und dem Gipfel und stieg von da gemächlich den Steilhang zur Talstraße hinab.

Die Heimfahrt zwang mich nun doch, mich für einige Zeit bei der menschlichen Staffage der Landschaft aufzuhalten. Ich suchte mir in Schandau ein leeres Abteil, in dem außer mir zunächst nur ein Tourist saß. Bald danach riß ein robuster vierkrötiger Ausflügler die Tür des Abteils auf, warf sie aber, da er offenbar ein völlig leeres Abteil brauchte, sofort trabend wieder zu. Man gewinnt bei vielen Zeitgenossen den Eindruck, daß sie sich durch ihre Kraft solche Freuden bereiten, um sich für die mangelnde Überlegenheit auf intellektuellem Gebiete durch solche auf dem willensmäßigen und körperlichen schadlos zu halten.

In Rathen füllte sich das Abteil bis auf den letzten Platz. Es waren echte, rechte Basteibesucher, uns allen vertraut durch ihre sachverständigen Kritiken oder Fragen über Bergsteiger, - so rechte gute liebe Leute. Ein längerer, nicht fahrplanmäßiger Aufenthalt läßt die anfangs angeregte Unterhaltung, in welcher herkömmlicherweise des Mannes auf dem Mönch gebührend Erwähnung getan wird, allmählich stocken. Endlich setzt sich der Zug in Bewegung. Zwei nicht mehr ganz jugendliche weibliche Mitglieder der Gesellschaft stellen, sich verständnisvoll zunichtend, für alle, denen dies etwa entgangen sein sollte, fest: „Jetzt geht's weiter.“ - Hiergegen, wie gegen das meiste andere, was man noch zu hören bekam, ließ sich wirklich nichts einwenden, es sei denn: „Das Klappern der Mühle höre ich wohl, aber das Mehl sehe ich nicht.“ -

Obervogelgesang (ein Wisbold macht über diesen Ortsnamen einen Scherz, der zu ungebundener Heiterkeit und fröhlich ausgelassenem Wortgeplänkel Anlaß gibt) wird durchfahren, und wir nähern uns Pirna. Ein im Blumenschmuck stehender Garten erregt die Aufmerksamkeit: „Sieh' mal, Ostar, die schönen Rosen!“ - Hier nimmt ein junger Mensch, der sich bisher schweigsam verhalten

und überhaupt nicht so recht zu der Gesellschaft zu passen scheint, einen Anlauf, der gefährlich aussieht. Er sagt, auf ein Wort Schopenhauers anspielend: „Ja die Rosen sind wirklich schön und doch — keine Rose ohne Dornen, aber viele Dornen ohne Rosen.“ — Daraufhin betretenes Schweigen. Ein Herr, der bis dahin mit geschlossenen Augen in einer Ecke gelebt, starrt den vorwitzigen Sprecher entgeistert an und vergift ganz, weiter zu schlafen. Aus der Gesellschaft findet zuerst ein älterer Ehemann die Sprache wieder und sagt über die Achsel, etwas verlegen lächelnd: „Ma weckte Karl, geistreich wolln m'r hier nu nich sein!“ Es währt aber trotz dieser nachsichtigen Zurechtweisung immerhin mehrere peinliche Minuten, bis sich die defonzierte Herzengemeinschaft der übrigen wiederbergestellt und das Gespräch das frühere Niveau erreicht hat; der Sonnenstein, an dem wir jetzt vorbeifahren, gibt den fröhlichen Reisenden unter versteckten Seitenblicken auf den offenbar etwas überspannten Karl hierzu willkommene Gelegenheit.

Wir nähern uns Dresden. Zur Linken taucht die formensöne Strebener Kirche auf. „Die ham se ooch gründlich verbaut“, meint einer so nebenbei. Karl entschließt sich zu einer Entgegnung. Er beginnt: „Das heißt . . .“

Es war der Intelligenzbestie Karl nicht vergönnt, den Satz zu vollenden. Fast alle erheben sich fast gleichzeitig und bereiten sich auf die Ankunft vor. „Frau Lebmann, ham Sie noch die Remmen? . . . Wo hab 'ch nur meine Fahrkarte hingetan?“ und ähnliche wohlvertraute Ausrufe durchschwirren das Abteil. Karl lehnt sich zurück, er denkt wohl „Der Rest ist Schweigen!“ und handelt demgemäß, und so fährt ihn der Zug mit seinen ihm überlegenen Begleitern in die geräumige Bahnhofsallee.

„Ihr glücklichen Insassen“, denke ich, als unten elegante Kraftwagen an mir vorbeifahren, „die ihr nicht nötig habt, Vergleiche zwischen Wetterkiesern und Sonntagsausfluglern in der Bahn anzustellen!“

Und doch hat es vielleicht sein Gutes, dem menschlichen Untergrund, auf dem sich unser Bergsteigen erhebt, einmal sein Spiegelbild vorzubalzen. Auch fürchte ich nichts, Bergfreunde, von diesem freveln Unterfangen. Die also Gezeichneten werden, wenn sie dies lesen sollten, eine ganz gleichgültige Miene aufsetzen oder gar lächeln, denn . . . „getretner Quart wird breit, nicht stark.“

Sternenglaube

An einem lauen Hochsommerabend stieg ich, um mir das Erlebnis einer Sommernacht auf einem Berge zu verschaffen, den Kaufenstein empor. Bald war der Fels bezwungen und, die Brust von Siegesfreude geschwellt, setzte ich stolz den schwerbenagelten Bergschub dem Felsrechen aufs trockne Haupt. Weit ließ ich den Blick in die herrliche Rundsicht schweifen. Schon senkten sich die Schatten der Nacht herab auf das gesegnete Land, durch das der majestätische Elbstrom dahinwallte. In sanften Umrissen hoben sich all die vertrauten Berge und steilen Felsnadeln vom purpurn glühenden Abendhimmel ab, Erinnerungen an frohe Bergfahrten und kühnes Wagen weckend. Langsam wurde es dunkler und dunkler, nur aus dem Walde hörte man noch das schauerliche Rufen eines Käuzleins, und im fernen Hain sang die Nachtigall (!) ihr süßschmerzliches Lied. Langsam stieg nun der Mond über den Gipfeln empor und goß sein mildes Licht über die Erde. So wandten sich denn unwillkürlich meine Augen empor zu der sanftgewölbten Kuppe des Himmelsdomes, an dem nun Tausende und aber Tausende ferner Sternemwelten blinkten und mich an die Vergänglichkeit alles Irdischen gemahnten, doch nicht nur daran, sondern auch an das über diesem allen Thronende . . . So geht es aber wirklich nicht! Das ist ja von unserer allverehrten lieben Frau Courts-Mabler. Mit deren — um mich schopenhauerisch-bärenhaft auszudrücken — „froh hingeschmierten“ Sentimentalitäten hat der wahre Bergsteiger nichts zu tun. Wie der Berg wurzelt auch sein Wesen fest in der Erde und auch der Gipfel des Berges gehört ihm noch zum „Leben“. Des rechten Bergsteigers Denken und Handeln ist ausgerichtet nach dem Niessche-Wort:

„So lange du noch die Sterne fühlst als ein „Über-dir“, fehlt dir noch der Blick des Erkennenden.“



Blick gegen den Mont Blanc

Hei-a, das Schneegebirg' han' wir erklimmen . . . mit Aufnahmen des Verfassers Fritz Preis „Schrammtorföhne“, Pirna

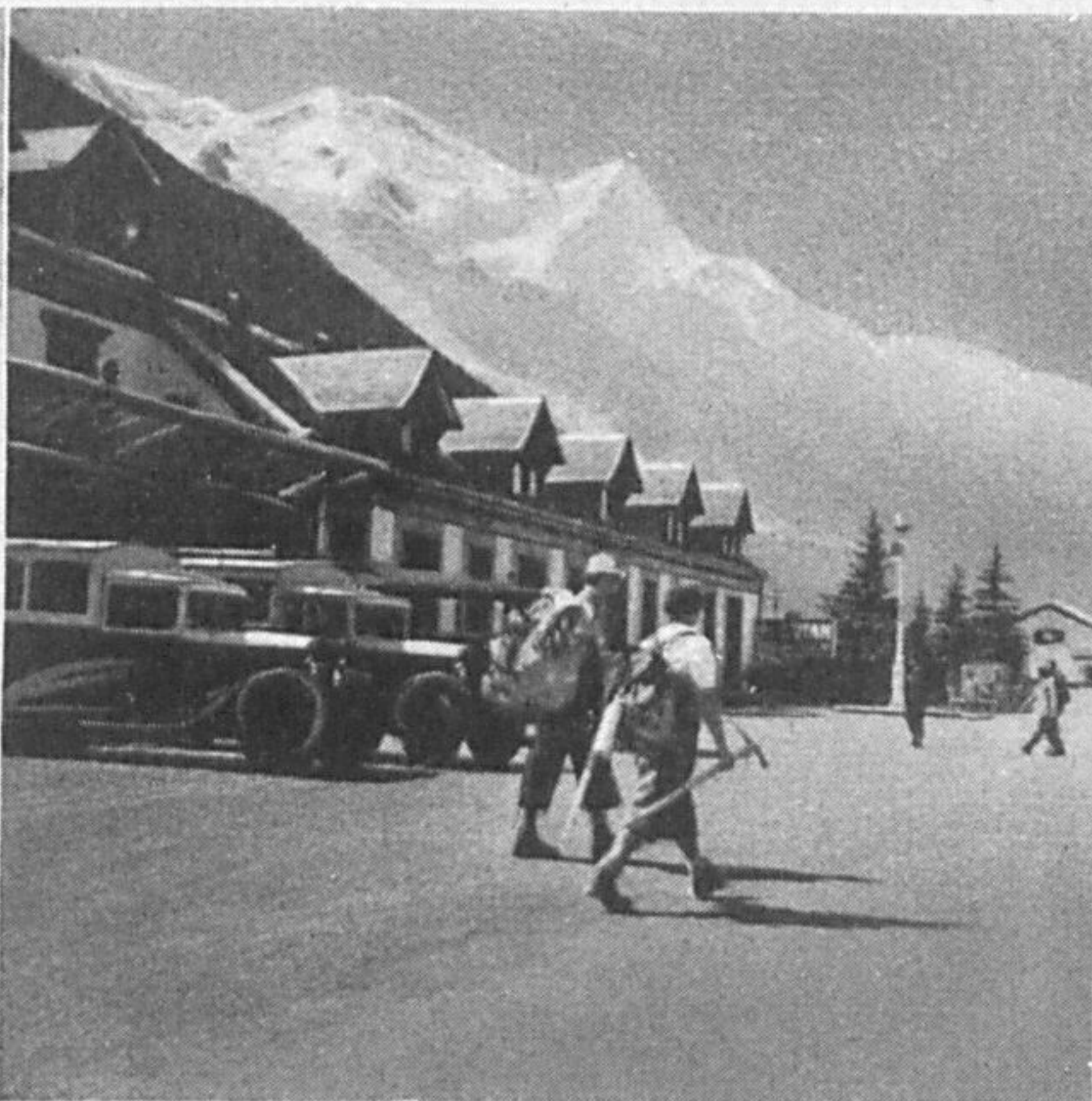
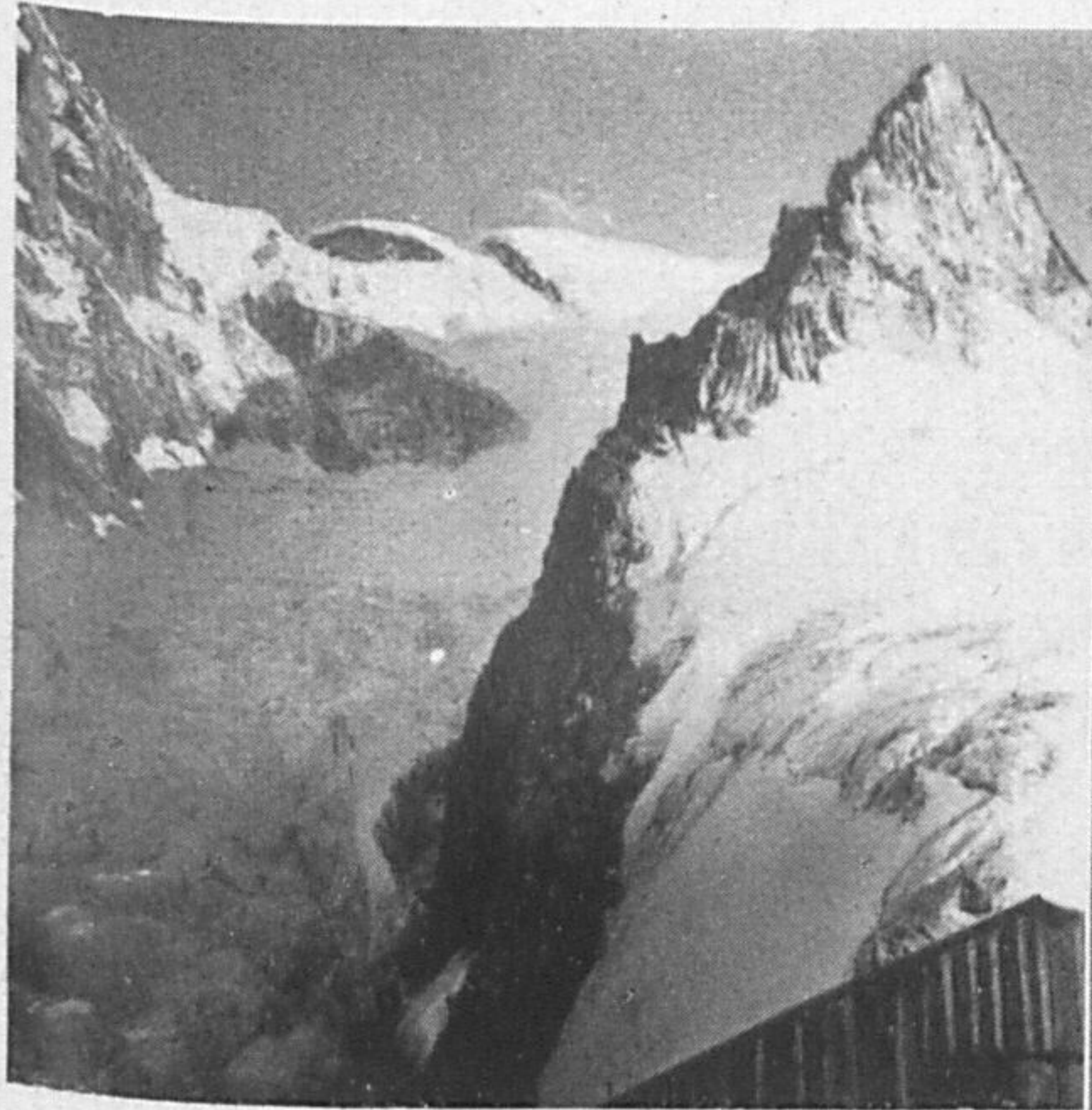
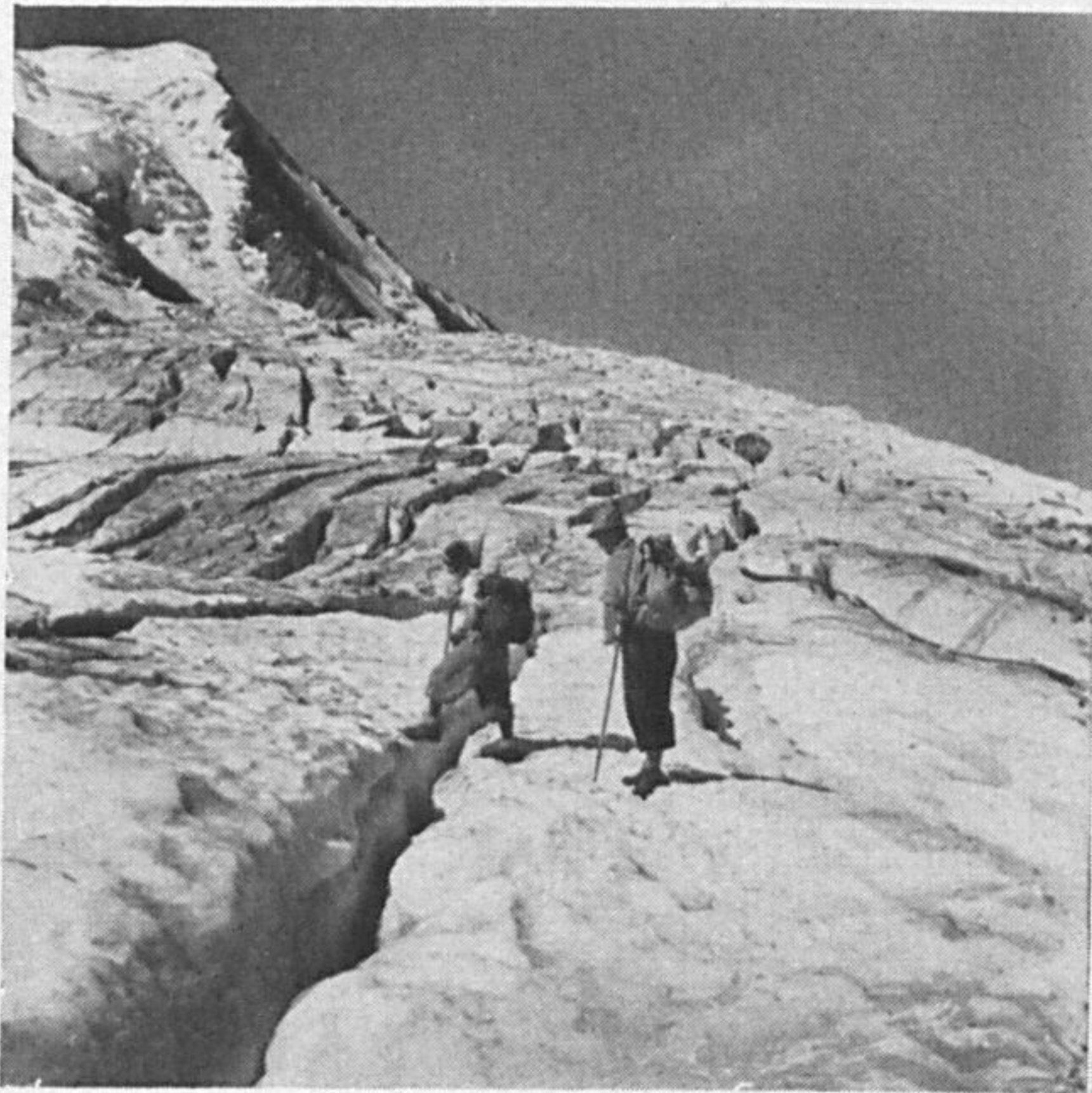
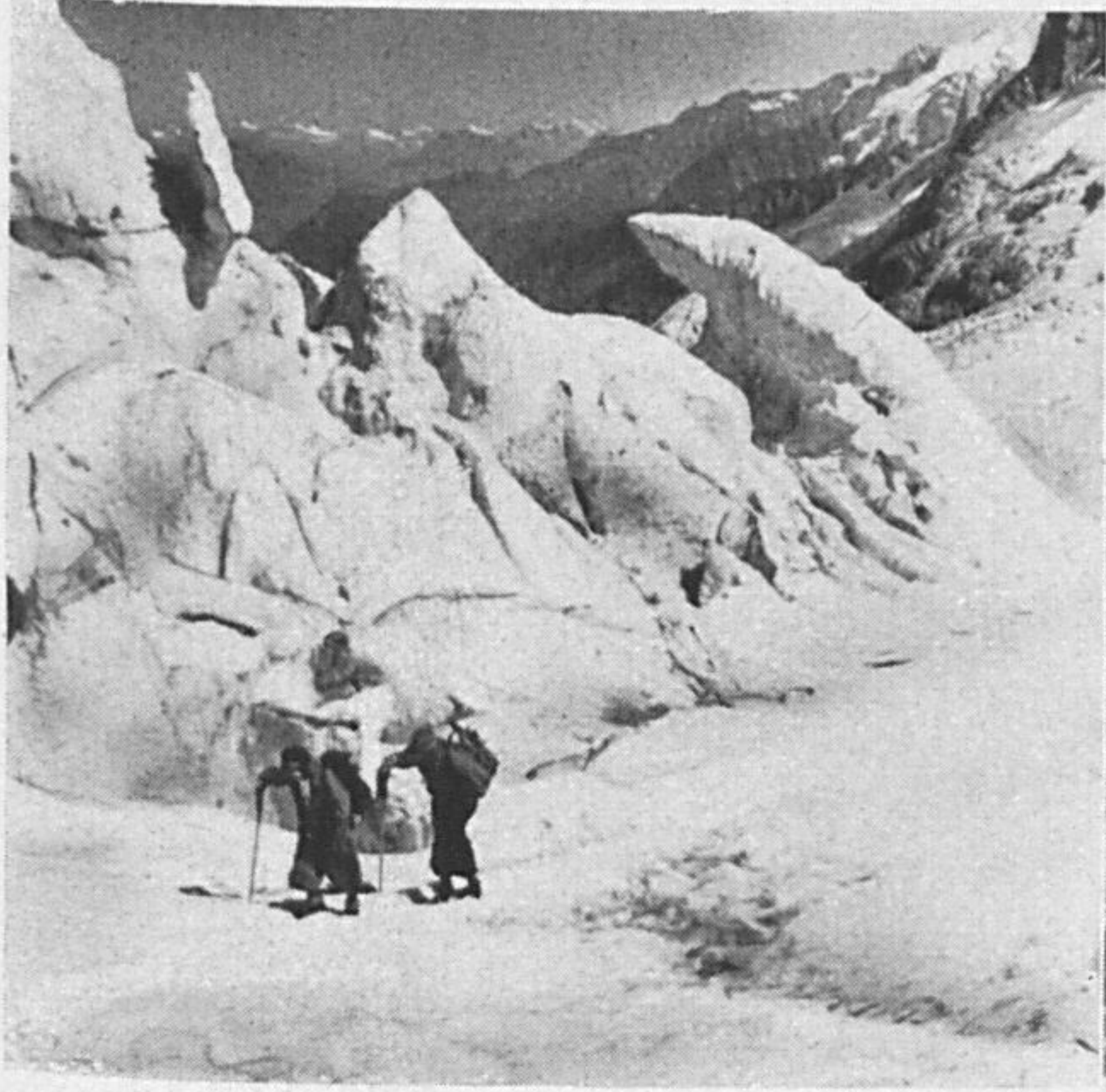
Unser Zeltplatz am Fuß des Montblanc ist ideal, wir nennen ihn „Märchenwiese“. Inmitten des kleinen Wäldchens an der rauschenden Arve ein kleines Wiesenflecken, das den Blick nur nach oben freigibt. Nach sieben Jahren war ich wiedergekommen, um den „Sack“, den ich damals hängen mußte, wieder zu holen. Doch diesmal nicht als Alleingänger. Doch, mein treuester Kamerad in den Bergen und im Alltag, will das Erlebnis mit mir teilen. Und von den Klubkameraden ist Popel mit von der Partie. So haben wir denn, auf unserer Märchenwiese den Kopf meist oben und schauen bange Herzens hinauf. Wird es uns gelingen? 3800 Meter Höhenunterschied sind zu bewältigen, werden wir das schaffen? Wegen der Devisenschwierigkeiten können wir uns nur kurze Zeit hier aufhalten, wird das Wetter solange halten?

Anderntags verträdeln wir viel Zeit mit dem Einkauf von Pain noir und Beurre usw., so daß schon Mittag vorbei ist, als wir aufbrechen. Obwohl wir dabeiin tüchtig trainiert hatten, fallen uns die ersten 1500 Meter sehr schwer, und wir glauben, nicht mehr bis Grands Mulets zu kommen. Bei Pierre à la Echelle kehren wir deshalb um und nächtigen in der Station Les Glaciers. Am andern Morgen gehen wir die 2^{1/2} Stunden zur Hütte auf den Grands Mulets hinauf. Wir freuen uns, daß es nun endlich Ernst wird. Der gewaltige Vossengletscher, die Seracs la Souction, und weiter oben die über die breiteren Spalten gelegten Leitern, bedeuten für uns den Anfang des Kampfes mit dem Berg. Der Rest des Tages ist schnell vergangen. Jedoch haben die grandiose Umgebung und die ununterbrochen abgehenden Lawinen uns doch etwas beklommen gemacht.

Unruhig gehen wir schlafen. Um 1 Uhr stehen wir, ohne ein Auge zugetan zu haben, von dem sehr schlechten Matrasenlager auf und kochen vor der Hütte Tee. Eine herrliche sternklare Nacht, tief unten das Lichtmeer von Chamonix. Unsere Spannung ist auf dem Höhepunkt, und gern möchte ich jetzt die Gedanken meiner Gefährten erraten. Rebutsam gehen wir für und fertig angeiseilt und die Steigeisen an den Füßen über die Felsen zum Gletscher hinunter. Gleich das erste Stück ist schwer. Hart neben einer Spalte ein Steilbang, der schon allerhand Geschick verlangt. Dann beginnt das stundenlange anstrengende Aufwärtsgehen. Unsere Laterne weist uns den Weg zwischen den Spalten. Vor dem Petit-Plateau noch einmal eine Spaltenumgebung auf

schmalen Grat, der Vorsicht verlangt. Vergeblich bemüht sich unser Laternchen, die Tiefe der schwarzen Schlünde zu ergründen. Beim Grand-Plateau beginnt es langsam hell zu werden. Die einsturzbereiten Hängegletscher des Dome du Gouter haben wir wohl jetzt in der Morgenkälte noch nicht zu fürchten. Aber die ersten körperlichen Hemmungen stellen sich ein. Wir müssen öfter rasten. Ich muß präzis auf je einen Schritt ein- und ausatmen. Jedes Straucheln oder Reden bringt mich aus der Ordnung. Gegen 7 Uhr kommen wir auf den Grat zwischen Gipfel und Dome du Gouter. Ein eisiger Sturm empfängt uns, und wir zweifeln das erstemal daran, das Ziel zu erreichen. Noch ein mächtiger „Wichser“ und wir sind bei der Cabane Ballot, wo wir kurze Rast machen. Die in diesem Bretterverschlag herrschende Luft läßt mich übel werden, so daß ich schon ans Aufgeben denke. Wir lassen alles Gepäck zurück und verlassen, wie die Nordpolforscher angezogen, die Hütte. Ich bin sehr apathisch und es ist mir eigentlich gleichgültig, ob wir schon hier oder weiter oben umkehren. Meine Gefährten sind sicher in ähnlicher Verfassung, es scheint nur niemand den Ersten machen zu wollen, seine Schwäche einzugestehen. Da, nach Überwindung des ersten Steilbanges verlangt Popel Halt, und erklärt, wegen eines unerträglichen Druckes im Kopfe aufgeben zu wollen. Der Gipfel ist noch 500 Meter über uns, ich versuche nicht, ihn zum Weitergehen zu ermuntern, er will verschmaufen und dann zur nahen Hütte hinuntergeben. Dorle und ich kämpfen weiter. Einatmen – Beinheben – Ausatmen – Beinheben. Es ist merkwürdig, seit Popels Aufgabe ist der alte Trost in mir erwacht, nun erst recht! Die riesigen Haufenwolken versprechen baldigen Wetterumschlag, doch wir achten nicht darauf. Immer häufiger müssen wir stehenbleiben, sprechen aber kaum miteinander. Ich bewundere Dorle, die auf mein „geht's noch?“ immer nur ein optimistisches „nu“ antwortet. Dann passieren wir die Bosses du Dromadaire, ein nicht viel mehr als handbreiter, etwa 50 Meter langer Grat. Rechts und links Abgründe über 2000 Meter. Wir sichern sorgfältig. Nur keine „Trura“-Suspensionen aufkommen lassen. Wir blicken schon lange nicht mehr nach oben, plagen uns gesenkten Kopfes Schritt für Schritt höher, beißen die Zähne zusammen und geben das Letzte her. Die Gedanken schalten sich fast aus, und wenn ich denke, drängt sich zwischen die Vorstellung des Gelingens die Frage des Aufgebens. Da läuft der Steilhang plötzlich sanft aus, der Gipfel liegt vor uns. Wir haben es geschafft!

Ich will Dorle den Vortritt lassen. Sie, die so heroisch mit durchgehalten hat, soll als erste den Gipfel betreten. Mich übermannt die Freude, ich muß heulen wie ein Schuljunge, ich kann einfach nicht anders. Vor meinen Augen verschwimmt alles, ich fühle nur, daß ich umarmt werde. Das ist das herrlichste Gipfelglück meines Bergsteigerlebens. Allein stehen wir auf den von Wolken umsegelten Gipfel des weißen Berges, und sind unsagbar zufrieden. Erstaunt stelle ich fest, daß es erst ¹ 10 Uhr ist und wir daher die in der Anstiegskarte angegebenen acht Stunden von Grands Mulets eingehalten haben. Alle Anstrengungen sind vergessen, und leichten Herzens steigen wir wieder ab. Sogar über die Bosses gehen wir aufrecht hintereinander, als ob uns nun gar nichts mehr passieren könne. Mit dem Rufe: „Heia, das Schneegebirg' han' wir erklimmen!“ betreten wir den Bretterverschlag der Cabane Ballot. Popel erhebt sich von seinem Krankenlager, und bald sind wir wieder draußen und beeilen uns, hinunter zu kommen, denn offenbar ist ein Gewitter fällig. Stunden später erwischt's uns in den Seracs la Souction. Über die Niquille de Gouter wälzt es heran. Blicke fahren hinab ins Tal von Chamoniir und scheinen sekundenlang stehenzubleiben. Dazu obrenbetäubende Donnerschläge. Die nur millimeterdicke Schicht des fallenden Hagels läßt uns die Spur verlieren. Wir irren hin und her und sind froh, als ein Führer mit zwei Touristen kommen, die im Aufstieg nach Grands Mulets begriffen sind, und uns wieder einen Weg in dem grandiosen Durcheinander des Eisbruches vorzeichnen. In der Station Les Glaciers bleiben wir wieder über Nacht. Am Morgen geht's durchs zweite Gewitter hindurch nach Chamoniir hinunter. „Die Bergfahrt ist zu Ende“, doch noch oft wenden wir den Blick zum Berge, der uns unvergeßliches Erleben schenkte. Trotzdem gehen wir gern fort, ist doch unser nächstes Ziel der König der Berge, das Matterhorn.



Oben: In der Serac la Sonction
Mitte: Auf dem Bosson-Gletscher
Unten: Blick auf den Mont Blanc

Don einsamen Klettergipfeln. Gereimte Plaudereien, horst Kiehl

Zum Geleit

Lieber Bergfreund, laß Dir sagen,
Willst Du Gipfelglück erjagen,
Geh nicht immer wieder nur
Auf der ausgetret'nen Spur,
Sondern schleiche, heimlich, leise
Auch mal außerhalb der Gleise
Vielbegang'ner Kletterwege.
Niemand kommt Dir ins Gehege
Sommersonntags hier; -- erwäge,
Ist's nicht herrlich, wenn Du träge
Oder mit gewalt'gem Auftrieb
Felsen angebit, die Dir lieb,
Ohne daß Du heken brauchst,
Wenn Du im Kamine krauchst,
Oder gar auf Reibung hauchst,
Und empört im Innern fauchst,
Weil schon Einer unten schreit,
Der zum Warten keine Zeit? --
Laß Dir einiges beschreiben
Wo Du ungestört wirst bleiben
Wenn Du im Gewände hängst --
Siegreich -- oder Sack aufgehängst,
Ohne daß gleich eine Meute

Brandgebiet

Kaum findet man im Rath'ner Land
Heut noch ein ruh'ges Fleckchen;
Doch nahe im Gebiet des Brand,
Das vielen Leuten kaum bekannt,
Gibt's manches stille Eckchen.
Wohl ist die Zahl der Gipfel klein,
Gar mancher nur „Hierüber“,
Doch gibt es schöne Kletterei'n,
Auch landschaftlich ganz wunderfein,
's gibt kaum etwas darüber.
Die beiden „Halben“ drohen kübn
Und schroff gen Hobenstein.
Die Ritze, die zum Gipfel zieh'n,
Erfordern manches harte Müb'n
Und manche schwere Pein.
Der „Drillingsturm“ ist kaum bekannt
Und doch ein netter Gipfel.

Wildbejess'ner Wucherleute
Flachsend Dir vergällt die Freude
Unterm Lachen ihrer Bräute,
Die, dieweil wir oben schwiken,
Sonnenbadend unten sitzen,
und dabei Kritik noch üben,
Ob das auch 'ne richt'ge VII!
Freilich ist es übl'ch heute,
Daß nur gilt der Wert der Beute,
Und man ist erst dann entzückt,
Wenn ganz Großes wird gedrückt.
Ist nun selbige Erscheinung
Auch nicht ganz nach Deiner Meinung,
So entfleuch Du bist im Bilde
In entlegene Gefilde!
Nimm nur liebe Kameraden
Mit auf diesen stillen Pfaden,
Daß Dein Fühlen nicht verlest,
Wenn Dein Schub am Felsen west
Und Du süß Dein Herz ergößt,
Wohin ich Dich führe jekt,
Und Du glücklich saugest nur
An dem Busen der Natur!

Ich bin paarmal vorbeigerannt,
Bevor mein Aug' ihn endlich fand
Schräg durch der Bäume Wipfel.
Ganz herrlich ist die Gegend an
Dem Riß der Königskiefer.
Die „Neuwegkanel“ steht vorn dran,
Sie ist zwar nur ein kleiner Zahn,
Der Eindruck bleibt ein tiefer.
Beim Mampengasthof auf dem Brand,
Wo Spießhervolk sich tummelt,
Steht eine kleine, nette Wand,
Die „Brandscheibe“ wird sie genannt;
Doch wirst Du sehr beschummelt,
Wenn Du Dich hier alleine glaubst.
Die Kaffeetrinker gaffen,
Sofern Du wirklich Dir erlaubst
Zu klettern, -- nur die Ruhe raubst

Du all den dummen Laffen.
Du fliehst entsetzt vor all den Tanten
Und Onkeln in die Stille,
Und suchst den „Brandturm“, -- die ihn fanden
Ganz sicher schon den Zugang kannten;
Setz' auf dazu 'ne Brille!
Genau so ist's am Tiefen Grund
Beim „Wächter“ und dem Turm“.
Du brauchst zu finden manche Stund',
Doch ist dies Suchen ganz gesund.
Glück wünsch' ich Dir beim Sturm
Auf diese beiden netten Quacken!
-- Vielleicht bis Du verwöhnt --,
Denn, kannst Du sie nicht richtig packen,
Hängst Sack Du auf an beiden Zacken;
Wohl niemand Dich verhöhnt!
Du kannst Dich sichern hier durch Schweben,
Doch ist es trotzdem böse; --
Der „Wächter“ nennt sich V, -- erlebe
Ja nicht 'nen Sturz, denn sicher gäbe
Es gar ein schlim'm' Getöse!
Der „Turm“ scheint gar nicht allzu schwer,
Ein Schwebebaum Dich sichert,
Je höher Du gelangst, je mehr
Stehst windig Du auf Reibung sehr, --
Der Berggeist höhnisch kichert!
Der schönste Gipfel weit und breit
Hier im Gebiet des Brand, --
Prachtvoll in seiner Einsamkeit, --
Der „Kegel“ ist's, und es wird Zeit,
Daß Du mit ihm bekannt.

Steinlöcher

Ihr steigt den Weg der Lehne
Hinauf, beißt auf die Zähne,
Weil schwer die „Beere“ lastet,
Doch, wenn ihr nicht sehr hastet,
So fuhr die Stufenleiter
Gemach zur Höhe. Weiter
Gehet es dann rechts hinunter;
In Einsamkeit taucht unter!
Steinlöcher heißt das Tälchen,
Es freut sich euer Szelchen
Der hohen Kiefernwipfel,
Heraus schau'n die „Fünf Gipfel“,
Als Name falsch gewählt,
Hab' weie nur gezählt.

Der Aufstieg schwierig ist gar sehr,
Gleich anfangs wird gebaut,
Die unt're Wand ist herzlich schwer,
Kraft mußt Du haben wie ein Bär;
Gar mancher dumm hier schaut!
Dann sitzt Du auf 'nem luft'gen Band
Bei einer Birke klein,
Holst Deine Freunde nach, und Wand
(-- Recht brüchig ist sie immer fand, --)
Steigst Du hinauf zu einem Stand
Und legst ein Schlingelein.
Drauf querst nach links Du zu 'nem Spalt
Und windest Dich hinein.
Nicht immer geht es mit Gewalt,
Vergeblich suchst Du erst nach Halt,
Doch dann, da geht es fein.
Und wenn Du auf der höchsten Spitze,
Die Freunde nachgetroden, --
Dann bagelt's lauter dumme Weise;
Beim Abfeil'n gibt es noch Gefisse, --
Du spürest Deine Knochen.
Doch schön ist's hier zu jeder Stunde, --
Der Wald fast unbetreten,
Und wenn auch tief im Tiefen Grunde
Die Vutos knatternd stör'n die Kunde,
Hier hast Du Ruh' zum Beten
Und Zwiesprach' halten mit dem Berggeist,
Der Dir gar wohl bekannt. --
Nichts Dich aus Deinem Sinnen reißt,
Sofern Dich nicht 'ne Mücke beißt,
Hier im Gebiet des Brand.

Der „Döbmeturm“ daneben
Passiert noch grade eben
Als Kletterfels im „Febrmann“,
Die Bäume stehen sehr dran;
Den engen Riß voll Grauen
Erspart es manchem Schlaunen.
Der freut sich dann der IV,
Die er gedrückt, doch wir
Als ehrenhafte Steiger
Erkennen ihn für feiger
Wie jenen, der den Alten
Weg für 'ne III zu halten
Wünscht, da er sich geschunden;
Im Buch als I erfunden!

Berbergen sind drei Türme,
 Sie stehen unterm Schirme
 Des Bergleibs, bis erschreckt
 Man sie vor sich entdeckt.
 Schön groß in einer Reihe
 Stehn sie da. Man verzeihe -
 Den Nordweg auf den Hinter'n
 Kennst Du vom letzten Wintern,
 Da er in dieser Zeitung
 Mit Bildern als Begleitung
 Prima beschrieben stand;
 Ich glaub', 's ist Dir bekannt.
 Geh hin und Du wirst schauen,
 Du brauchst nicht mal zu bauen,
 Doch ist der Fels recht feucht,
 Man sehr leicht abwärts flucht.
 Der Mittlere Berbog'ne
 Ist der am Best' gezogen,
 Dieweil man harmlos leicht
 Ihn durch Kamin erreicht,
 Doch manchem liegt das Schartenwandel
 Gar böß im Sinn als Angebandel!
 Der Böseste der Dreie,
 Die da in einer Reihe,
 Der Vorderste zugleich,
 Steht kühn in seinem Reich
 Als Herrscher überm Tal.
 Der Aufstieg macht Dir Qual.
 Zwei Wege a und b -
 Du schreiest Ach und Weh,
 Sind beide VII, raffiniert
 Mit Schinderrissen dekoriert.
 Bei a ist unten das Malheur,
 Bei b erst oben, - stört Dich sehr!
 Du fängst mit b an, bau'st vorsorglich -
 Da alles gräßlich brüchig, borklich
 Am Überhang und wünschest sehr,
 Daß doch Dein Baumann größer wär'!
 Die Griffe sind nur Plunder,
 Zerbröckeln Dir wie Zunder.
 Am Einstieg eine Wurzel kletzt,
 Auf die Du bei 'nem Sturzel fliegst.
 Du kommst an eine Rinne,
 In der genau nischot drinne.
 Es winkt ein dünnes Klingelein,
 Schnell, Karabiner, schnappe ein! -
 Noch ein paar schwere Meter,
 Dann kriechst Du mit Gezier

Zu einem Absatz hoch,
 Verschmaußt und belest noch
 Gefährten zu Dir nach -
 Baustelle, Reibung - ach!
 Dann droht der Schlußriß über Dir
 Du stöhnst - so überhängend schier
 Und eng und glatt, daß Du vor Grausen
 Ganz grau und grün wirst ohne Flausen.
 Die VII des Weges b - abscheulich!
 Und innerlich da fluchst Du greulich.
 Dabei -- ach - winket Dir so nah
 'genüber Schluß des Weges a,
 Wo längst das fürchterliche Ei
 Der VIIer Schinderriß vorbei.
 Der Menschengeist erfindrisch ist,
 Und so hat er mit vieler List
 Die beiden Wege kombiniert,
 Zu einer VI herabgradiert,
 Wobei die allerschlimmsten Schinder -
 Dank sei dem edelmüt'gen Finder -
 Umgangen werden durch ein Loch,
 Durch das man liegend krechtet, doch
 Kommst Du bestimmt nur dann hindurch,
 Wenn Du Dich windest wie ein Lurch.
 Hast möglichst alles ausgezogen,
 Was Du am Leibe. Ganz verbogen
 In drangvoll fürchterlicher Enge,
 So klemmst Du in dem Felsgezwänge.
 Schweißtropfen perlen Dir in Menge;
 Noch nie warst Du so im Gedränge.
 Den letzten Atemzug der Lunge
 Quetscht Du heraus, Dir hängt die Zunge,
 Du würgst und windest Dich mit Kraft,
 Und endlich -- ach, da ist's geschafft!
 Du atmest wieder frei und munter
 Und fühlst Dich als gequetschte Flunder.
 Die Sonne sticht Dir ins Gesicht,
 Doch nunmehr stört sie Dich nicht,
 Du eilst, den Schlußriß hochzuweken,
 Die Kleider hängen Dir in Felsen,
 Und unter Deiner Kletterbluse
 Da bebt und bibbert das Gebüße.
 Du siehst den Gipfel endlich winken,
 Hast nur die Sehnsucht nach „zu Trinken“,
 Und legst Dich hin, ganz „breet“.
 Der Wind Dich sanft umweht.
 Auf kleinem Pfade, wo gar oft
 Schon Hirsche man hat angetrofft,

Beleidigt ob der Störung,
 Geht an den Wänden man entlang,
 Landschaftlich gar von hohem Rang,
 Sucht sich 'nen Platz zur Zehrung.
 Den findest Du auf einem Riff,
 Sofern der Wind mit seinem Pfiff
 Nicht gar zu sehr blaset.
 Da zeigt über ein paar Quaden
 Der „Schadeturm“ noch seinen Zacken,
 Auf den man flugs 'raufraset.
 Der hat zwar seinen Namen g'rade
 Nach dem verdienten Manne Schade,
 Doch bin ich anderer Meinung:
 's ist „Schade“ um den Gipfel, weil

Bielatal

Im alten, guten Bielatal,
 In das man fährt gar manches Mal,
 Ist Klettern oftmals eine Qual,
 Sofern man seine Sonntagszeit
 Verbringen möcht auf Höhen weit
 In Ruhe und Beschaulichkeit.
 Denn diese Gegend wird, Du weißt,
 Von Wuchterseuten viel bereist,
 Die man oft Horzelbrüder heißt.
 Am „Schiefen Turm“, an dem „Chinesen“
 Und an den beiden „Hertulesen“
 Sieht man sie ihre Kräfte messen.
 Das Mampenvolk in Massen stiert,
 Wie man hier klettert raffiniert.
 Kopfschüttelnd fragt es sich blasiert:
 Weshalb?, wieso? -, brüllt ungeniert
 Dem Kletterer zu, der erponiert
 Sein Leben offenbar riskiert. (!)
 Nun ist es ja zwar oft recht häßlich,
 Wenn man dorthin kommt und sieht gräßlich
 Hoch über sich oft mit gar bläßlich
 Gewordenen Mienen Wuchter kleben.
 Vielleicht gar kann man unter Beben
 Das Schauspiel von 'nem Sturz erleben.
 Wie int'ressant, so was zu schauen!
 Die Mampnen sehen es voll Grauen,
 Bevölkern gaffend Wald und Auen.
 Man lagert ganz gemütlich hier,
 Benimmt sich wie ein wildes Tier
 Und wirft in Massen weg Papier.

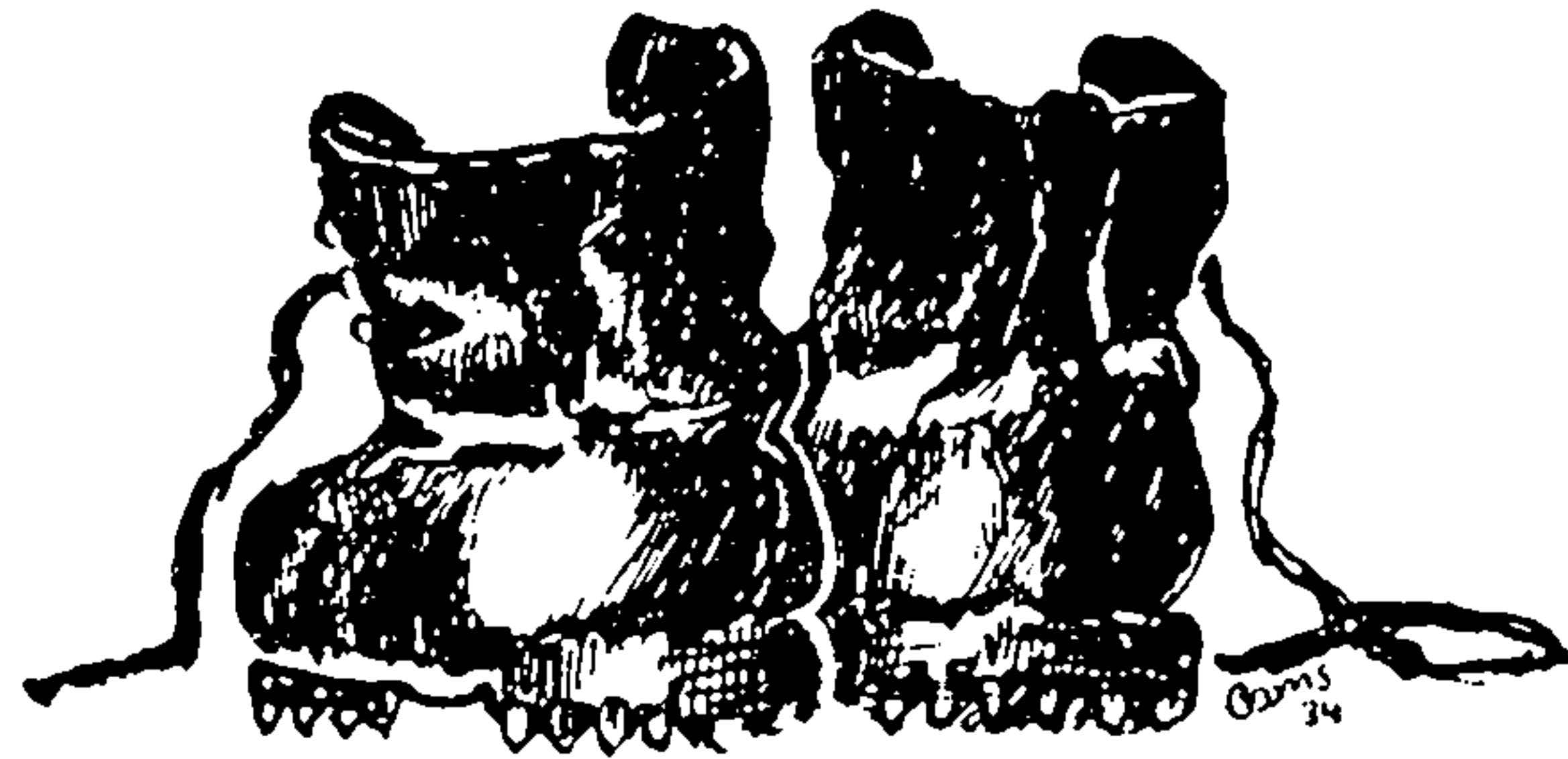
So unselbständig er, doch steil
 Ins Tal ragt als Erscheinung.
 Von hinten aber kann man frech
 Draufgucken auf das Kapselblech;
 Als III wird er verkauft.
 Als Aussichtsgipfel ist er recht,
 Auch ist die Kletterei nicht schlecht,
 Es lohnt, daß man 'raufkaut.
 Dann gehst Du an der Felsenmasse
 Des Wurzelgrundes hin; die Straße,
 Sie siehst Du unten aufwärts ziehn.
 Du triffst sie an der Wurzelquelle
 Und eilest nun von dieser Stelle
 Hinab zum Bier nach Schmilka hin. --

Mit Omnibus und Kinderwagen
 Wird immer mehr herangezogen,
 Und Lärmen herrscht, 's ist nicht zu sagen.
 Die Nerven können's kaum ertragen.
 Der wahre Bergfreund naht mit Zagen.
 Doch ach, was hilft ihm alles Klagen?
 Verzweifelt er die Stirne runzelt,
 Wie man die Gegend ihm verbunzelt,
 Dieweil der Gastwirt freudig schmunzelt.
 Kommst Du vielleicht daher geschritten,
 Und Deine Nerven es erlitten,
 Dies Treiben in der Felsen Mitten,
 Und Du nach altgewohntem Brauch
 Am Fels Dir schaben willst den Bauch -
 Du bist behindert hierin auch! -
 Bestimmt find'st Du den Turm besetzt,
 Auf den Du eben wolltest, wehst
 Drum flugs daneben hoch, wo jekt
 Zufällig grade keine hängen.
 Doch wenn Du just hast angefangen,
 Dann kommt 'ne Meute schon gegangen
 Und macht sich unter Lärmen breit,
 Und ringsherum da gellt es weit;
 vorbei ist's mit der Einsamkeit!
 Wie sie Dir so die Lust verbittern,
 Beginnt vor Wut Dein Herz zu zittern,
 Es kann sonst keine VII erschüttern. -
 Du fragst Dich bange: „Ach, wohin
 Kann ich im Bielatal entfliehn,
 Da ich nun einmal heut hier bin? -

Reizt Klettern mich hier noch so sehr,
Wie wieder komm' ich sonntags her!" –

Mein Freund, ein guter Rat ist schwer.
Vielleicht find'st Du im Glasergrunde
Zufällig mal 'ne ruh'ge Stunde? –
Du mußt halt suchen in der Kunde!
Vielleicht, daß an der „Dürrenbiele“
Es Dir mal kurze Zeit gefiele,
Und Du beim lust'gen Kletterspiele
Das Glück genießt, daß niemand hier
Die Buchtermeute schon beim Bier – ?
Am besten ist es, rat' ich Dir,
Geh' weiter in das Tal hinein!
An „Waldtornadeln“, „Hansenstein“,
Bist, wenn Du Glück hast, ganz allein.
Auch an den Felsen gegenüber

Ist meistens kein Betrieb, mein Lieber; –
Welch Balsam für Dein Kletterfieber! –
Nur rate ich, ja nicht vergesse
Dir einzustechen Deine Pässe,
Da ständig hier, sogar bei Masse,
Man eifrig auf die Grenze achtet.
Weh' Euch, wenn Ihr darüber lachtet
Und mit dem Grenzer Euch verachtet! –
Ich muß Dir also frei gestehn,
Willst Du nicht gleich ins Böhmi'sche gehn,
So wirst Du nur allein Dich sehn
Im Vielatal zur Sonntagszeit,
Wenn Dir der Verggeiß sehr geneigt,
Gar selber Dir gibt das Geleit
Und freundlich mit dem Finger zeigt,
Wo Dir winkt in dem Tale weit
Das felt'ne Glück der Einsamkeit.



Zum Heldengedenktag

„Die ihr auf unsrer Heimat höchster Zinne steht,
Wie sie durch dunklen Fels zum Lichte geht,
Denkt derer, die aus Licht ins Dunkel gingen,
Dem Vaterlande helles Licht zu bringen!
Denkt ihrer treu, dann wird dem Mutterland
Ihr Tod der Auferstehung Unterpfund!“

Inschrift der Gedenktafel am Glocknerkreuz
für die im Weltkrieg gefallenen Mitglieder
des Österreichischen Alpenclubs.

Drei Gedichte. Rudolf Kaufchka

Jugendwege

Heute ging ich wieder vielgeliebte Wege
Aus den Wäldern in mein Jugental,
Liederreiche Wege, schmale Schluchtenstege,
Alle Jugendwege ging ich noch einmal.

Braune Wasser brausten, mancher Wald belaubte
Sich mit zitternd goldengrüner Fier:
Und da jubelte die heiße, totgeglaubte
Jugendseele noch einmal aus mir.

Frühlingsmorgen

Ich wandre froh durch Duft und Tau
Frühmorgens zwischen Feldern.
Aurikelgelb und Weidenblau
Und frischer Wind aus Wäldern.

Die Lerche schwirrt in Morgenglut
über die grünenden Saaten.
Heut schwingt so leicht mein schweres Blut:
Ist alles wohl geraten.

Mir klingen hell aus Wald und Quell
Die alten Wanderweisen,
Der Wind, ein lust'ger Fahrtgefell,
Will mit ins Blaue reisen.

Wie Wolkenschiff und Vogelzug
Zu unbegrenzten Fahrten.
So hast du, Herz, des Glücks genug
In Gottes blühendem Garten.

Längst schloß sich hinter dir das Tor
Der Welt, und du bist ganz allein.
Nun kannst du, der sich gern verlor,
Einmal und ganz dein eigen sein.

Die Lichter sanken in den Grund,
Aufsteht der Wald und ruft dich hohl.
In seinen nachgefüllten Mund
Schluckt er dich ein und tut dir wohl.

Und rings um dich, gut und beredt,
Schwingt eine Mutterstimme lind:
Nun endlich kommst du, und so spät,
Verirrtes, doch geliebtes Kind!

Enttäuschetes du, ich bette dich
In deiner Wälder treue Hut,
Ich glätte und entkette dich
Mit milder Hand in Hirn und Blut.

Unruhig' Herz, ach, daß du liefst
Nie mehr ins Tal der Qual und Lust,
Wärst mir gegeben ganz und schließt
Gesund an meiner kühlen Brust!

Im Sang der Wipfel stirbt die Welt,
Hell hängen Sterne im Geäst,
Dich hält im dünnen Wanderzelt
Die Hand der Heimat, oh, so fest.



Gustav Kasten mit den Jüngsten des Klubs
Aufnahme: „Klub Kesseltürmer“

Gustav Kastens letzte Bergfahrt. Paul Hofmann, „Kesseltürmer“

An einem Ostertage der Vorkriegszeit begegnete ich Gustav Kasten zum ersten Male. In der lieben alten Ottonmühle saßen wir gemeinsam an einem Tisch. Ich erinnere mich noch, mit welcher Ehrfurcht mir mein unvergessener Kamerad Bruchholz ins Ohr flüsterte, daß sei der alte „Zeppelin“. Wir hatten als blutjunge Anfänger einen heillosen Respekt vor allen Männern, die in den heimischen Bergen irgendwie einen Namen hatten und werteten im Unverständnis der Jugend nach der Anzahl der Abzeichen, die am Ledenhut getragen wurden. — Nun saß uns so ein alter Kämpfe gegenüber und begeisterte uns mit seinen Fahrterlebnissen. Am andern Tage hielten wir mit ihm Gipfelrast auf dem Dachstein. Ihm verdanken wir es, daß wir reine Gipfelreue kennenlernen. Ost war er in der Folgezeit unser Fahrtgefell, und es ist sein Verdienst, daß aus uns „Nur-Kletterern“ bergbegeisterte Menschen wurden. — —

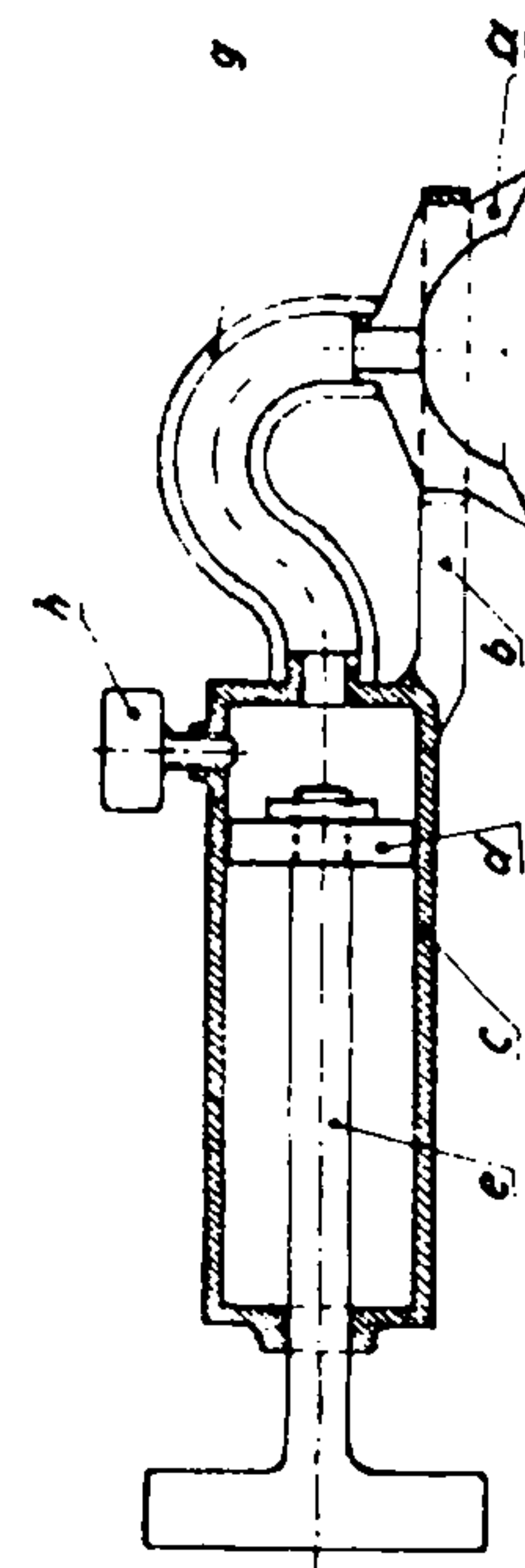
Ostertage, fünfundzwanzig Jahre nachher. — Wir jungen Dachse von damals hatten uns zur Seilgemeinschaft zusammengeschlossen, und feierten den Tag der Gründung im Vielatale. Gustav Kasten war unser Gast. Wieder saßen wir am gemeinsamen Tisch und schauten in das wetterharte Gesicht des alten Bergglers. Wie ebenedem saßen am Tisch recht junge Dachse und wurden begeistert von ihm. — Und diese Jungen und Mädels waren unsre eigenen Kinder. — Ostersonntag-Morgen — Im derben Schritt marschieren links die Burschen — rechts die Mädels und Gustav selber mitten drin.

Ein lustiges Lied schallt in den jungen Tag und verkürzt uns den Weg. Die „Johannisnacht“ verleitet uns zur kurzen Rast. Wir lagern uns, schützend vor dem frischen Ostwind, unterhalb der Nacht. Gustav steigt mit den Jungen hinauf zum Rundblick und zeigt ihnen die Eigenart und Schönheit des Vielatales. Es ist köstliche Augenweide für alle. — Inmitten des erwachenden Tages, umgeben von der jubelnden unbeschwerten Jugend, steht der weißhaarige Kamerad, der nie alt wird. Als wir dann das Tal hinab und wieder hinauf stürmen, wagt wohl keiner daran zu denken, daß ein zweiundachtzigjähriger Fahrtgefell unter uns ist. Am Fuße des Dachsteinsteines gibt es keinen Halt. Die jugendlichen Gipfelstürmer fiebern vor Ungeduld. Mit Halle werden die Jungen und Mädels bergfähig gemacht. Wer Gustav Kasten einmal in seiner Rißschinderjacke und seinen Kletterhosen gesehen hat, der weiß, daß Bergvolf und Bergwelt ewiges Leben haben.

Unsre Seile weist er zurück. Er hat sein eigenes mitgebracht und knotet sich mit der Jugend zu einer Seilschaft. Die Würde, mit der er das Einseilen vornimmt, läßt uns Großes ahnen. Bedächtig und mit fast übertriebener Genauigkeit beginnt Gustav die Kletterei am Fels. Wenn sie auch am Dachstein keine allzu große Gefahrenquelle in sich birgt, so ist die Verantwortung für uns doch gegeben. Mehrere Kameraden steigen teils vor - teils hinter ihm. Gustav lobt uns das mit einem wütenden Blick. Die Vorsorge um ihn beugt ihm nicht. Wir anderen haben den Fels auf verschiedenen Wegen gestürmt und erwarten auf dem Gipfel den alten Necken, um mit ihm Gipfelfreude zu erleben. - Und hier gedenke ich des Tages, da ich zum ersten Male mit Gustav auf dem Gipfel stand.

Viele Jahre sind seither vergangen. Der Tod hat reiche Ernte unter den Kameraden der Jugend gehalten. In fernen Landen liegen sie, die lebensfrohen Gefellen, wie es das Gesetz befahl Unvergessen sind sie alle, die Gefährten aus vergangenen Tagen. Sie werden immer unter uns weilen. - Bergvolf hat ewiges Leben! - Ich blicke auf. - Gravitätisch und stolz schreitet Gustav Kasten zur Gipfelfabne. - Da steht nun der Alte vom Berge, hält seinen Hut hoch und ruft sein Bergheil. Ein junges Herz in alter Schale. - Einen Augenblick sind wir gebannt, dann eilen wir auf ihn zu und bringen ihm unsern Bergheilgruß. Gipfelfreude läßt sich nicht schildern, - man muß sie erleben. Gemeinsam mit Gustav Kasten und der begeisterten Jugend halten wir eine Gipfelrast, die zu unsern schönsten Erinnerungen zählt. - Der Zweiundachtzigjährige hält eine Feierstunde mit der Jugend. Wohl selten hat ein Bergsteigerleben so würdigen Abschluß gefunden - hat ein Mensch sein Bergsteigertum so glücklich beendet, wie es Gustav Kasten vergönnt war. Er gab sein Seil an die Jungen als Vermächtnis und ermahnte sie zur Treue und Ehrfurcht. Sein Bergsteigertum begeisterte die Jugend und ward ihr zum Vorbild. - Als wir am Abend zum Berggasthaus ziehen, ist Gustavs Rucksack leichter. - Er hat seinen besten Kameraden, sein Seil, an die Jugend abgetreten. - -

Nun ist Gustav Kasten tot. Der Alte vom Berge, der im Herzen immer jung blieb, hat seine letzte Fahrt angetreten. Schlicht und bescheiden war sein Gewand, wenn er in die Berge zog. Stolz trug er das goldene Ehrenzeichen der sächsischen Bergsteiger. - Still ist er nun von uns gegangen. - „Bergheil“ du alter treuer Fahrtgeselle; - du hast dir in unsrer Jugend ein Denkmal gesetzt. Wenn wir im jungen Frühling mit unsern Jungen und Mädels zum Dachstein ziehen, wird dein guter Geist bei uns weilen und mit uns Feierstunde auf dem Gipfel halten. - -



*Wiedemann, 14. 10.
Zug 1872*



Neue Erfindung für Bergsteiger!

Im den Sächs. Bergsteiger Bund e. V. Dresden.

Nachstehend gestatte ich mir, Ihnen eine Neuerung auf bergsteigerischem Gebiete, die gewiß Ihren Beifall finden wird, vorzulegen.

Die vielen, vielen Unfälle, die sich jahraus, jahrein in unseren Klettergebieten ereignen, veranlaßten mich den Ursachen nachzugehen, und ich stellte fest, daß viele Unglücksfälle darauf zurückzuführen sind, daß beim Klettern im Fels Griffe oder Tritte ausbrechen - daß beim Steigen im Eis Unglücksfälle durch Ausgleiten hervorgerufen werden.

Die nachstehend beschriebene Erfindung soll dazu dienen, diese bedauerlichen Unglücksfälle auf ein Minimum herabzudrücken bzw. dem Kletterer zu ermöglichen, neue Wege, die bisher noch kein Mensch betreten, zu „machen“.

Nachstehend lasse ich einen Teil der Patentbeschreibung folgen; dabei habe ich, um Platz zu sparen, den ersten Teil der Beschreibung weggelassen.

„... hilft die nachstehend beschriebene Erfindung ab.

Die Vorrichtung besteht aus einem Saugnapf a, welcher durch Verbindungsflasche b mit dem Kolbengehäuse c fest verbunden ist. Im Kolbengehäuse c gleitet der Kolben d, dessen Führungsstange e zum Handgriff ausgebildet ist. Beim Ziehen des Kolbens d wird die Luft aus dem Saugnapf a durch den Schlauch g gezogen und dadurch in dem am Felsen oder Eis liegenden Saugnapf ein Vakuum erzeugt, welches geeignet ist, das Körpergewicht des Kletterers zu tragen.

Die Lösung des „Griffes“ erfolgt durch das Ventil h, durch welches in den Kolben Luft einströmt und das Vakuum aufhebt. . .“

Sie ersehen aus dieser Teilbeschreibung und den beigelegten Bildern ohne weiteres die Arbeitsweise der Saugnäpfe. Die in den Klettergebieten des Elbsandsteingebirges durchgeführten Versuche zeigten die durchschlagende Wirkung der Erfindung.

Keine Wand, kein Überhang, noch die steilste Eiswand wird in Zukunft dem ratenfrohen Kletterer verschlossen bleiben.

Bemerkten möchte ich noch, daß die Saugnäpfe für die Füße in Arbeit sind. Bisber machte die Auslösung des Ventils h, welches bei der vorbeschriebenen Ausführung durch die Zähne des Kletterers erfolgt, einige Schwierigkeiten. Für Lösungsvorschläge aus Ihrem Leserkreis wäre ich dankbar!

Vergaß! Ing. L e A r s i ,

Mitgl. des Sächs. Bergsteigerbundes, E. V., Dresden

Mitgl. des K. u. W. Klubs „Berg Heil“, Pirna.

Mitgl. des D. u. D. N. V. Sektion „Holzgau“

Ostern in Böhmen. Karl Peukert, „Krazelbrüder“

Froh und frei entstieg wir bei herrlichem Sonnenschein in Bodenbach dem Zuge und strebten sofort der Elbe zu. Der schwarze Ostwind war uns gerade recht. Bei Rosawitz nahm uns die wackelige Fähre auf und brachte uns ans andere Ufer. Der Hutberg, Lotterberg und Hopfenberg grüßten uns und boten mit ihren schneebedeckten Gipfeln einen prächtigen Anblick. Unser erster Besuch galt der 400 Meter hohen Ruine Sperlingstein. Von den säulenartigen Mauerresten der westlichen Felsklippe hatten wir einen lieblichen Ausblick auf das nahe Elbtal. Hier blühte auch in großer Anzahl das bei uns geschätzte Leberblümchen. Von den Sperlingshäusern führte uns ein steiler Weg hinab nach Babutin. Über Mittersdorf gelangten wir auf schmalem Jagdsteige in Serpentinaen aufwärts zu den Sammelsteinen. Der Weg führt um die Basaltklippen herum und gewährt einen entzückenden Blick auf den Zinkenstein, der von hier als mächtiges Bergmassiv erscheint. Eine vollkommene Rundsicht bot der Zinkenstein trotz seiner Höhe von 684 Metern nicht, dafür aber einen um so reizvolleren Blick gegen Süden und Südwest auf die über 500 Meter tiefer, in vielen Windungen ihren Lauf suchende Elbe. Nun begann eine ausichtsreiche, aber auch anstrengende Kammwanderung in Eis und Schnee, wie wir es hier oben nicht um die Osterzeit erwartet hatten. Rechts grüßte der Hohe Gletsch und der Donnersberg mit seinen Trabanten. Zur Linken schweifte der Blick bis ins Zittauer und Jeschkegebirge. Müde und naß erreichten wir am Abend Wernstadt, ein kleines Landstädtchen, und erfreuten uns an den lebenswerten alten Laubengängen am Ringplatz.

Frühzeitig sah uns die Sonne am Osterjonnabend auf den Beinen, und quersfeldeln wanderten wir nordwärts durch das herrliche Böhmisches Bergland. Rechts und links machten die Osterhasen Mannchen und wunderten sich wohl über die seltenen Gäste, ehe sie das Weiße suchten. Auch Hochwild und Fasane bekamen wir zu Gesicht. Ringsherum Frühlingstimmung, prächtiges Osterwetter. Der 508 Meter hohe und spitze Hutberg bot eine schöne Rundsicht. Von hier führte uns der Weg über Rabenstein, Neugrund nach der Station Ober-Politz, von wo uns der Zug nach Böhmisches-Teipa brachte. Rasch durchschritten wir die Stadt, die uns von früheren Wanderungen bekannt war, marschierten um den Teipaer Spitzberg herum, und wanderten über weite Wiesenflächen, die herrliche Fernblicke zum Jeschken, Koll und den Rößigen boten, über Botwen der Ruine Sawoika zu. Die Reste der alten Felsenburg Sawoika, sowie die 500 Jahre alte Linde bekamen wir nur von weitem zu sehen, da uns die Pforten zum Schlosspark verschlossen blieben. Über die Einsattelung zwischen

Wachstein und Slabitschen gelangten wir durch schönen Kiefernwald zum Wachstein, einem Felsenvorsprung, der einen reizenden Ausblick auf das Pfarrdorf Bürgstein bot. Ebe wir in das in abendlichem Frieden liegende Bürgstein einmarschierten, statteten wir der ehemaligen Felsenfeste und dem späteren Raubritterstis Einsiedlerstein, unseren Besuch ab. Der Verwahrer des Schlüssels war schnell gefunden. Ein freundlicher Herr, mit über die Ohren gezogener Wollmütze, empfing uns und führte uns im Scheine seiner elektrischen Taschenlampe durch die große Anzahl der ausgebaunenen Felskammern der Höhlenburg. Durch schmale Fels- und Wehrgänge erreichten wir das Plateau der Höhlenburg, auf der früher noch eine hölzerne Burg gestanden hat.

Böllerschüsse hallten durch das Tal und kündeten den Beginn des Osterfestes an. Von Haida leuchtete ein großes elektrisches Flammenkreuz zu uns herüber, und zu unseren Füßen im illuminierten Bürgstein zog eine feierliche Prozession mit brennenden Kerzen um den Kirchplatz. Am Abend sprachen wir im herrschaftlichen Hotel dem guten „Böhmischen“ kräftig zu. Bis jetzt hatte es die Sonne mit uns gut gemeint. Es sollte aber anders kommen. Am ersten Feiertag hing der Himmel voll trüber Wolken. Es regnete Bindfaden. Dies konnte aber unseren Vorsatz nicht stören, unser festgelegtes Ziel, die Ruine Tollenstein, wo wir mit unseren Klubkameraden zusammentreffen sollten, zu erreichen. Der Kleiß, unser nächstes Ziel, hüllte sich bis tief herunter in Nebelschleier, und lud damit nicht zu seiner Besteigung ein. Beim Rodewitzer Forsthaus vorbei, das wir zweimal sehen sollten, da wir uns im regennassen Walde bei mangelhafter Wegbezeichnung trotz bester Spezialkarte verlaufen hatten, kamen wir schließlich doch noch nach dreistündiger Wanderung nach Röhrdorf, wo uns der Zug, der uns nach Tannenbergr bringen sollte, gerade vor der Nase fortfuhr. Mit dem nächsten erreichten wir dann diese Station, und freuten uns, die nachgekommenen Klubkameraden auf der Ruine Tollenstein anzutreffen.

In der überheizten Gaststube des Kretschams schmeckte das gute „Böhmische“ um so besser, und wir blieben noch lange beisammen, ebe wir uns der wohlverdienten Ruhe hingaben. Heilfroh waren wir, daß wir am Abend noch die Ruine besichtigt hatten, denn der Morgen zeigte uns ein vollkommen verändertes Landschaftsbild.

Ein Schneetreiben, wie wir es uns um die Weihnachtszeit nicht besser hätten wünschen können, verwehrte uns die Sicht auf 50 Meter. Alle wünschten wir uns die geliebten Bretter herbei, damit wir den Rest unserer Ostertour auf ihnen verbringen konnten. Mit viel Mut im Herzen stapften wir im herrlichen Neuschnee um den Tannenbergr herum, um auf diese Weise möglichst schnell nach Falkenau zu kommen. Wir brachen immer wieder in den Schnee bis an die Knie ein, was uns zuerst viel Spaß machte, später aber nasse Füße einbrachte. Außerdem fing es noch von den Bäumen an zu tauen. Schließlich meinten einige von uns, es gäbe ein besseres Vergnügen zu Ostern, als hier in dem knietiefen nassen Schnee herumzuwaten, und so kamen wir mit stillem Einverständnis aller gerade noch zum letzten Drücker auf der Station Tannenbergr an, als der Zug wegfahren wollte. Der letzte Rest wurde aber von uns mit der letzten Kraft derartig gespurtet, daß der nasse Dreck meterweise von uns spritzte. Der Zug war schon im Anfahren, als die letzten in den Schlusswagen ohne Fahrkarten sprangen. Auch die letzten Kronen, die für bessere Zwecke gerechnet waren, mußten für die Nachzahlung bis Teitschen geopfert werden. So fuhren wir an dem schönen Kreibitzer Gebirge vorbei, trockneten in der Bahn unsere Kleider und Schuhe, und ruhten uns in Teitschen auf dem Bahnhof bei einem „Böhmischen“ auf unseren Vorbeeren aus. Ganz untätig wollten wir indes nicht sein, sondern wanderten noch am Nachmittag über den Quaderbergr den Rosenkamm entlang nach dem Belvedere. Von ferne leuchteten der Große Abrenbergr und der Kaltenbergr mit herrlichem Neuschnee. Als wir in Herrnskretschden den Zug bestiegen, freuten wir uns dennoch, daß wir vier volle Tage in Sonne, Regen und Schnee gelebt hatten, wenn uns auch zuletzt das schlechte Wetter einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht hatte.

Rathen. Willy Ehrlich

Und ist mal das Geld recht knapp,
dann steigen wir schon in Rathen ab.

Und weil das Geld oft knapp war, mußten wir eben oft in Rathen absteigen. Wir sind auch gern dort abgestiegen. Dort stehen doch „solche Sachen“, die das Herz im Leibe lachen lassen. Und wohl fast jeder Bergsteiger oder Kletterer hat im Rathener Gebiet die ersten Kletterfahrten erlebt.

Aber nicht von den Rathener Bergen, die uns immer ans Herz gewachsen bleiben, nicht von den prächtigen Wänden und Kanten will ich erzählen. Von Rathen selbst will ich berichten. Ich will davon plaudern, wie ich es werden sah, „wachsen, blühen und gedeihen“ im besten Sinne dieses alt-abgedroschenen Wortes mancher Vorstandsrede.

Es muß schon lange her sein, daß die der Landschaft angepaßten traulichen kleinen Hütten und Häuschen erdrückt wurden von unmöglichen Villen mit 5000 schönen Namen. Sie krochen die Hänge hinauf, nisteten sich in Waldwinkeln ein und schrieten dem Wanderer zu: „Bin ich nicht ein schönes Haus, eine wirkliche Villa?“

Und noch immer nahm das Bauen kein Ende. Die schönen steilen Hänge, die die Wiesengründe einrahmten, wurden erobert. Erfreulicherweise waren die neueren Häuser nicht ganz so geschmacklos, wie die älteren „Villen“. Aber sie entstieg mächtigen Zementsockeln und dicken Mauern, sie schmückten sich mit niedlichen Torbögen und Drabtblauben, sie trugen auch schöne Namen und ein großes Schild —: „Zimmer frei!“ War es Sommerzeit, galt es nur für die Fremden mit Koffern und Kisten, Bergsteiger fanden dann selten Quartier.

Es gab auch alte liebe Bekannte, die uns Übernachtungen freibielt. Mutter Adam, die immer ihre Freude an unseren manchmal recht derben Späßen hatte. Oder Hanna, die gute Seele, die uns so oft „die Benimmen schmierte“. Oder Frau Knibbe, die nur von „meinen“ Bergsteigern sprach, und noch manches andere gute Herz.

Wir haben uns trotzdem nicht abschrecken lassen. — Und die Sommernächte waren kurz — und manchmal warm. Wie so manches Mal haben wir uns warm laufen müssen, wenn Gefahr drohte. — Ja, das kam auch vor. Und auch das war schön.

Nach Rathen strömten Fremde. Die Lokale weiteten sich. Es gab Anbauten von „Remisen“ und „Veranden“ und „Dependancen“. Der Sonnabendtanzen im Gasthof wurde zur Reunion. Jawohl. Und hier und da erschien dort ein Gast im Smoking. Plakmusiken wurden geschaffen. Die Bettsteuer wurde eingeführt. Und ein schöner Platz mit einem Wunderbrunnen entstand. Das Wunderwort Kurort wurde durch Taten unterstrichen. Es ging aufwärts mit Rathen! Vorwärts!

Der „schöne“ Stausee erhielt Gondeln. Mehr als das. Es entstand eine Seeschiffahrt mit Abfahrtssteig. Und erstaunend genossen die „Seefahrer“ den Anblick der scheuen Waldtiere, wie Moufflons und Hirsche, die mit ihnen am Ufer hintrabten, Futter bittend.

Eine alte Burg wurde ausgegraben. Mit Brücken und Leitern und sicheren Geländern wurde sie erschlossen. In den schönsten Grund baute man ein Naturtheater hinein. Die Parkplätze an der Bastei vervielfachten sich, sie fraßen sich erbarmungslos in den Wald hinein.

Es gab nur ein Gebot: Alles für die Fremden!!

Halt, noch etwas wurde größer. Die Unterkünfte für die Fahrräder der Bergsteiger und Bergwanderer. Sie scheuten nicht 70 Kilometer Fahrradtreten, um in ihre Bergheimat zu gelangen. Sie wollten sich erholen vom Alltag, sie wollten ihre Freude finden am Klettern im steilen Gewand, am Wandern durch stille Täler.

Sie lieben ihre Bergheimat und begen sie trotz allem.

Verlust. Rudolf Fehrmann

Der Mutter starb ihr liebster Sohn;
Trost sprach: „Hast ja noch mehr!“
Das Wort traf sie wie bitterer Hohn,
Ihr Herz blieb müd und leer.

Das Lied, das mir die Mutter sang,
Tönt' in die Kindheit Glück.
Verstummt der Mund, verweht der Klang —
Glück kehrt nie mehr zurück. —

Auf meiner Heimat Berg ich stand,
So schön war's nirgendwo.
Verschlossen ist mir jetzt das Land;
Wann werd' ich wieder froh?

Eine seltsame Wegbeschreibung. Kurt Hahn

Wenngleich man schon mitten in den schönsten Bergen sitzt — denn gibt es etwas Schöneres, als das Bergparadies Arosa in den Graubündener Alpen? — so treibt es doch den angehenden Naturfreund wieder weiter. Neue Täler, andere Berge und Seen sind die Ziele, die wieder irgend etwas Neues, noch nicht Gesehenes entdecken lassen.

Es war Hochsommer, prachtvolles Wetter, und der wunderbar blaue Himmel lockte verführerisch. So nahm ich 14 Tage Urlaub, um eine Fußtour nach Lugano und zurück zu unternehmen. Wie ich schon oft gehört und gelesen hatte, sollte ja diese Stadt etwas ganz Besonderes bieten. Also auf nach Lugano!

Die Reiseroute für hin und zurück wurde festgelegt und mangels eines passenden Reisegefährten ging ich allein, nur den Eispickel als treuen Freund, und den gut gefüllten Rucksack nicht zu vergessen, auf guten, wasserdichten, mit vorschriftsmäßigen Nägeln versehenen Bergschuhen von Arosa aufwärts über den ersten Paß hinunter ins Tal. Ich hatte nur solche Pässe ausgewählt, die nicht von Straßen überquert wurden und die somit die höchsten waren zwischen Arosa und Lugano, so zwischen 2000 bis 2800 Meter hoch, also ganz respektable Höhen. Das Hinauf und Hinunter wiederholte sich demnach verschiedene Male und ging, abgesehen von einigen kleinen Abenteuern, gut vonstatten.

Hatte ich meist gutes Wetter, so wurde dasselbe doch ab und zu durch Regen und Gewitter unterbrochen. Ich erinnere mich noch sehr gut daran, wie ich im tiefsten Nebel tapfer einen Paß suchte und plötzlich auf einer ganz respektablen Bergesspitze anlangte, deren hinterer Hang fast senkrecht abfiel. Da ich gute Karten besaß, konnte ich an Hand dieser die Bergspitze als Wegweiser benutzen und ich fand den Paß doch noch, und kam mit der entsprechenden Verspätung an mein gestecktes Tagesziel. Ein zweitesmal überraschte mich an einer steil abfallenden Bergbalde in Höhe von etwa 2600 Meter ein heftiges Berggewitter. Donnerwetter, Donnerwetter, so etwas von Krach hatte ich noch nicht gehört! Da schien die Hölle los zu sein! Ich warf meinen stählernen Eispickel so weit als möglich von mir weg, denn die Blitze schienen mir noch nie so nahe auf den Leib gerückt zu sein. Dann kauerte ich mich zur Erde und bedeckte mich mit meinem zwar hauchdünnen, aber wetterfesten Regenmantel. Das Wasser klatschte nur so darauf. Wahrlich, ich kam mir recht klein und winzig vor in diesem Herentessel und war froh, als dieser Spuk vorbei war. Glücklicherweise war mein Pickel nicht den steilen Hang hinuntergerutscht, sondern hatte sich festgehaft, so daß ich ihn leicht erlangen konnte.

So erreichte ich denn die Kunststraße, nicht weit von Bellinzona entfernt. Dortbin fuhr ich mit der Bahn, da Landstrafelaufen nicht gerade reizvoll ist. Nachdem ich mir diese interessante Stadt angesehen hatte, fuhr ich noch bis Lugano, um dort etwas mehr Zeit zur Verfügung zu haben. Von diesem Fleck Erde war ich wirklich nicht enttäuscht. Wundervoll dieser See mit den ihn umgebenden Höhenzügen und Bergen der verschiedensten Formen, und darüber ausgespannt das blaue Himmelzelt. Von jeder Höhe ein anderer Ausblick! Jeder Aussichtspunkt verdiente einen Besuch, doch reichte meine Zeit damals nicht aus, aber ich hatte Gelegenheit, es später nachzuholen. Jetzt mußte ich mich wieder auf Schusters Knappen setzen und die Rückreise antreten. Auf dieser sollte ich mein größtes Ferienerlebnis haben. Im schönen Tal von Aquarosa faßte ich den Entschluß, das Rheinwaldhorn zu besteigen, um auf der anderen Seite hinunter ins Hinterrheintal zu gelangen. Etwas kühn war dieser Entschluß schon, denn dieser Berg ragt immerhin seine 3500 Meter in die Luft, also von ewigem Schnee bedeckt und von Gletschern umgeben. Man soll Gletscherturen nicht allein machen und nicht ohne Seil, das wußte ich, aber ich wollte es riskieren, hatte ich doch schon einige Viertausender bewältigt, wenn auch nicht allein. Also vorwärts!

Nach stundenlangem Aufstieg langte ich bei Regenwetter in einem 2400 Meter hoch gelegenen Seitental an. Es war neblig und ich sah sehr wenig, aber von überall her ertönten Glöckchen, die mir anzeigten, daß die sonst im Tal wohnenden Bauern mit ihrem Vieh zur Zeit hier oben waren. Bald sah ich es auch, meist Ziegen, wunderschöne Tiere mit geschwungenen Hörnern, fast aussehend wie Gemsen, und bald stand ich vor den zerstreut umherliegenden Sennhütten.

Das Rheinwaldhorn ist hier nicht nur Wasser-, sondern auch Sprachscheide zwischen Nord und Süd. Hier italienische, dort drüben deutsche Sprache. Im Augenblick wäre es mir umgekehrt lieber gewesen, denn an den ersten Hütten konnte ich mich nicht verständlich machen. Man gab mir Zeichen nach einer bestimmten Hütte zu gehen. Ich nahm an, dort eine deutschsprechende Person zu finden, aber es stellte sich nach vergeblichen Sprachversuchen heraus, daß der Bauer wohl eine zweite Sprache sprach, aber das war französisch. Glücklicherweise konnte ich davon so viel, daß wir uns ganz gut verständigen konnten, und der Kontakt war bald gefunden.

Ich wurde sehr gut bewirtet. Überhaupt war die Gastfreundschaft eine recht herzliche. Bald gewann ich einen Überblick über die Einwohnerschaft dieses Tales. Sie bestand nur aus wenigen Männern, etwas mehr Frauen, Mädchen und Kindern, die sich alle über den seltsamen Besuch freuten. Der französisch sprechende Bauer schien das Oberhaupt dieser kleinen Gemeinde zu sein. Auf seine Frage, wohin ich denn eigentlich wolle, zeigte er großes Erstaunen, als ich ihm mein Ziel nannte. „Es sei unmöglich, allein und noch dazu ohne Wegkenntnis, so etwas zu tun“, so riet er mir ab. Erst als ich ihm von meinen Hochtouren erzählte, sagte er achselzuckend: „Da könnte man es vielleicht riskieren, aber vorsichtig sei es nicht. Auf keinen Fall käme man bei einem Wetter wie heute hinüber.“ Er lud mich ein, bei ihm zu bleiben, bis wieder gutes Wetter sei. Das versprach ich ihm auch.

Schneller als er es selbst geglaubt hatte, hellte sich das Wetter auf, und nach kurzer Zeit war von Wolken keine Spur mehr zu sehen. Der Nebel war wie weggeblasen und die Gegend wie verzaubert. Ein herrliches kleines Hochtal und ein Paradies für Ziegen. Überall, auf jedem Vorsprung, auf kleinsten Flecken, wo das schöne grüne Alpengras sprießte, waren auch Ziegen zu sehen. Manche sehr hoch und an fast unmöglichen Stellen. Man konnte sich nicht erklären, wie sie dahin gekommen waren.

Nachdem ich mich gesättigt hatte an Milch, Brot und Käse, führte mich mein neuer Freund in diesem herrlichen Winkel der Natur herum, um mir alles Wissens- und Lebenswerte zu zeigen, hauptsächlich aber mir den Aufstieg zum Rheinwaldhorn genau zu beschreiben. Von einem erhöhten Punkt des Tales konnten wir die Schneepyramide, zur Zeit mit Neuschnee bedeckt, sehen, denn was unten Regen, war dort oben Schnee gewesen. Prachtvoll stand sie vor uns! Unterstützt durch einen Feldstecher, erklärte er, wie ich zu gehen hätte.

Ich war erstaunt, mit welcher Klarheit er es tat. Etwas unterhalb des weißen Gipfels zog sich ein pechschwarzer Felsgrat allmählich nach oben, welcher die Begrenzung einer fast senkrechten schneefreien Felswand bildete. Was hinter diesem Grat zu sehen war, war der ewige Firn.

„Bis zu diesem Felsgrat sei es für einen Bergsteiger nicht besonders schwierig“, sagte mein Erklärer. Fast nur steile Grashalden. Wenn ich nun an diesen Felsen angelangt sei, würde ich einen vor mir auftauchenden Schneerücken bemerken. Den müsse ich umgehen, und zwar entgegengesetzt von meinem Ziel. Ich käme dann dahinter auf das große Schneefeld, welches von uns aus gut zu sehen war. Dasselbe ziehe sich ohne Unterbrechung bis zum Gipfel hinauf. Auf keinen Fall solle ich mich vor dem Schneerücken rechts halten“, das wäre also der schwarze Felsgrat gewesen.

Nun folgte der interessanteste Teil seiner Beschreibung, wie mir eine solche, in meinem an Berg-erlebnissen nicht gerade armen Leben, noch nicht zuteil geworden ist.

„Wenn Sie nun“ – so fuhr er fort – „am Gipfel, gekennzeichnet durch den Steinmann, angekommen sind, überprüfen Sie genau die Abstiegsmöglichkeiten. Dort, wo es so aussieht, als ob es leicht, sogar sehr leicht hinuntergeht, dort gehen Sie nicht hinunter! Sie sehen nun nach der entgegengesetzten Seite und werden sich sagen müssen, unmöglich! Dort gehen Sie hinunter, und Sie werden es schaffen. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen . . .“

Diese Worte waren mit solcher Bestimmtheit gesagt, daß ich mir nicht erlaubte, irgend etwas dazu zu sagen. Ich überprüfte noch einmal mit Hilfe des Glases den ganzen Aufstieg. Dann gingen wir zurück zur Hütte. Ein paar gemütliche Stunden schlossen den mir unvergeßlichen Abend ab. Die kleine Gemeinde war vollzählig versammelt. Groß und klein, alle wollten etwas wissen, und die drolligsten Fragen wurden gestellt, die immer erst überseht werden mußten, was öfters große Heiterkeit verursachte. Aber alles hat sein Ende, und so folgte der notwendige Schlaf, um für die Tour gekräftigt zu sein.

Die Sonne erstrahlte am frühen Morgen. So stand meinem Aufbruch nichts im Wege. Noch ein kräftiges Frühstück, und die Stunde des Abschieds nahte. Dieser gestaltete sich so herzlich, als ob ich hier nicht Stunden nur, sondern viele Wochen verweilt hätte. Noch lange winkte man mir nach. Juchzer ertönten, die ich so gut als ich konnte, erwiderte. Höher und höher ging es hinauf, so daß ich ihren Blicken entschwand, und mich die schweigende Bergwelt umfing.

Sehr steil waren diese Grashänge und durch den Regen schlüpfrig, so daß mir zeitweise mein Pickel gute Dienste leistete.

Hier in einer Höhe, ich schätze zwischen 2800 und 2900 Meter, fand ich einen kleinen Edelweissgarten mit sehr großen Blüten vor, leider zum Mitnehmen nicht mehr gut genug, so ließ ich sie stehen. In einer solchen Höhe hatte ich noch keine gesehen, aber ich befand mich ja auch an der Südseite der Alpen.

Etwas anderes machte mich jetzt stutzig. Schon weiter unten hatte ich so etwas wie Spuren von Menschen bemerkt, jetzt sah ich diese sehr deutlich, weil ich bis an den am Tage vorher gefallen Neuschnee gekommen war, der jetzt in der Sonne sehr schnell schmolz. Es waren also frische Spuren. So war schon vor mir ein Mensch, und zwar nach seinen Nagelschublen zu urteilen, ein sehr schwerer Mann hinaufgeklettert. Da hier nicht die geringste Spur eines Bergpfades zu sehen war, also ein öfterer Übergang nach drüben nicht stattfand, konnte es sich nur um einen Wilderer handeln, denn Einzelgänger, wie ich zur Zeit gerade einmal einer war, die zum Vergnügen in den Bergen herumtravelt, hatte ich auf meiner Tour nicht gesehen.

Ich kam an den Punkt, wo ich an dem besagten Schneerücken stand, den ich nach links umgehen sollte. Gerade als ich mich nach dortbin in Bewegung setzen wollte, krachte plötzlich unmittelbar hinter demselben ein Schuß, einige Male widerhallend. Dann eisige Stille.

Wie angewurzelt war ich stehen geblieben. Also hatte ich leider doch recht gehabt. In diesem Augenblick kam hinter dem Schneebuckel in Richtung zum Gipfel eine Gemse über die Schneefläche gerungen, sicher das Weibchen, der Bock war auf der Strecke geblieben. Jetzt blieb es stehen, drehte

nach unten und schrie angstvoll. Es war nicht schwer zu verstehen, daß dieses Weibchen nach dem Lebensgefährten rief. Der kam nicht mehr . . .

Was sollte ich in dieser Situation tun? . . . Blissschnell fuhr es mir durchs Hirn — — „Wenn du jetzt weitergehst in dieser Richtung, so wird dich der Wilderer sehen. Er glaubt sich verfolgt, und er weiß, was ihn erwartet. Auf Jahre hinaus kommt er ins Zuchthaus. Kurzenschlossen wird er also ein zweitesmal schießen, und mich würde er noch leichter treffen als eine Gemse . . .“

Das war mein Gedankengang, und wenn ich nicht Hals über Kopf wieder hinwollte, wo ich hergekommen war, so blieb mir nur der Felsgrat übrig, der sich zum Gipfel hinaufzog, den ich aber nicht begeben sollte.

Soweit ich übersehen konnte, war eine Kletterei nicht ganz unmöglich. Also frisch ans Werk! Anfangs ging es, später schwerer, an manchen Stellen war es sogar etwas kitschig. Hätte ich mich damals nicht zu einem halbwegs passablen Felskletterer rechnen können, wäre es unmöglich gewesen. Die Gemse sah ich noch lange Zeit über den Schnee hüpfen, oft stehenbleibend, und dabei ihre durch Mark und Bein gehenden Schreie ausstoßend. Ein kleines Bergdrama, wie ich es nur einmal erlebt habe. Sie hatte dieselbe Richtung wie ich, nach dem Gipfel zu, hinter welchem sie dann auch verschwand.

Jetzt hörte ich auch, da gänzliche Ruhe eingetreten war, andere Töne. Aus dem Tale herauf erklangen langgezogene menschliche Rufe. Dafür hatte ich auch bald wohl die richtige Erklärung gefunden. Mein Freund unten im Hochtal wird sich auf den Aussichtspunkt gestellt haben, um meinen Aufstieg mit seinem Fernglas zu verfolgen. Nun sah er mich Unglücksraben auf dem schwarzen Grat herumturnen, den er mir so gut wie verboten hatte, zu begeben. Er konnte ja nicht ahnen, was inzwischen vorgefallen war. Und so hat er mir mit Hilfe jüngerer Kräfte — ich konnte verschiedene Stimmen unterscheiden — Warnungsrufe zugesendet. Ich möchte nicht wissen, welche eine Angst diese guten Leute um mich ausgestanden haben . . .

Ich konnte mir nicht anders helfen, als ihnen mit kräftigen Armbewegungen zuzuwinken, in der Hoffnung, daß es durch das Glas gesehen werden könnte, um ihnen zu zeigen, wie wohl es mir ging. Später wurde es dann still, ich werde ihrem Gesichtskreis entschwunden sein.

Mit schäkungsweise zwei Stunden Verspätung kam ich auf dem Gipfel an. Wunderbare Aussicht! Das Wetter war prächtig geblieben. Nur schneeweiße Sommerwolken wälzten sich über die Berg-
eisen, die allzu sehen waren, bis hinüber zum Montblanc.

Lange stand ich so, um diesen wundervollen Anblick in mich aufzunehmen. Dann mußte sich der Rucksack eine kleine Plünderung gefallen lassen, um meine Kräfte für den Abstieg zu sammeln. Dabei überprüfte ich die nähere Umgebung. Ob ja, da war diese Stelle, wo man so leicht hinunterkonnte, aber nicht durfte, „da sollte der Tod lauern“, hatte mir mein Berater gesagt. Nicht möglich! Diese schönen, nicht übermäßig steil abfallenden Schneefelder, auslaufend bis zum Gletscher, welchen ich heraufleuchten sah . . . Diese Hänge, die größte Freude des Bergsteigers, in laufender Fahrt hinabzurutschen, bei festem Schnee gestützt auf den Eispickel, sozusagen auf drei Beinen, oder bei weichem Schnee auf den Hosensboden gesetzt und hinunter in ein paar Minuten. Aber . . . hier darfst Du nicht! — sonst — —

Also den Blick zur anderen Seite! Auch das stimmte. Unmöglich! schrie die Natur, da kannst Du nicht hinunter. Und der Mensch sagte: „Da mußt Du hingehen.“ Wahrlich, wären die da unten nicht so gut zu mir gewesen, ich hätte an einen tollen Spaß geglaubt.

So stapfte ich wacker los, denn ich hatte noch allerhand vor mir. — Da brach ich durch den Neuschnee in eine Spalte, die glücklicherweise so schmal war, daß ich mit dem Schrecken davonkam. Dies war eine Warnung, und ich fühlte nun jeden Schritt mit dem Pickel ab, was das Vorwärtstommen nicht sonderlich förderte. So erreichte ich die Stelle, wo das Firnfeld in die Felspartie überging, und wo ich hinunter mußte. Dort fand ich des Rätsels Lösung. Ich konnte übersehen, daß nur an dieser Stelle der Abstieg möglich war. Kein Spaziergang war, sondern Kletterei von Felsenterrasse zu

Felsenterrasse, bis ich endlich unten am Gletscher anlangte, dem Rheinwaldhorngletscher, welcher die Geburtsstätte des Hinterrheins ist. Mit mächtigem Getöse entspringt dieser hier, indem er sich ein Riesensloch in das Eis gewaschen hat. Ich ließ es mir nicht nehmen, soweit als möglich an dasselbe heranzugehen. Schmutziggelb schießt das Wasser hervor, um diese Jahreszeit besonders stark. Drei solcher Quellen sind nötig, um den Rhein, einen der größten Ströme Europas, zu bilden. Hier der Hinterrhein, auf der anderen Seite des Rheinwaldhorns der Balser Rhein, und vom Gottbard der Norderrhein.

Einen Blick warf ich nun auch nach der Stelle, wo von oben so schöne Schneehänge bis zum Gletscher herunterliefen. Nun sah ich es deutlich, was von oben Täuschung war. Diese Hänge hörten auf halbem Wege auf und gingen unmittelbar in senkrechte Eiswände über, ein paar hundert Meter abfallend. Einmal im Schwung, war ein Anhalten wohl unmöglich, und der Todessturz unausbleiblich . . .

Aber nun fort! Ich mußte noch in den ersten Ort des Tales, welcher den gleichen Namen trägt wie der Fluß, nach „Hinterrhein“, also noch eine mächtige Strecke, anfangs über schlechten steinigem Felspfad, immer am Rhein entlang. Ein wildes finsternes Tal, wie ich wenige dieser Art gesehen habe. An vielen Stellen Überreste von herniedergegangenen Lawinen. Darin ab und zu Kadaver oder sonstige Überreste von abgestürzten Tieren, hauptsächlich Ziegen.

Ich mußte tüchtig ausschreiten, um mein Ziel zu erreichen. Müde und hungrig langte ich dort an und begab mich sofort in den Gasthof. — Nach dem Abendessen verschwand ich bald, um mich der wohlverdienten Ruhe hinzugeben.

Trotz der Müdigkeit konnte ich keinen Schlaf finden. Alles ging mir nochmals durch den Kopf, das gemüthliche Beisammensein da drüben über der Sprachscheide, dann der Aufstieg mit dem Wilderer, die Schreie der armen Gemse, dann meine Kravelei auf dem „verbotenen“ Felsgrat, und nicht zuletzt der Gedanke an die richtige und falsche Abstiegstelle.

Leise erschauernd beschlich mich die bange Frage: „Welchen Weg hättest Du gewählt, wenn das Tal da drüben nicht bewohnt gewesen wäre, und Du nicht diesen prachtvollen Berater gehabt hättest?“

Alpenland Österreich. Werner Doberenz

Wer von uns hat nicht schon einmal den heimlichen Wunsch gehabt, sich aus den heimatlichen Bergen fortzukleben, zu den Bergriesen der Alpen? Wer hat es nicht schon gewagt, sich in den Tagen seiner Freizeit auf sein Rad oder Motorrad zu setzen und mit Sack und Pack dem Ziele seiner Ideale entgegenzufahren? Eins mit dem glücklichen Gefühle, seine jahrelange Sehnsucht erfüllt zu sehen, stehen wir, Hans und ich, auf dem Bahnsteig in Salzburg und bewundern die schwarzen, drohenden Wände des Untersberges, der fern in den schwarzverhangenen Abendhimmel ragt. Aber bald trennt uns laudend der FD-Zug München — Wien von unseren Betrachtungen, von unseren ersten Eindrücken der Alpenlandschaft. Wir hatten lange genug in Salzburg zubringen müssen, ehe die Passkontrolle und sämtliche Grenzformalitäten erledigt waren. Nun ging die Fahrt ins schöne Oberösterreich. Entlang an wogenden Kornfeldern, an Bethäuschen und Wallfahrtskapellen führte uns der Schienenstrang zum Ausgangspunkt der Bergfahrt, nach Traunkirchen. Keine Erzählung, kein Film und kein Zeitungsausschnitt hatte uns enttäuscht, wenn wir hier im Angesicht des Traunkirchens unseren Blick vom Kalvarienberg schweifen lassen, über den glasklaren Spiegel des Traunkirchensees, hinüber zu dem Enlakogel und den Spiskogeln, entlang am See zu seinem Südende, wo eingebettet zwischen den Steilhängen des Höllen- und des Totengebirges sich das Städtchen Ebensee malerisch in das Bild einfügt. Weiter aufwärts im Trauntale der Dachstein, der seine Steilwände gen Süden und gen Osten abstürzen läßt, hinab zu den Gosauseen und hinein in die Steiermark. Seine ungeahnten Höhen, die uns noch verborgen bleiben, sind das Ziel unserer Sehnsucht. Schwer reißt

man sich los von den Eindrücken, die man von hier gewinnt. Ein Schiff, von Gmunden kommend, nimmt uns nun zur Weiterfahrt nach Ebensee auf. Stolz, in der Lage zu sein, einmal Land und Leute hier in Österreich kennenzulernen, schritten wir gegen Mitternacht durch die Straßen des Bergstädtchens. Nahe der Kirche finden wir in einem kleinen Gasthaus Unterkunft für uns und unsere übermäßig großen Rucksäcke. Während des „Nachtmahls“ ist bald der Plan geschmiedet für die kommenden zwei Tage des Aufenthalts. Nun sinken wir müde in die kalten, weiß überzogenen Betten, um in einen herrlichen Tag hineinzuschlafen.

Als wir nach dem Mittagessen wieder die Straße betreten, um unsere Einkäufe für die kommenden Tage zu tätigen, empfängt uns das rege Treiben einer Gebirgsstadt. In einem Gemischtwarengeschäft decken wir uns, dem Appetit entsprechend, ein und bringen dies, es ist alles, vom 15-Gramm-Käse bis zum Schwarzbrot, in unser Quartier. Der Nachmittag dient dem Studium des Bergvolkes, bis wir gegen Abend am See landen und den Lauf der Sonne verfolgen, die über den Sonnenstein sinkt. Rotglühend schaut der Traunstein zu uns herüber und spiegelt sich in dem klaren See. So zeigt sich die Alpenwelt in all ihrer schönen Pracht. Hinten, zwischen den rotglühenden Ketten des Hölle- und Totengebirges, zeigt sich das matte Blau des Dachsteingletschers. Darüber wacht mächtig das Massiv des Hohen Dachsteins.

Etwas müde, aber gekräftigt, erhebe ich mich gegen drei Uhr aus der „Schautel“, als mein Freund Hans noch unbeirrt sein „Hartholz“ verkleinert. Da mir seine schwache Seite bekannt ist, fliegt vom Waschgeschirr aus ein nasses Etwas genau auf Hansens Gesicht, und dieses Experiment hat seine Wirkung nicht verfehlt. Nach einem unverständlichen Gestammel formte er sich zurecht, und bald stand er zum Abmarsch bereit. Mit dem Nötigsten im Rucksack ging's über der Straße in Kehlen bergauf durch taufrischen Wald. Im Scheine der Laterne stapften vier Nagelschuhe aufwärts in einen klaren Morgen hinein, hinauf zu den Gipfeln des Höllengebirges. Gegen sechs Uhr kündete uns eine Wegtafel das nahe Ziel. Kranabethsattel (Feuerkogel). Hierher führt von Ebensee aus eine Seilbahn. Man versetze sich in unsere Lage, was wir im Angesicht dessen berieten. Weiter, nur weiter, nur wieder auf Boden, der von dieser Kultur verschont geblieben ist. Weiter führte uns der Weg durch das allzu beliebte Latschengebüsch über die Ausläufer des Albersfeldkogels zum Höllkogel, der höchsten Erhebung des Höllengebirges. Rings schweift unser Blick von Traunstein zu Schafberg, Hochlecken, Schönberg, Dachstein, weiter nach dem Großglockner, und dann träumen wir von den steilen Zinnen der Dolomiten, und wir sehen uns im Geiste an den Wänden der Bajolett-Türme, in den Kaminen der Langkofels. Viel später erst betamen wir unseren Hunger zu spüren. Bald waren wir beide dabei, unseren Rucksack angenehm zu erleichtern. Hier fühlten wir uns recht wohl, hoch über den Menschen, in der Wildnis des Höllengebirges; einmal den Alltag vergessen zu dürfen. Endlich mahnte uns die sinkende Sonne zum Aufbruch. Eine Sennhütte, die am Wege lag, hielt uns für Augenblicke gefangen. Wie von einem Maler hingemalt lag sie zwischen den grünen saftigen Alpenkräutern, auf einer mit Alpenkühen belagerten Matte. Von hier brachte uns ein schmaler Bergpfad schnell zu Tal. Eine gute Stunde hatten wir noch auf der Straße zu laufen, ehe wir Ebensee wieder erreichten. Bei einem „Maßl“ und einem kräftigen Abendbrot lernten wir so manchen ortsansässigen Bergkameraden kennen, der uns dann im Laufe des Abends auf die Delikatessen des Salzkammergutes aufmerksam machte, und dies und jenes vorschlug, in unser Programm aufzunehmen. So kam es denn, daß wir am anderen Morgen, es war der 12. Juli 1932, wieder schwerbehaftet am Bahnhof den Zug zur Weiterfahrt erwarteten. Es ging im Trauntale aufwärts, durch Bad Ischl, Laufen, Gaisern, und dann am Hallstätter See entlang, nach der Haltestelle. Die Sonne, die schon nachmittags das Tal verläßt, sendet ihre letzten Strahlen über den hellen Firn des Dachsteingletschers. Es ist die vierte Stunde, als wir den Zug verlassen und uns zum Schiff begeben, welches uns zur Stadt bringen soll. Weißer Schaum wirbelt auf, und schon dampft man mit einer lustigen Mischung von Sommerfrischlern und Sportbegeisterten quer über das Wasser der neuen Heimat entgegen. Einer Heimat, die man bislang nur auf Bildern zu sehen bekam, oder ein

Lichtbildervortrag erzählte uns davon. Heute betreten wir diesen Boden einer echten Heimat für uns Bergsteiger. Die Stadt liegt bereits in feierabendlicher Stille. Am Markt plätschert der Springbrunnen, und die engen Straßen werden von Sommerfrischlern belebt, die sich abends die Ruhe am See suchen. Da und dort schneidet noch ein Boot den Spiegel des Wassers, aber dann herrscht friedliche Abendstimmung. Unser Quartier war im „Gasthaus zum Touristen“ aufgeschlagen, wo wir uns inmitten anderer Bergfreunde recht wohlfühlten. Nach einer Nacht angenehmen Schlafes standen wir früh um einhalb vier Uhr bepackt mit Rucksack, der Seil, Steigeisen und Proviant für vier Tage barg, mit dem Pickel und ein paar schweren Nagelschuhen ausgerüstet, vor der Haustür und sahen die taufrischen Hänge des Eberntales. Frischen Mutes und ohne viel „Stehschmauserl“ ging's bergauf bis zum Waldbachstrub, wo wir eine kurze Rast einlegten, und dann weiter im Zickzackaufstieg an der Tiergartenhütte vorbei, durch zerklüfteten Fels nach der Symonihütte des D. u. D. Alpenvereins. Drückender Nebel lag über dem Gletscher und verwehrte uns so jede Sicht über ewiges Eis. Meine Uhr zeigte auf zwei, als wir uns anschieden, die umliegenden Gipfel mit unserer Karte zu vergleichen. So zeigten sich uns der Hierlas, dann folgte in der Runde der Gjaidsstein, die „Dirndeln“, der Zerstein und das Hochkreuz. Der Dachstein verhüllte sich noch völlig im Nebel, und ab und zu ließen Löcher in der Nebelwand uns die gewaltige Höhe des Massivs von nahezu 3000 Metern erkennen. Unser Plan, den Dachstein zu ersteigen, war gefaßt schon damals, als wir in Rathen in der „Kosl“ bei einem Glase des guten Radebergers von den Zukunftsplänen sprachen. Wer von uns hätte gedacht, daß wir heute hier vor der Hüttentür der Symonihütte den Plan und die Route festlegen, um gut ausgerüstet und wohlbehalten vom Gipfel des Dachsteins die Ketten der deutschen und ausländischen Alpen von Österreich bis hinüber zur Schweiz betrachten zu können? Wer hätte damals geglaubt, heute mit bekannten Bergführern und Bergsteigern Ansichten und Eindrücke austauschen zu können? Inzwischen bricht die Dämmerung herein, so daß man gut tut, wenn man verschwindet, um sich zum kurzen Schlafe auf den Strohsack auszustrecken. Allgemeines Rätseln entstand, als wir den Raum betraten, wo wir gedachten, unsere Glieder zum Schlafe des Gerechten von uns strecken zu können. Bei diesem Anblick pflegt man zu sagen: „Überkomplett“. Aber auf Grund des Gemeinschaftsgefühls, das auch in den höchsten Regionen herrscht, hatten auch wir beide bald unser Stückchen Strohsack und Decke. Leise versuchten einige ihre Tageserlebnisse des Nachts zu wiederholen; aber da wurde bald Abhilfe geschaffen, bis endlich Ruhe eintrat. Wie lang ich geschlafen hatte, war nicht festzustellen, als ich ungsanft aus dem Schlafe gerissen wurde. Reges Hantieren herrschte bereits, als wir uns zurechtbauten für eine Gletschertour. Eine gute „Frühlingssuppe“, die Hans auf seinem Kocher zurechtgebraut hatte, half uns über die denkwürdigen Minuten eines kalten Bergmorgens mit Neuschnee. Auf der Gletschermoräne herrschte bereits Betrieb. Steigeisen wurden angeschmalt und Seile hingen von Mann zu Mann. Einige Partien waren schon unterwegs. Wir machten uns auch startbereit; so ging es über Eisbrücken, entlang an einer Gletscherspalte, den vor uns Gehenden nach. Tief unter uns krausste das eiskalte Gletscherwasser sein Lied des Grauens und der Gefahr. Feucht wurde unsere Kleidung durch den dichten Nebel, der sich noch über das Eis walzte. Vor uns geisterte der Schein unserer Laterne auf dem Eise hin und suchte uns den günstigsten Weg, der uns nach etwa fünf Stunden zur Adamelhütte brachte. Aus einem primitiven Schornstein kräuselte blauer Rauch, der uns auf etwas Warmes hoffen lies. Als wir uns zur kurzen Rast niedergelassen hatten, ging noch einige Male die Tür und hereinkamen weiße, durchgefrorene Gestalten, die sich genau so wie wir, auf etwas Heißes freuten. (Den eigentlichen Aufstieg zum Gipfel schilderte ich bereits im Dezemberheft „Der sächsische Bergsteiger“, Jahrgang 1935.)

Als wir nach dem genußreichen Erleben der Gipfelschau vom Dachstein des Nachmittags in die Hütte zurückkehrten, zeigte sich uns der Wettergott von der angenehmsten Seite. Drückend warm schien die Sonne zu uns nieder, die wir faul und dösend um die Hütte herumlagen und z. T. schlafend und spielend den Nachmittag verbrachten. Ihm folgte ein herrlicher Abend, der die Gipfel in ein

purpurnes Rot und den Gletscher in ein feines Blau tauchte. Dies zu sehen, war uns also vergönnt. War das der Lohn für die Anstrengungen der letzten Tage? Als wir nun schon etliche Tage unsere Hochtour hinter uns haben, treiben wir uns immer noch in Hallstatt herum. Schöne Stunden verleben wir noch im Salzbergwerk. Auch der Eishöhle in Obertraun statten wir einen Besuch ab. Langsam aber sicher neigt sich der Urlaub seinem Ende zu, und der Zug bringt uns durch Österreichs und Deutschlands Gaue, zurück in unsere sächsischen Felsengebirge; zurück in das Leben und Treiben des Alltags. Eine schöne Bergfahrt hat somit ihr Ende gefunden. Aber die Erinnerungen derselben bleiben wach, die uns zu neuen Taten anspornen und unser Herz höher schlagen lassen für das Ideal eines sächsischen Bergsteigers.

Meine Heemte. Bruno Barthel.

Meine Heemte sein di Barge
Und di Täler drimerim,
In dr Mittelt drinne di Elbe
Mit Felsen bie'm und drie'm.

Uff nach'n Selsnfuppn
Goar schtämmige Kiefern schtiehn,
In schtrilln Grunde Sichten
Mit ihr'n duffern Grün.

Wenn mir'sch recht schwär zi Mute,
Do gieb 'ch a Schtick' in Busch
Und råde mit 'n Beem',
Do labt mei Harze uff.

Und guck ich vunn an Felsen
Mich in dr Heemte im,
Do kännt 'ch vurr Freedn ween'n
Und oandächtg niederknien.

'ch sab Barg und Toal und Busch und Feld
Hängstrim im di Boastei,
Die lieve Elbe buschelt sich
Tief unger mir vurrbei.

Wie su a schmeidges Katzl
Si im di Barge schleicht;
Si foann o biese war'n,
Wenn 's Woasser gällchn schreigt.

Ja, 's Elbsandschteegebarge
Doas is a schiener Fleck;
Und bie' aus meiner Heemte
Do brängt mich niemand weg!



Letzte Bergfahrt. Novelle / Meinem toten Bergfreund Ulrich

Nacht liegt über den Bergen. In den Sternenglanz erhebt dunkel eine gewaltige Felsenburg die glatte Stirn ihrer Nordwand, erhaben und unnahbar.

Unten im Tal steht zwischen hohen Tannen eine weiße Alm. Drei Bergsteiger sitzen beim offenen Feuer in der steinernen Halle, drei berggewohnte Gestalten, obgleich sie aus dem Flachland kommen. Peter, der unvergleichliche Bergfreund mit dem geraden offenen Blick und dem schmalen, herben Mund des Wissenschaftlers. Henner neben ihm, noch Student, trägt noch die ungebundene Freiheit dieser Jahre in sich. Und Ursel, ihre Gefährtin. Eine der wenigen Frauen mit großer Liebe und großer Befähigung zum Bergsteigen.

Manch schweren Felsgang sind die drei schon gegangen, der Können und Freundschaft erprobt hat. Und nun hat diese Nordwand sie in ihren Bann gezogen.

„Domani“ sagt Henner zu der an einem riesigen Kupferkessel hantierenden Italienerin, und sie versteht. „Morgen“, wiederholt Ursel und es klingt wie eine Bitte. Sie steht auf und geht still zu der Bank am Feuer. Die Glut zeichnet ein kühn geschnittenes, ernstes Gesicht ins Dunkel. Ursel bleibt still, denn sie weiß, daß diese Wand Henners Sehnsucht bedeutet.

Peters Züge verraten einen Augenblick Unsicherheit, dann schaut auch er sinnend in die Glut. Da erhebt sich Henner und bittet die Freunde, noch einmal mit ihm vor die Tür zu treten. Im Rahmen

dunkler Farnen steht schwarz und hoch die Nordwand. Ein Strahlenkranz von Sternen leuchtet um ihren Scheitel. Henner legt die Hände auf die Schultern der Freunde und bricht das lastende Schweigen:

„Morgen um die Zeit sitzen wir hoch oben im Fels im kalten Bivak. Und Du, Bambino, bleibst auf der Malga, isst gut, bütest die maiali und schaust mit dem Fernglas. Und am Abend zünden wir eine Laterne an und winken Dir einen Gruß, ja?“

„Ja, Kinder“ sagt Ursel, „zündet ein Licht an, dann weiß ich, wo Ihr seid. Hoffentlich recht, recht hoch!“ Ihre letzten Worte klingen fest und zuversichtlich.

Sie kehren zurück in die Halle und polstern mit einem „buona notte“ die alte Holzstiege hinauf in ihre Stube. Auf dem Holzboden liegt alles bereit für morgen: Rucksäcke, Seile, Laterne, Proviant. Noch einmal wird alles geprüft, dann gehen sie rasch zu Bett.

„Fall Du mit Deinem Gestell nicht wieder zusammen, wie letzte Nacht“, klingt Ursels Lachen zu Henner.

„Wenn wir nur morgen so gut schlafen“, antwortet Peter. Er bläst die Kerze aus, und Stille füllt den Raum. Spät in der Nacht wacht Henner aus traumreichem Schlafe auf. Er weiß plötzlich, daß im Dunkel eines ausgestreckte Hand auf die seine wartet. Ein warmer Druck der Hände wird Brücke für die Gedanken. „Bambino“ denkt er, „Liebes, wir kommen wieder.“ Aber kein Laut unterbricht die Stille, nur das Atmen der drei Menschen lebt.

Draußen in der Ferne glänzen im Mondlicht die Gletscher und Firne der Marmolata.

Drei Uhr morgens. Unerbittlich schrillt der Becker. Fröstelnd erheben sich Henner und Peter und gehen leise hinab, um Ursel nicht zu wecken. Mit Rucksack und Seilen über den Schultern, die Laterne in der Hand, treten sie hinaus in die Nacht und steigen auf dunklen Pfaden empor. Als der Wald die Sicht freigibt, wächst düster und drohend die Nordwand ihres Berges vor ihnen auf. Wie ein Diadem funkeln die Sterne um ihr Haupt. Der dämmernde Morgen sieht die zwei Menschen in dem riesigen Geröllstrom, der vom Fuße der Wand hinabzieht. Langsam nur kommen sie vorwärts, das rüchisch rollende Gestein raubt Kräfte. Als sie über den Rand der Halde den Fuß der Wand erspähen können, färbt die Sonne schon die Bergspitzen. Zackige Gipfelfetten steigen im Norden aus weißen Morgennebeln. Der junge Tag senkt ihnen Freude ins Herz.

„Du wirst führen“, sagt Peter am Einstieg zu den Felsen, „Du kennst schon den Anfang.“

Henner hat sorgfältig die Knoten gebunden, nimmt Hammer, Haken und Schlingen, für Peter bleibt der Rucksack. Ihr Blick schweift über den Kranz der Berge am Horizont, wird von der Wand in die Höhe gezogen und verliert sich im Blau des Himmels. Als sie des Schauens müde sind, senken sich ihre Blicke ineinander. Die Hände finden sich zu festem Druck.

„Peter“, sagt Henner, „wir werden einen schweren, aber herrlichen Gang gehen. Vor einem Jahr stand ich an derselben Stelle. Heute soll unser Weg zum Ziele führen. Heil auf!“

Und sie steigen, vergessen Anfang und Ende, sie leben im Fels und werden eins mit ihm. Tief liegt die kleine Alm unter ihnen und kleiner und kleiner wird das Kar. Eine schwere Felsstelle verlangsamt das Vordringen. Scharf springt eine Ecke aus der Wand und schneidet das kleine Wand ab. Hammer-schläge klingen, mit singendem Ton fährt ein Haken in einen Felsriß.

„Peter, ganz langsam nachgeben“, tönt es. Kraft und Geschicklichkeit überwinden die Hangelstelle, dann ist das Wand wieder erreicht.

„Ist die Kletterei immer so ausgefetzt?“, erkundigt sich Peter beim Nachkommen und staunt über diese Wand.

„Peter, Peter, das ist ein kleiner Anfang“, lacht Henner. Ein riesiger Riß öffnet sich, breite und enge Kamme dringen empor. Rechts und links bleiben Pfeiler zurück, an deren Enden sie die Riesendimensionen der Wand erkennen. Ein letztes glattes Wandstück führt zu einer breiten Terrasse, wo sie rasten.

„Ruft da nicht eine Stimme aus der Tiefe?“ Klar und deutlich dringt es herauf: „Wann können wir in die Wand einsteigen?“ Zwei andere Bergsteiger wollen nachkommen. Henner legt die Hände an den Mund und ruft:

„In einer Stunde sind wir aus der Anstiegslinie!“

Es erfolgt keine Antwort. Haben die Zwei nicht verstanden? Henner drängt es weiter, auch läßt die Kühle der Nordwand sie erschauern. Die Zeit verrinnt rasch, und die Wand ist unermesslich. Sie schreiten, das Seil über der Schulter, auf breiter Terrasse dahin, sie schleichen auf schmalen Bände weiter und tasten sich an griffarmen Platten entlang. Die Wand bildet eine glatte Stirn. Nur als schmale Falte zieht eine Verschneidung hinab. Noch kennt Henner dieses wundervolle, aber schwere Wandstück, noch sind ihm die wenigen Griffe gut im Gedächtnis, so prägt sich diese Wand einem jeden ein. Peter ist von dem Neuen gefangen, von der Steile, der Schwere und der Herrlichkeit dieses Weges.

Auf kleiner, abgesprengter Platte unter weit vorstehendem Übergang rasten sie am Ende der Verschneidung.

„Noch nie sah ich solchen Fels“, bricht Peter das Schweigen. „Fast mischt sich ein Grauen in die Freude. Kann die Wand so weiter gehen?“

„Peter, hast Du hoch oben den roten Turm hervorspringen sehen? Wenn wir erst dort sind! Jetzt liegt das Mittelstück vor uns. Schau, wie sich die gelben Überhänge übereinander türmen.“

Sie rasten aneinander gelehnt eine Weile. Die Gipfel der umgebenden Berge bleiben schon in der Tiefe. Frei geht der Blick in die Weite. Nichts herrscht neben dieser Wand.

Die Verschneidung ist durchstiegen. Die Stirn der Wand glättet sich zu ebernen Platten. Nach ein paar Seillängen stehen die Freunde auf jenem kleinen, abschüssigen Geröllband, wo Henner vor einem Jahr umkehren mußte. Was sie damals wegsuchend in ein und einem halben Tag durchstiegen, bewältigten sie heute in fünf Stunden. In Erinnerung versunken schaut Henner in die Ferne. Mittagswolken ballen sich um die Bergketten im Norden. Vor einem Jahr, sinnt Henner, erlebten wir zum ersten Male diesen gewaltigen Tiefblick, entlang der Pfeilerkante, und Ursel war bei uns. Und der Name öffnet wieder den Weg zur Wirklichkeit, reißt sie aus tiefer Versunkenheit zurück zum Leben und läßt sie wieder an das Tal denken.

„Ursel“, sagt Peter, „wie tapfer muß sie mit Euch gestiegen sein, wo in solchem Fels schon meine Nerven zu versagen drohen.“ Henner nickt und sieht in Gedanken das lebensfrohe Gesicht vor sich, das an jenem ersten Abend in der Nordwand tapfer gegen die Tränen der Erschöpfung ankämpfte. Er sieht wieder das Zucken um die Mundwinkel, das jedesmal Unsicherheit oder Überanstrengung verrät. Und er berichtet von dem ersten Bivak in dieser Wand, von dem nur langsamen Vordringen am zweiten Tage, da sie sich erst weit verstieg, ehe sie die gewaltige Verschneidung durchkletterten. Er berichtet von der schweren Abendstunde, da sie im Kampf mit der letzten Wandstufe vor der großen Terrasse von der rasch einbrechenden Dunkelheit überrascht wurden. Unglaubliches leistete damals ihr Freund Jochen, der in der Dunkelheit diese Stelle meisterte, während eine unheimliche, schwarz-grüne Wolkenbank sie vom Tale abschloß. Erschöpft schliefen sie eng aneinandergeschmiegt, Ursel in der Mitte, jeder vom Seile gesichert, auf kleinem Plätzchen über graufiger Tiefe. . . .

Ein surrender Ton, der zum schrillen Pfeifen anwächst, sackt sie auf. „Steinschlag“ weiß ein jeder und schüßt den Kopf. Unten in der Tiefe verhallt der Ton, der Aufschlag dringt nicht zu ihnen herauf.

„Wir müssen sehen, daß wir die beschriebene Höhle erreichen“, erklärt Henner, „sieh die Kampe, wo sie abbricht, muß ein Weg durch die Überhänge führen.“

„Voranstiegen aber mußt Du, Henner, hier streifen bereits meine Nerven“, sagt Peter, „ich sehe schon, wie der Beruf an meinen Kräften reht!“

Auf kleiner Kanzel sitzt Peter. Langsam läuft das Seil durch seine Hände. Über abweisend glatte Wand ist er gestiegen und steht am Ende eines feinen Risses unter gelbem Überhang. Er kommt nicht weiter. Gebannt hängen Peters Blicke an seinen Bewegungen. Ein Sturz wäre fürchterlich, zuckt es ihm durch den Sinn, und seine Augen schweifen in die Tiefe. „Du mußt“, will er schreien – doch sagt er kein Wort. Nichts soll den Freund hören. Er weiß, daß die Aufgabe des Kameraden so am besten erfüllt ist.

Da steigt Henner mit den letzten Kräften ab und kommt zurück. Auf kleinem Bunde, wo ein alter Haken im Fels steckt, ruht er. Vor einem Jahr wurde Jochen an derselben Stelle nur wenig tiefer abgeschlagen. „Dort geht es nicht weiter“, sagte er kurz, als er von dem Erker, auf dem Peter jetzt sitzt, zurückkehrte.

Und es muß doch hinaufgehen, denkt Henner. Da fällt ihm ein Ausweg ein, den er schon vor einem Jahre erspähte, den sie aber wegen zu großem Zeitverlust nicht mehr gehen konnten. Am Seil gleitet er hinab zum Freunde, in dessen bang fragenden Zügen er die Wünsche der Furcht liest. Henner deutet mit der Hand auf ein tiefer liegendes Band:

„Dort müssen wir zu jenem Turm queren, wo in dem schwarzen Riß diese Höhenstufe zu überwinden sein muß.“ –

Die Stunden des Nachmittages sind verronnen im nutzlosen Kampfe. Schon wirft der Abend seine langen Schatten über die Kare, als weißer Punkt liegt die Alm im Grün der Tannen. Doch die Freunde achten nicht darauf. Ihr Denken wird von der Wand im Bann gehalten. Ihre Arbeit gilt dem Herrichten des kleinen Platzes für die Nacht. Mit gelben Streifen säumt die Sonne den Horizont. Leichte Nebel liegen über den Tälern und lassen sie wesenlos werden. Die letzten Strahlen der Sonne spielen um den Gipfel der Nordwand, aber aus der Tiefe dringt schon eisige Kälte, wie der Hauch einer Gruft.

„Schau die Wolken im Westen“, sagt Peter, mit der Hand weisend. In seinen Worten klingt Bangigkeit, denn es sind dies keine guten Zeichen für morgen.

„Laß uns die Hoffnung, Peter, der Weg hinab steht immer noch offen“, wehrt Henner.

Schweigend lehnen sie beide an der Wand, ihre Gedanken gehen verschiedene Wege. Von Zeit zu Zeit zucken sie zusammen, wenn der schrille Ton fallender Steine die Luft durchschneidet. Noch ehe die Nacht die Wand ganz umhüllt hat, ziehen sie das dünne Zelt über sich und schlafen mit dem Gedanken an morgen ein.

Zur selben Stunde steht im Tal eine schlante Gestalt an eine Tanne gelehnt und schaut zur Nordwand. Müde sinken die Hände mit dem Fernglas, müde schließt sie die Augen und kann die Furcht in ihrem Inneren nicht bannen. Noch einmal hebt Ursel den Kopf. Kann nicht jeden Augenblick das Licht aufflammen? Sie können mich doch nicht vergessen haben? Die Sicht auf die Alm muß sie doch mahnen! Wo sind sie? Gleichmäßig sinkt die Nacht tiefer herein. Unzählige Sterne blinken auf, nur das eine Licht nicht, auf das sie sehnlich wartet. Hastig wendet sie sich plötzlich zur Alm, „nein, das kann nicht sein, nur diesen Gedanken nicht aufkommen lassen!“.

Im Trubel der Alm sucht sie Ablenkung. Drei neue Bergsteiger sind angekommen. Ob sie auch Nordwandstürmer sind? Auf ihre Fragen nach den Freunden in der Wand erwidert sie mit kleinem Lächeln: „Sie werden den Gipfel schon überschritten haben.“

Dann sitzen alle zusammen in der Halle. Erlebnisse aus den Bergen werden erzählt, von großen Bergfahrten wird geschprochen. Der Kleinste der drei, der Lebhafteste, reißt plötzlich die Arme empor und ruft: „Wenn Sie die Madonna kennen würden, die Scheitkante – jenen steilen Aufschwung am Mittelspfeiler –“.

„Il spigolo del velo della Madonna è mi amore“, sagt Ursel lächelnd und fügt sinnend hinzu: „Vor einem Jahre stieg ich mit einem Freunde zweimal über diese Kante zum Gipfel.“ Da die anderen schweigen, fährt Ursel fort:



„Vom Antelao sah ich zauberhaft das silberne Band des Po durch die nebelferne italienische Ebene ziehen. Auf dem kleinen Gipfel des sagenhaften Campanile di Val Montanaia in den schönen Carnischen läutete ich die Glocke, die mit silberbellen Klängen das Tal füllt. In der Nordwand aber –“ Ursels Worte werden langsamer und brechen ab. Offenen Blickes schauen die drei Ursel an. „Welche Nordwand?“

Da erhebt sie sich, und die anderen folgen ihr hinaus in die Nacht. Gebannt blicken sie hinauf zu jener dunklen Wand, über der wieder unzählige Sterne glitzern. Das erhoffte Licht in der Wand sieht Ursel nicht. Einer der Bergsteiger hebt zeigend den Arm und fragt zögernd: „Sie kennen –?“

„Ja, diese Wand“, sagt Ursel leise, „wir kamen bis zur Mitte, dann zwang uns nach dem zweiten Bivak der große Zeitverlust durch Versteigen zur Umkehr. Schwer war der Rückzug über den steilen Fels.“

Die Erinnerung an jenes Übermaß der Anstrengung läßt sie erschauern. Henner und Peter, denkt sie, sie müssen über den Gipfel gekommen sein, sie hätten doch sonst ein Zeichen gegeben. Sie müssen doch wissen, daß ich Sorge habe.

Spät in der Nacht wacht sie auf. Hat nicht Henner gerufen? Müssen er und Peter nicht aufstehen zu der großen Tour? Sie richtet sich auf. Unzählige Sterne glitzern im Fensterrahmen. Sie ist allein in dem großen Raum mit den drei Betten, zwei davon stehen leer. Da begreift sie, daß die Freunde ja gestern schon in die Wand eingestiegen sind. Müde schließt sie die Augen mit dem Gedanken, „sie – werden schon – über – den – Gipfel – sein“, und schläft wieder ein.

Peter und Henner aber liegen auf kleinem Bunde mitten in der Wand. Die Kälte raubt ihnen den Schlaf. Sie klopfen sich gegenseitig warm und legen sich nabe aneinander, um die Wärme zu halten. Oft spähen sie aus dem Zelt, ob noch kein Morgenschimmer Hoffnung gibt. Sie denken nicht an Gipfel, noch Tal, gestern oder morgen, sie spüren nur Kälte – Kälte – Kälte. Zwischen Wachen und kurzem Schlaf dehnen sich qualvoll die Stunden.

Klammendes Licht entzündet der Morgen am Himmel. Die Sonne beginnt ihren Weg und breitet

ihre Helle über Gipfel und Täler. Auf kleinem Altane an glatter Wand stehen die Freunde. Ihre Blicke messen Tiefe und Höhe. Hoch oben locht wieder der rote Turm. „Dort geht der Weg weiter“, sagt Henner, auf das tieferliegende Band zeigend. Peter bleibt stumm. Ihn fesselt das Spiel der Wolken. Der Kundige erkennt böse Zeichen.

„Wir müssen erst etwas absteigen“, nimmt Henner wieder das Wort. Peters Lippen sind hart aufeinandergepreßt, sein Blick geht ernst in die Ferne. Still richtet Henner Zelt, Rucksack und Seile zum Ausbruch. Da wendet sich Peter und sagt mühsam: „Wir müssen absteigen!“

Und nun, da es ausgesprochen ist, fällt ihm das Sprechen leichter:

„Sieh, ich fühle mich mit meinen Nerven nicht fähig, zu führen. Du mußt es ohne Ablösung das Ganze voransteuern. Und – dürfen wir den unsicheren Weg bei diesen Wetterzeichen fortführen?“ Das sagt Peter, der schon die schwersten Felsstellen meisterte? Peter zuckt die Schultern: „Der Beruf, Henner.“

„Das Tal liegt tief und der Gipfel fern. Der Abstieg ist schwer, aber der Weg hinauf der unsicherere. Vor einem Jahr kehrten wir nur wenig tiefer um, soll ich diesmal wieder abgeschlagen sein?“ Henners Stimme klingt leidenschaftlich. „Der Weg zu Tal stellte letzte Anforderungen. Von Haken zu Haken, von Schlinge zu Schlinge abseilen über der graulichen Tiefe, Peter

„ – doch einen bekannten Weg“, unterbricht dieser, „das gibt neue Kraft“.

„Die Wand hält mich mit tausend Fäden. Wieder muß ich kommen. Gut, wir werden die Alm erreichen noch heute Abend, aber – wieder muß ich kommen.“ Henner blickt noch einmal hinauf zu jenem fernen, roten Gipfelturm, dann fährt knirschend der erste Haken unter seinen Hammerschlägen in den Fels. Nach kurzer Zeit schwebt der erste am Seil nach unten. Seillänge um Seillänge ringen sie so der Wand ab. Mit großer Vorsicht schlagen sie die Haken, prüfen die Schlingen, hängt doch jedesmal ihr Leben daran. Doch es geht zu langsam, sie müssen die Sicherung aufgeben und die beiden Seile zu größerer Länge vereinen. Dreißig Meter ist jetzt die Strecke, und jeder beginnt mit einem Grauen, wenn er an der steilen Wand herabschwebt.

Einmal läßt sich das Seil nicht abziehen. Peters müder Blick geht nach oben: „Die Seile werden sich verdreht haben.“

„Setz Dich ein wenig“, sagt Henner, „ich gehe hinauf“. Und er steigt am Seil empor, richtet es und kommt wieder herab. Stunde um Stunde verrinnt. Hoch steht schon die Sonne, aber nur unmerklich kommen sie dem Tale näher. Auf jener Geröllterrasse ruben sie wieder eine Weile. Hell liegt die weiße Alm in der Sonne und mahnt sie zum erstenmal an die Freundin im Tal.

„Vielleicht schaut Ursel gerade mit dem Glas“, sagt Peter. Er pfeift ihr Signal, doch die Töne verhallen in der Ferne. Sie hören keine Antwort.

Der Morgen weckt Ursel aus unruhigem Schlaf. Ihr erster Blick gilt der Nordwand, die kalt im Morgenlicht steht. Wo mögen die Freunde sein? Sie verläßt die Alm und wandert bergwärts, um vom nahen Hügel besser sehen zu können. Ihr Pfeifen bleibt ohne Antwort. Da steigt sie weiter empor zu dem großen Geröllkar, das die Wand ins Tal entsendet, und sie beginnt, zwischen den Blöcken aufwärts zu klettern. Von Zeit zu Zeit hält sie an und späht nach oben. Ihre Augen verfolgen den Anstieg, den sie bis zur Mitte noch gut kennt. Dort der Pfeiler, die große Kaminreihe, die Terrasse, die lange, glatte Verschneidung und das obere Band, auf dem sie damals die Nacht verbrachten. Doch ihre Blicke verweilen nicht in den unteren Teilen der Wand. Immer wieder hebt sie das Glas und späht hinauf in die steilen Gipfelwände, wo sie die Freunde vermutet.

Sie nähert sich dem oberen Rande des Karls, der die flache Mulde begrenzt, die unter der Wand eingebettet liegt. Ihre Schritte zögern, das Herz schlägt plötzlich schnell und heiß, ein furchtbarer Gedanke lähmt sie:

„Wenn ich über den Rand schaue und dort liegen sähe nein, nein“, wehrt sie, „das kann und darf nicht sein. Sie sind über den Gipfel gekommen“, spricht sie sich vor. Doch sie wagt es nicht,



weiterzugehen. Sinnend setzt sie sich auf einen Block, die Blicke gesenkt. Ihre Gedanken wandern zurück. Wie schön waren die Jahre, die sie schon in die Berge geht, die schönen, großen und schweren Bergfahrten. Wie schön die Zeit mit Rucksack, Zelt und Seil. Die Erde hat mir doch ihre Schönheit voll offenbart, und da soll – – –

Sie schreckt auf. Hörte sie nicht den singenden Ton vom Schlagen der Mauerhaken? Ja, ganz deutlich – Schlag auf Schlag – immer höher wird der Schlag. O, sie kennt das. Wie oft stand sie neben Henner, wenn das Eisen in den Fels geschlagen wurde. Sie steht auf, ja – das sind sie. Nur sehen kann sie nichts. Doch der Klang hat sie beruhigt und froh gemacht. Sie beginnt, das Kar binabzueilen, die Stätte fliehend, die ihr die Furcht gereigt hatte. Still wandert sie zurück auf dem kleinen Pfade am Fuß der Wand. Hell stehen die Berge ringsum im Sonnenschein. Wolkenberge bauen sich noch darüber auf. Das warme Grün des Tales erfreut ihren Sinn, leicht streicht die Hand über die Blumen am Wege. So kleine Nelken brachte ihr Peter einst von einer Bergfahrt mit, und so rote Alpenrosen standen an ihrem Geburtstag in ihrem Zimmer auf der Alm. Ihre Blicke verlieren sich im Blau des Himmels, in ihre Seele zieht wieder weicher Friede ein. Sie legt sich in diese herrliche Wiese, verlinkend in einem Meer bunter Blumen, schläft sie ein. Und noch im Schlaf hört sie das helle Kling-Kling, mit dem das Eisen in den Fels geschlagen wird.

Langsam, mit großer Vorsicht steigen Henner und Peter tiefer und tiefer. Das Kar gewinnt an Größe, und sie wissen, daß sie noch vor Abend die Alm erreichen werden. Müde vom anstrengenden Abseilen ruben sie auf schmalem Band. Henner zieht das Seil durch den Ring, den er vor einem Jahre hier schlug. Es wird die letzte große Abseilstrecke sein, dann erreichen sie leichteren Fels. Noch einmal prüft er den Haken, er wird auch heute halten! Mit einem lachenden Blick auf Peter, den er aus seiner Müdigkeit aufheitern will, beginnt Henner, am Seil hinabzugleiten. Nach zehn Metern wird der Fels überhängend, so daß er frei in der Luft schwebt.

Müde lehnt Peter an der Wand. Sein Blick geht zur Alm. Heute Abend werden wir dort sein, froh am Feuer sitzen, und Ursel wird uns etwas Gutes kochen. Wie wird sie sich freuen! Und wir? Was tut es, daß wir nicht als Sieger kommen? Oft schon war ein Umkehren schwerer als ein Durch-

trosen-Wollen. Seine Blicke wandern über die langen Bergketten. Wie viele schöne Bergfahrten können wir noch erleben -- -- Peter schreckt auf. Knirschte nicht der Haken? Er fährt herum. Heißer Schreck durchzuckt seine Brust -- fast unmerkbar senkt sich das Eisen.

„Der Haken!“ Schriill klingt der Angstschrei Peters über die Wand.

„Halten!“ tönt es herauf, „ich hänge frei!“ Den lähmenden Schrecken wehrend zwängt der Freund die Fäuste zwischen die straffen Seile. Du sollst -- Du darfst nicht fallen!

Da reißt knirschend der Haken aus dem Gestein. Auf dem schmalen Bande kann Peter dem Ruck nicht widerstehen. „Henner!“ geßt sein Ruf. Sein Blick erfaßt noch einmal das Blau des Himmels, dann raubt der wirbelnde Sturz dem Fallenden die Besinnung. Zwischen den Wänden verhallt der Schrei zweier Menschen, und nach dem grausam dumpfen Aufschlag im Kar herrscht tiefe Stille. Kalt und starr erhebt sich die Wand über Menschenwillen und vernichtetes Leben.

Auf dem Heimweg zur Alm umfängt Ursel die Freude auf das Wiedersehen. Der Abend soll eine Feier werden. An einer Wegbiegung kommen ihr hastig eilende Menschen entgegen: „Mit dem Glas wurde der Sturz zweier Bergsteiger in der Nordwand beobachtet!“

Ursels Herz droht auszusehen, um ihr Sein tritt Dunkelheit, sie sinkt in die blühenden Alpenrosen am Wege, und ihre Stimme ruft: „Nein -- nein -- nein!“ Das Rot der Blüten leuchtet als blutiger Schein in das Dunkel ihrer Sinne.

Am Abend bergen fremde Bergsteiger die Körper der Gestürzten. Mühsig ist die Frage nach dem Leben. Ursels Wesen ist in Schmerz erstarrt, ihre Augen haben keine Tränen mehr. Sie hebt den Blick und schaut mit starrem Antlitz auf die Wand. Und in ihren Sinnen kreist der Gedanke: „Warum mußten mir beide Freunde genommen werden?“

Ein hell klingender Ton dringt an ihr Ohr, als wenn Eisen in den Fels geschlagen wird. Es sind dieselben Laute, die sie heute mittag so beruhigten. Müde wendet sie den Kopf: „Was narrt mich?“ In der Luft schwebt ein Vogel, hell klingt sein Ruf „Kling-Kling!“

Brennender Abend leuchtet um die Stirn der Wand. In Rot verblutet der Tag, bis sich Wolken-schleier um den Berg legen und Täler und Höhen in Dunkelheit versinken.

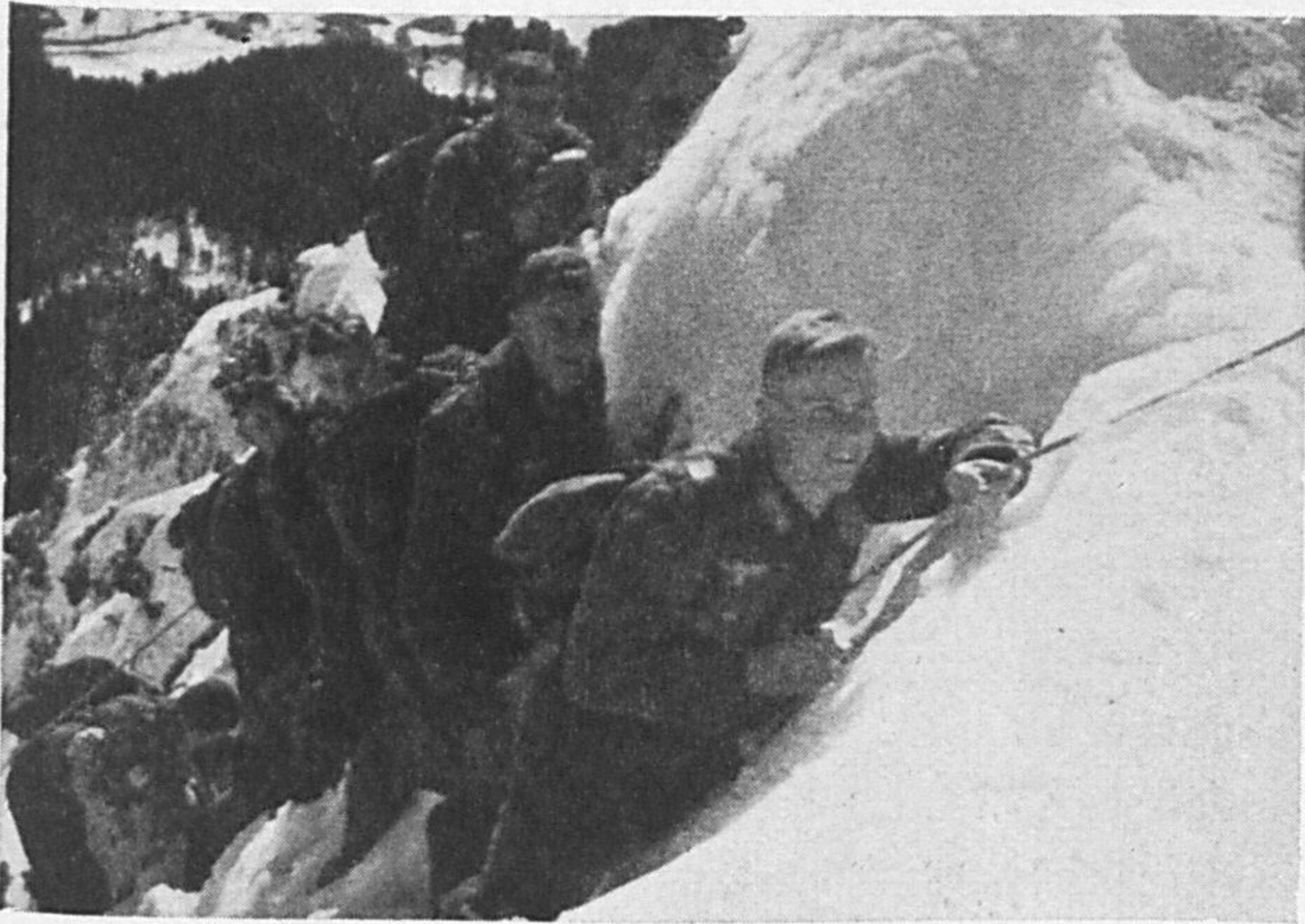
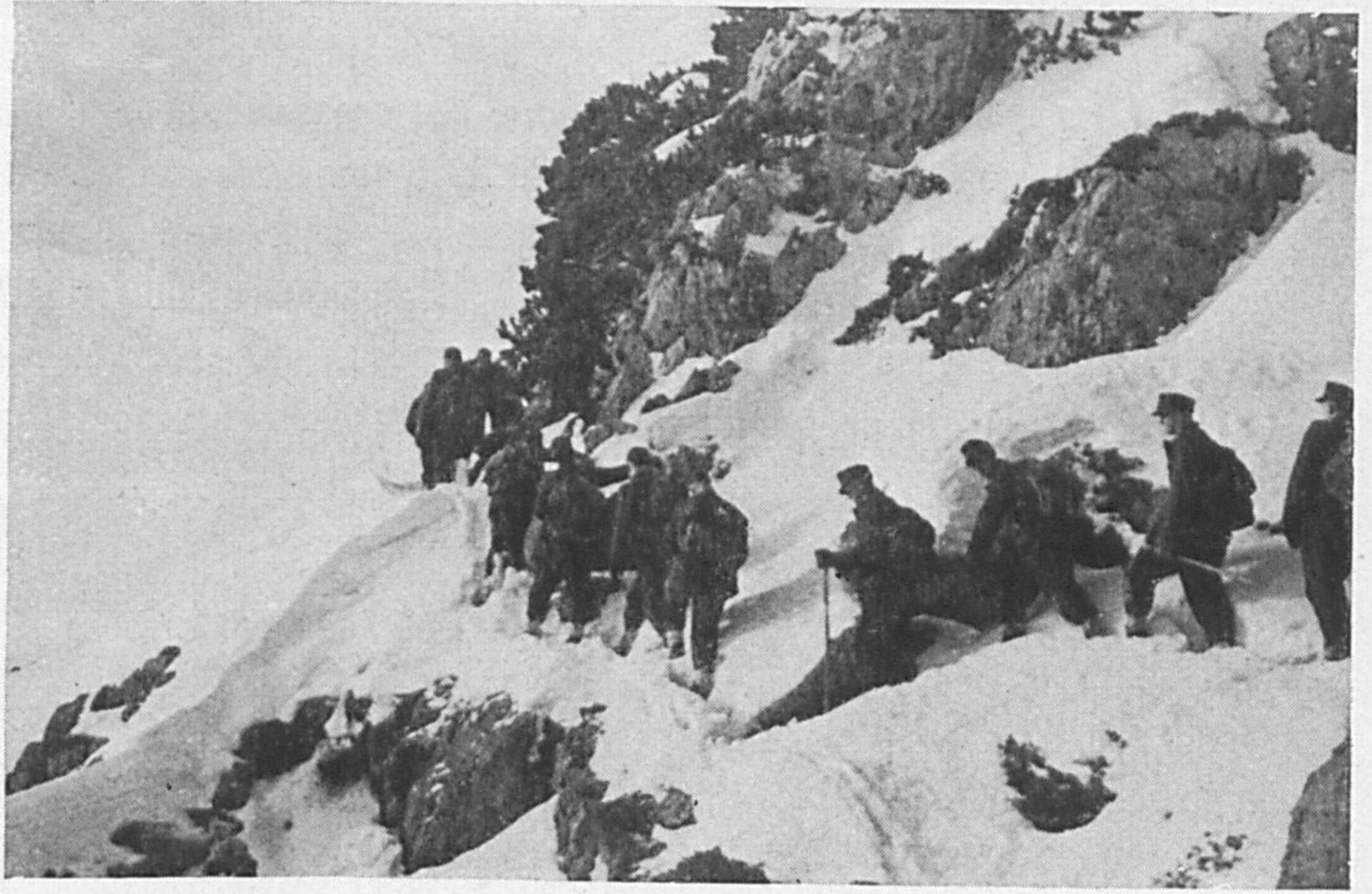
Als Antwort auf die wehe Frage „Warum?“ wölbt sich ein unendlicher Sternenhimmel über die Erde und das Schicksal dreier Menschen.

Wolfgang Herberg, Sevilla, August 1935

Wir von den Gebirgsjägern. 6. 6.

Voller Erwartung und voller Hoffnung hielten wir unseren Einzug in die Jägerkaserne Reichenhall. Welche Gefühle uns dabei bewegten, ist wohl schlecht zu sagen, doch wußten wir alle, daß wir hier unsere Dienstzeit unter gleichgesinnten Kameraden verleben dürfen. Aber man soll nun natürlich nicht denken, daß es gleich die ersten Tage an den Berg geht, nein, auch hier ist der Anfang wie bei anderen Truppen -- „wegtreten, marsch, marsch“ usw. Es ist ja auch klar, daß die ersten Wochen nur der Ausbildung gehören, denn erst müssen wir Soldaten werden. Was nützt schließlich ein guter Bergsteiger oder Skiläufer, wenn er im Gefecht unerfahren ist. Doch schon am Anfang spürt man den Bergsteigergeist, der hier bei den Jägern, und besonders bei der 9. Kompanie herrscht. Nicht umsonst haben unsere vorjährigen Kameraden die Leistungsfähigkeit der Kompanie im Schießen und Skilaufen unter Beweis gestellt, und Auszeichnungen für die Kompanie errungen.

Gleich der erste Sonntag begann mit einem Geländelauf und brachte uns in die herrliche Reichenhaller Umgebung. Im Norden der Hochstauffen und im Süden der Predigtstuhl begrenzen so den Reichenhaller Kessel. Es ist schon oft behauptet worden, und wir können dies nur bestätigen, daß Reichenhall einer der schönsten Standorte des Heeres überhaupt ist. Insbesondere für uns sächsische Bergsteiger ist es ein schönes Erlebnis, wenn die Berge im ersten Sonnenschein erglühen oder abends im Mondschein die Firne glänzen.



Aufn. Oberjäger Kiehne 9/100



Ein Erlebnis von besonderer Art waren die ersten Tage auf der Schapbachhütte, gaben sie uns doch einen Einblick von dem Dienst in den Bergen selbst. Wenn der Aufstieg auch schwer war und der Rucksack manchen Schweißtropfen kostete, so wurden wir doch durch einen herrlichen Abend für die Mühe belohnt. Silbernd glänzte der Mond am Sternhimmel, und wuchtig ragte der kleine und der große Waxmann empor. Da merkten wir auch, wie schwer hier das Skifahren ist. Glaubten wir doch im Erzgebirge genug gelernt zu haben, um uns hier zu behaupten. Doch im alpinen Skigebirge des Verchtesgadener Landes ist alles ganz anders, als wie in unserer Heimat. Für alle, die wir hier im Hochgebirge noch unerfahren sind, sind Führungstouren. So auch eine Sonntagstour auf den Hochstauffen.

Der Weg führt uns über die Padinger Alm und dem steinernen Jäger nach der Reichenballe Hütte. Der tiefe Schnee erschwerte unser Vorwärtkommen. Jeder mußte einmal voraus spüren. Kleine Kletterstellen und Quergänge sorgten für Abwechslung. Das herrliche Wetter machte die Tour besonders lohnend. Vor der Hütte sitzend, im Sonnenschein, bot sich uns ein genußvoller Ausblick. Links der Hobe Göll, der Waxmannstock, das majestätische Hochkaltergebirge. Vom Salachtal getrennt das Lattengebirge, die Reiteralpe und dahinter Österreichs wunderbare Bergwelt. Nach kurzer Rast begann der Abstieg. Im tiefen Schnee war das Abfahren für uns alle eine große Freude und schnell erreichten wir die Schneegrenze. Nun noch ein kurzes Stück Weg, und bei einem Glas Bier beschlossen wir ganz nach unserer Art — die erste, wenn auch leichte Bergfahrt. Man sollte nun nicht glauben, daß das Leben hier nur Sonnenschein ist, nein, es kommen auch Stunden, die den Einsatz des ganzen Mannes fordern, wie es der Dienst verlangt. Aber doch ist es schön, und über alles siegt die Liebe zu unseren Bergen und unserer Aufgabe.

Des Deutschen Reiches neue Südgrenze. H. Gebler

Einst kündete der Zugspitze Felsenthron im Gipfelmeer des Wettersteingebirges das Ende unseres deutschen Vaterlandes. Es war ein gewisses Sensationsbedürfnis, von dieser Hochwarte mit dem traditionellen höchsten Hause Deutschlands in ein anderes Reich hinüberzuschauen, das, wohl als Bruderland uns ebenso vertraut wie die Heimat, doch in den letzten Jahrzehnten uns ein „fremdes“ Reich geworden war, O s t e r r e i c h. — Zu den Schneefirnern der Tiroler Berge wanderten unsere Blicke, und das Sehnen des Deutschen nach dem sonnigen Süden ward wach, sah man in blaß-violetten Fernen die letzten Gipfeltämme am Horizont verdämmern.

Dort, wo sich die Wirklichkeit in die Unendlichkeit hinüberschwang, ist heute des großdeutschen Reiches neue Grenze. Nicht die südlichste, denn über die Schneeriesen des Glocknerwalles und der Tauern reichten selbst bei klarstem Wetter nicht die Blicke. Hinter jenen Firnburgen erst breitet sich Kärnten, uralter germanischer Kampfboden wie die ganze Ostmark, der letzte Wall gegen Slavennflut, dem neugeeinten Königreiche der Serben, Kroaten und Slawenier. Der Gedanke ist uns noch wie ein Traumgebilde, daß wir sozusagen „über Nacht“ Grenznachbar Jugoslawiens geworden sind, daß die Südgrenze unseres Reiches nicht mehr beschränkt wird von den Kalkschrofen des Wettersteins und des Karwendels, sondern daß dort groß, einsam, in feierlicher Wildheit andere Kalkriesen eberne Scheidewand bilden: Die Karawanken und die Steiner Alpen. In ihren wilden Felsenschründen und Karen haust der Steinbock, wechselt noch der Bär, der Wolf und das Wildschwein aus der Karstwelt des Balkans herüber, über die Speitböden der Almen zieht stolz majestätisch der Edelbirsch, und der Adler schwingt sich über menschenferne Gipfel — eine Welt des Jägers mehr als des Alltagstouristen — aber in südlicher Bläue spannt sich hier schon der Himmel über eine geisterbleiche Alpenwelt und in fast greifbarer Nähe schwebt als merkwürdiger Gegensatz die türmereiche Silhouette einer der schönsten Städte des deutschen Alpenlandes, Klagenfurt, in die meergrüne Weite des Wörther Sees.

Kärnten ist die Südmart Deutschlands. Von den letzten Felsenzinnen, die das Hebeitszeichen des Reiches jetzt tragen, wandert das suchende Auge in eine bislang nur geahnte Welt: Zur blauen Adria, dem Wunder des Südens, aus deren Ferne herüber eine andere, eine weiche, betörende Luft in das raube Nordland weht. Und mit trunkenem Auge schaut man nicht nur südwärts, in diese verheißungsfrohe Welt, wo Weinberge die Felsen und Wälder an den Ufern der Drau ablösen, sondern auch hinweg über den bunten wunderbaren Gottesgarten, der deutsch blieb bis heute und sich Kärnten nennt, deren sangesfrohe Menschen sich zum einmütigen jubelnden Schwur: Ein Volk — ein Reich — ein Führer — bekennen.

Es mag gerade jetzt in dieser großen Stunde an die vergangene Zeit noch einmal erinnert werden. An die traurige Zeit nach dem Friedensdiktat von St. Germain, da ein auf den Schlachtfeldern fast verblutetes Volk — die Kärntner Truppenteile stellten die höchsten Verlustziffern des österreichischen wie des deutschen Heeres! — sich zwei Jahre lang noch, einzig und allein auf sich selbst angewiesen, gegen die eindringende serbische Großmacht wehrte und ihren schließlichen Abtrittungs-sieg an jenem denkwürdigen 10. Oktober 1920 mit einem Gesamtverlust von 200 Toten erkaufen mußte. Und es mag erinnert sein an das noch schmachvollere Erlebnis vor einer kurzen Spanne Jahre erst — trauriger und schmachvoller, da eine eigene österreichische Regierung Deutsche von Deutschen zu trennen mußte — an den Sommer 1933, wo die berüchtigte Dollfußelique die Pfringstagung des Vereins für das Deutschtum im Auslande in Klagenfurt zu verbieten sich erdreistete! Erst an diesen Begebenheiten von deutscher Treue und deutscher Schmach kann man den Jubel ermaßen, der gerade die Herzen der Kärntner durchstößt, ein Jubel, der so schlicht und überzeugend in dem Briefe eines Bergfreundes an mich dieser Tage zum Ausdruck kam, worin es heißt: „... daß diese neue herrliche Zeit mit all ihren Vielseitigkeiten und laufenden Veränderungen uns derart in Atem hält, daß uns fast gar keine Freizeit übrig bleibt“, und weiter: „... es stehen uns noch einzigartige Tage bevor, die in allen Vorbereitungen unsere Kräfte völlig in Anspruch nehmen.“ — Über Klagenfurt, der schönen Landeshauptstadt, ragt als Wahrzeichen der Ulrichsberg, der mons caranthanus der Römer. An seinem Fuß dehnt sich das Zollfeld, wo auf altem Keltenboden die Römerstadt Virunum begraben liegt. Aus ihren Steintrümmern ist der Herzogstuhl zusammengefügt, auf dem seit grauen Vorzeiten Kärntner Herzöge die Lehen an die Edlen des Landes vergaben und Recht sprachen, und weiter, kaum eine Stunde entfernt, in Karnburg, künden die Trümmer einer Karolingischen Kaiservall von einstiger deutscher Macht im Süden. War doch des ersten großdeutschen Reiches Kaiser ein Kärntner — Arnulf von Kärnten — der die Weihnacht 888 auf der Pfalz zu Karnburg feierte. Die große Glocke, „die Saalerin“, 120 Zentner schwer, aus türkischen Kanonen gegossen, schwingt noch immer vom Dome von Maria Saal über dieses uralte deutsche Grenzland, weit hallend in die lieblichen Auen und hin zu den schweigenden Felsenburgen, jenem Einsamkeitsland von Stein und Stille, deren Eingangstor Eisentappel ist.

Eine gemächliche Lokalbahn bringt den Bergwanderer an den Fuß des Gewaltigen. Eisentappel, die Endstation der bei Kühnsdorf von der Wiener Hauptstrecke abzweigenden Linie, ist ein stilles freundliches Alpennest am Zusammenfluß rauschender Gebirgsbäche gelegen, der vom Hochobir kommenden Ebriach und des Vellachbaches, der die Wildwässer des Grintorec aus den Sauntaler Alpen herbeiführt, und zugleich die letzte deutsche Stadtsiedlung, denn in den Tälern, die zu den Grenzburgen hinaufziehen, wohnt slowenische Urbevölkerung. Starke eisenhaltige Säuerlinge und Stahlquellen, so die bekannte Carinthiaquelle in Eisentappel, die Paulitschquelle und der Sauerbrunnen im Ebriachtale, die Johannisquelle im nahen, wunderschön in weiten rauschenden Hochwäldern gebetteten Bad Vellach, schufen diesem einsam schönen Alpenwinkel schon lange einen Ruf, für den Bergsteiger aber erschließt sich ein unberührtes Paradies alpiner Erhabenheit. Schon die Täler der Vellacher Kotschna mit ihrem grandiosen Talschluß, die romanische Ebriachklamm mit dem Hochobir, die kürzlich erst zugänglich gemachte großartige Trögernschlucht, bieten ihm einen

Vorgeschmack des zu Erwartenden, und wandert er empor zu den Höhen, auf der Seebergstraße zum Seebergpass, so steht er vor einer der gewaltigsten Rundschauern im Ostalpengebiet. Wild, mit endlosen Steinfaren und Geröllfeldern, der Gipfelkranz der Saantaler, beherrscht im Vordergrund von den mächtigen Nordabstürzen des Grintove. Schneerunsen und weltferne Kare ziehen hinauf zur Rinka, der finsternen Skuta, zur Kanter Kotschna, jenem Einsamkeitsland der Ewigkeit, der Urheimat des Steinbocks, der Gemse, des Adlers.

Über den Seebergsattel läuft die Reichsgrenze. Jugoslawische Grenzsoldaten, längst keine Feinde von uns mehr, werden jetzt gute Nachbarschaft mit deutschen Grenzern pflegen, und wenn auch eine Reihe dieser Hochgipfel bereits im Jugoslawischen liegt, samt ihren bescheidenen Unterkunfts-hüttchen — der kleinen Joishütte des Alpenvereins am Kanter Sattel am Aufstieg zur gewaltigen Skuta (2530 Meter), der Okreschlhütte am Saantaler Sattel, von welcher der Pfad in das großartige Naturschauspiel des Logartales hinabführt, — der deutsche Bergwanderer findet keine Schwierigkeiten für seine Touren. Er kann mit dreitägigem Grenzausweis wandern, wo es ihm beliebt, und die Slowenische Bevölkerung in den Tälern und auf den kleinen Almen ist seit jeher deutschfreundlich gesinnt und nimmt jeden gastfreundlich auf!

Sämtliche Täler dieser südlichsten großdeutschen Felsenburg sind uralter Bergwerksboden. In der Freistritz, dem Logartale und vor allem im schönen Ebriachtale, wohnen in schlichten Häuslein die Häuer, die weit oben im Gefels in den Bleigruben schaffen. Knappensteige ziehen hinauf in die dichten Bergwälder, so der alte Jovansteig, der durch die Ebriachtlamm zu den Berghäusern Fladung mit ihren Gruben, und schließlich zum besuchtesten dieser trutzigen Gipfelgletscher, dem Hochobir mit seinem gemütlichen Rainer-Schuhhaus des Österreichischen Touristenklubs führt. Bis zu 2000 Meter Höhe hinauf erstrecken sich die Bleigruben. Auch das Schuhhaus unmittelbar am Hochobirgipfel, 2043 Meter hoch gelegen, ist ein ehemaliges Knappenhaus.

Mit der Hann-Warte droben, dem Observatorium, ist das Rainer-Schuhhaus auf dem Hochobir das letzte bewohnte Haus des Deutschen Reiches in dieser Grenzwelt. Ein Panorama von unbeschreiblicher Pracht bietet dieser deutsche Südpfeiler im Wolkenblau. Weit über das schöne Kärntnerland bis zur grünen Steiermark, zum Dachstein und den Schneeriesen der Tauern schweift das trunkene Auge. Über der geisterstillen Kalkwelt des Umkreises aber, den Karawankengipfeln, den Steiner- und Saantaler-Alpen, ragt magisch und kühn das sagenumwobene Berghaupt des Triglav, des Beherrschers der Krain, und die blauverschimmenden Konturen der Karnischen Alpen über dem Drautale künden die Welt des Südens — Venetiens — wohin seit Menschengedenken es die Völker des Nordens zog, auf uralten Passstraßen, über schwindelnde Felsenstege.

Geht nicht dieser Wunschtraum nach der südlichen Sonne heute mit der Schaffung des großdeutschen Vaterlandes zum Teil in Erfüllung? Auf diesem südlichsten Felsenthron, von dem der Hobeitsadler des geeinten Reiches im Bergwind flattert, glauben wir es zu empfinden, und wir preisen das Schicksal, welches uns die Stunde erleben ließ, da zwei Brüdervölker für immer den Weg zueinander gefunden haben!



Kobyła. Aufn. R. Kauschka



Kobyła. Manfred Kauschka

Durch einen Aufsatz im *S. B. V.*-Septemberheft 1927 von Paul Hofmann erhielt ich erstmals Kunde vom Felsengebiete um Präbray bei Müdengras und seinem hervorragenden Glimmsteine: der Botansteule. Im Winter 1928 wanderte dann ein Bergfreund mit mir an einem trüben Dezembertage von Groß-Stal nach Präbray hinüber, um den so seltsam benannten Felsen zu suchen und — zu bewundern, denn unglaublich kühn, unnahbar und durch die Kraft ihres Aufbaues jedem anderen unserer Sandsteinfelsen überlegen, erhebt sich die Kobyła 40 Meter hoch aus jungem Kiefernwald eines reizvollen, südwestlich gerichteten Nebentales der Krzela-Schlucht.

Das Wort Kobyła bedeutet Stute. Der Fels zeigt nämlich von der Breitseite die Form eines schräg nach aufwärts gerichteten Pferdekopfes. Vom Talgrunde und noch mehr vom höheren Berggrücken aus gesehen gleicht der Fels einer wuchtigen Keule auf sehr schlankem Stiele. Deswegen wohl auch der Name Botansteule.

Als wir damals auf gut gangbarem Wege von dem schon gelegenen Gasthause — das nervenmüden Großstadtmenschen im Sommer zum willkommenen Aufenthalt dient — in das oben erwähnte Waldtal einbogen, verhielten wir unwillkürlich unsere Schritte, denn schräg rechts rückwärts starrte, wie eine böse Traumgestalt, der Pferdekopf zum Himmel. Der harmlose Wanderer, der mit sorglos behäbigem Schritte den Talgrund verfolgt und nicht rechts noch links vom Wege abweicht, wird von diesem einzigartigen Bildwerke der Natur nur wenig beeindruckt werden. Anders der leidenschaftliche Kletterer. Dem ständig in mir vorhandenen Sehnsuchtsfünkchen entglomm damals augenblicklich ein Flämmchen, das in der folgenden Zeit nie mehr erlöschte, über anderen schönen Siegen und Erfolgen eber größer wurde denn verging — bis zu dem Augenblicke, da ich mich kampfesmüde auf dem zuvor unerreichbar erschienenen Gipfel niederlassen konnte.

Beim Näherkommen entdeckten wir sogleich an der leicht überhängenden, schmalen Talseite eine wohl teilweise unterbrochene, sonst aber sehr gut verfolgbare Zackenreihe, die freilich erst in etwa 10 Meter Höhe ansetzte und dann oben in den anscheinend brüchigen Matten der Gipfelwand des Kopfes sich

verlor. Obwohl uns damals schon der Kapellmeister und die Drachenwand in Groß-Škal auf den ursprünglichen Wegen zugefallen waren, schlichen wir doch, vom Gefühle knabenhafter Ohnmacht recht bedrückt, im winterlichen Jungwalde um die dräuende Felsgestalt herum. Senkrecht und zum größeren Teile sogar überhängend bauten sich über uns die Felsflanken in die Luft. Ja, wenn man die Zackenreihe erreichen könnte, dann würde sich vielleicht bei großer Geschicklichkeit und festem Fels ein Höbertommen erzielen lassen. Aber wie sollte man diese Zackenreihe erreichen?

An der östlichen Breitseite des Felsens erblickten wir eine Lochreihe, die vom bergseitig vorgelagerten Blocke etwas absteigend zu einer undeutlich ausgeprägten Einschnürung der talseitigen Kante leitete. Selbstverständlich hing auch schon ein Ring in glatter Wand über dem Vorkopfe. Er diente, wie ich später erfuhr, dazu, mit dreifachem Steigbaume eine kleine, rechts an der Kante gelegene Sanduhr zu erreichen, die der Erste damals zwar mit dem Arme erlangte, dann aber nicht mehr hochkommen konnte und zurück mußte. Einen etwas zielbewußteren Angriff unternahmen im August 1936 zwei junge Gablontzer Kletterer, von denen der ältere, namens Köfler, nachher mein Gefährte werden sollte. Durch seine aufopferungsvolle Mitarbeit gelang es mir, die Kobyla am 5. Juli 1937 zu ersteigen. Davon sei nun die Rede.

Es ging schon gegen Mittag, als ich am 27. Juni 1937 im Kobylatal mit Freund R. zusammentraf. Die Sonne brannte unbarmherzig. Oben auf dem benachbarten Kobylaturme hatten es sich mehrere Prager Kletterer gemütlich gemacht.

Außer einem geflochtenen 50-Meter-Seile, einer Seilschlinge, zwei kleinen Karabinern, zwei Ringen und drei Fichtelbaken besaßen wir damals nichts, und so bergten wir uns von jener Seilschaft, die mich dem Namen nach wohl kannte, noch eine Seilschlinge und zwei größere Karabiner mit dem Bemerkten, uns die Kobyla ein wenig anschauen zu wollen.

Bei mittleren Schwierigkeiten war der Vorkloß durch den bergseitigen, kurzen Riß schnell erreicht und das Seil durch den Karabiner am alten Ringe geführt. Nach dem Bericht von Freund R. hatte nun sein Kumpan im Vorjahre im links von alten Ringe befindlichen Wandwulste einen Fichtelbaken angebracht, unter Anwendung des jetzt möglichen Seilzuges den Quergang an der Lochfolge ausgeführt und unter dem letzten Loch, nahe der Talseite einen neuen, zweiten Ring geschlagen. Der Fichtelbaken wurde dann wieder entfernt. Um den Seilzug möglichst auszuschalten, beschloßen wir, unter unmittelbarer Sicherung durch den alten Ring über dem Vorkloße loszusteiigen. Gleich der erste Anstoß belehrte mich, daß die nach unten hin ausgewaschene Lochreihe für reine Hangelarbeit nicht ausreichte. Nach etwa zwei Metern mußte ich infolge zu großer Armbelastung mein Wegpendeln durch Anspringen des Vorkopfes auffangen. Nicht anders erging es zwei Versuchen meines Gefährten. Um unsere Armkräfte nicht zu vergeuden, riet ich ihm, den Quergang mit den Füßen in den Löchern zu versuchen. Dadurch würde auch die Möglichkeit, dem unter Seilzug geschlagenen zweiten Ringe auszuweichen, viel größer. Tatsächlich gelang es ihm, mit unendlicher Vorsicht über den alten zweiten Ring im letzten Loch zu stehen zu kommen und ganz nahe der Kante einen Fichtelbaken zu schlagen. Durch ihn gesichert, konnte er jetzt die hinter der recht glatten Ecke gelegene Zackenreihe, die sich zu unserer großen Freude als sehr fest herausstellte, erreichen. Seinem weiteren Vordringen versagten aber seine schon erschöpften Arme den Dienst. Nachdem er zweimal in den Haken zurückgefallen war, schlug er dann auf meinen Rat links vom Fichtelbaken, mit einer Seilschlinge nordwärts am Beginn der Zackenreihe hängend, den dorthin gehörigen, handfesten Ring und entfernte dann den alten zweiten Ring.

Jetzt fuhr ich aus taktischen Gründen am Seilgelande zum Gefährten hinum und beabsichtigte mit gespanntem Blicke die Zackenfolge. Anfangs war sie sehr überhängend, stark und fest, wurde aber nach vielleicht drei Metern schwächer und verlor sich dann einen Meter unter einem auffallenden, schwarzen Loch, das wir schon vom Tale aus mit unserem Feldstecher untersucht hatten, in glatter Wand. Kampfesfreudig faßte ich in die Zacken, kletterte höher und verkrallte mich mit dem vierten und fünften Finger der linken Hand am obersten Ende des ersten Abschnittes der Zackenfolge. Mit

letzter Kraft konnte ich noch mein rechtes Knie über eine größere Zacke in Hüfthöhe bringen und durch Anpressen der Innenseite des rechten Fußes einem Abdrücken vom Felsen entgegenwirken. Einen scharfen Fichtelbaken konnte ich zur Not in eine kleine Ritze oberhalb meiner linken Hand eintreiben. Die darüber geworfene Seilschlinge bot eine, wenn auch nur schwache, so aber doch sehr willkommene Entlastung. Nicht geringe Mühe kostete noch die Befestigung des dritten Ringes selbst. Dabei wurde die Achillessehne meines rechten Fußes derart beansprucht, daß ich am nächsten Tage kaum gehen konnte.

Am darauffolgenden Freitagnachmittag begann ich die Arbeit aufs neue. Das Gelände über dem dritten Ringe sah nicht sehr ermutigend aus. Linker Hand, aber erst zwei Meter höher oben, setzte sich die Zackenreihe sehr kleingriffig und ständig schwach nach links überhängend fort. Eineinhalb Meter unmittelbar über meinem Kopfe befand sich das auffallende, schwarze Loch. Aus dessen unteren Rande sprang waagrecht nach rechts eine schnabelartige Zacke vor. In Ringhöhe, drei Viertel Meter links lag das obere Ende der unteren Zackenfolge und knapp links unterhalb des besprochenen, schwarzen Loches mit Zacke, waren einige kurze, waagerechte, gerade nur für die Fingertappen bemessene Wülste herausgewittert.

Als ich die zum Kasten dienende Seilschlinge ausgehängt hatte, verlangte ich freies Seil, hing mich mit der linken Hand an die oberste der unteren Zacken, streckte die rechte Hand nach den Wülsten, gab die Linke dazu, stellte den linken Fuß auf die Zacke, die mir kurz vorher als Griff gedient hatte und erlangte, mit der rechten Hand von links über die Zacke des schwarzen Loches reichend, jene hangelartige Anfangslage des Körpers, die hier erforderlich war, um den Fortsatz der Zackenreihe zu gewinnen.

Dann trat ich mit dem rechten Fuße in der Höhe der rechten Hand von links an die Lochzacke, bekam dadurch den nötigen Gegenzug im Arme, lebte den Körper weit nach links entlang der Wand hinaus und schob mich höher. Unmittelbar danach faßten drei Finger der linken Hand in die erlebte Zackenfolge, die gottlob genau so fest war wie die untere. Als wenn der böse Geist hinter mir wäre, verfolgte ich jetzt die wieder günstiger, d. h. kräftiger werdende Zackenreihe. Immer an Finger- und Fußspitzen hängend und mit sehr raschem Herzschlage erreichte ich den mächtigen Überhang, der den Zugang zur Gipfelfwand sperrt. Wiederum durch einen Fichtelbaken gesichert, schlug ich, etwas überhängend, den vierten Ring. Den Überhang auf eine größere Sicherungslänge hinaus ansteigen mochte ich nicht, da sich neben Seilmangel auch noch ein verdächtiges Bröseln kleinerer Griffe bemerkbar machte.

So seilten wir denn ab und gingen Sonntag, den 4. Juli, um 3 Uhr nachmittags, von neuem an unsere Aufgabe. Ungünstiger Umstände wegen konnten wir an diesem Tage nur die Seile am vierten Ringe befestigen, und erst am darauffolgenden Montage, einem Feiertage, holte ich zum entscheidenden Schlage aus. An dem Seilgelande vom Vortage arbeitete ich mich rasch zum vierten Ringe hinauf, holte dann R. nach und griff kräftig in die Zacken des geradezu tückisch aussehenden Überhanges. Plötzlich brachen mir beide Tritte weg, und ich hing frei an beiden Armen. Leicht federte der Körper an den Händen aus, und als ich nach kurzem Augenblicke die Fassung wieder gewonnen hatte, stieg ich entschlossen und mit verdoppelter Aufmerksamkeit weiter. In scharfer Krümmung gehoberte die geschmeidige, wohlgeübte Wirbelsäule dem zwingenden Willen, gut aussehende Zacken wurden mit möglichst senkrechtem Zuge belastet, und bald darauf stand ich auf Tritten, die ein tieferes Atemholen erlaubten. Das Gestein hatte sich gründlich verändert und war jetzt dem der Turnauer Felsen ähnlich geworden. Knapp unter der Schulter mußte noch ein fünfter Ring den Berg fesseln, und noch zweimal mußte sich der Freund als Steigbaum bewähren, dann war das Schicksal der solange unvorbenen Wotanskeule besiegelt.

Es war Abend geworden, als ich den weit ausladenden Gipfelfopf betrat und kurz danach drei Freunde mit festem Händedruck begrüßte. Am Morgen des folgenden Feiertages aber waren wir bei großartigem Wetter schon wieder fleißig tätig am neuen Wege, der durch die schmale Straßen-

seite der Drachenwand in Groß-Škal leitet, und der bei seiner hervorragenden Ausgestalt (fünf Ringe) bemerkenswerte Schwierigkeiten bietet. In mir aber glommt wie ehedem der Sehnachtsfunke, stets dann bereit, mit starker Flamme aufzulodern, wenn neue Eindrücke meine Seele in Schwung versetzen sollten. — —

Anmerkung: Bei der vierten Ersteigung des Felsens, am 29. August 1937, die ich bis zum fünften Ringe führte, gelang dem Freunde Köhler eine Wegänderung, indem er von diesem Ringe etwas nach links zu einem Loche abstieg und von hier in griffigem, aber sehr brüchigem Gestein die Schulter gewann. Dadurch ist der erste Steigbaum am fünften Ringe überflüssig und nur noch der andere auf der Schulter nötig.

Kaukasusfahrt. Walter Hübner

Dienstag, 3. August 1937.

Ich sitze im Zug nach Rußland. Mein Ziel ist der Kaukasus. Wohl sind es nur ganze drei Wochen, die ich für diese Reise verfügbar habe, aber ich hoffe, sie werden genügen, mir ein ungefähres Bild von den Schönheiten dieses gewaltigen Gebirges zu vermitteln.

Sehr rasch bin ich eigentlich zu dieser Fahrt gekommen. Noch im Juni abtute ich nichts hiervon. Da überließ mir mein Bergfreund Willy eine Werbeschrift der „Wiener Allgemeinen Bergsteigerzeitung“ für Kaukasusfahrten, deren reiseteknische Durchführung in den Händen des Intourist Berlin und Wien lag. Unter anderem war eine 18tägige Reise geplant, die einigermaßen günstig für mich ausfiel. Obgleich nun — wie sich im Juli herausstellte — die Teilnehmerzahl für keine der vorgesehene Fahrten erfüllt wurde, stellte mir es der Intourist anheim, allein zu reisen; man würde mir den gleichen Vorzugspreis einräumen und im übrigen alle Voraussetzungen dafür schaffen, daß ich mein Vorhaben ungehindert ausführen könne. Nun hätte ich ja gern einen oder einige meiner Freunde mitgebracht, da es aber bei keinem in diesem Jahr klappte, entschloß ich mich, allein loszugondeln. In gleichmäßigen Erschütterungen rollt der Zug Warschau zu, wo ich einen Aufenthalt von etwa drei Stunden haben werde. Die Landschaft bietet nicht viel Abwechslung. Es ist meist Ebene, mit großen Wiesen, mit Ackerland und Getreidefeldern. Hin und wieder werden die eintönigen Flächen von sandigen Hügeln angenehm unterbrochen.

Die Grenzabfertigung auf der deutschen Seite in Neu-Bentschen und auf der polnischen in Zbąszyniem wickelt sich innerhalb kurzer Zeit ab. Auf deutscher Seite wird das überflüssige Bargeld hinterlegt, und die Polen stellen eine Bescheinigung über meinen Reise-Kreditbrief aus. Mein Abteilgenosse, der erst kurz vor Warschau aussteigt, ist ein Kölner. Er hat eine Polin zur Frau und will sie nach Deutschland holen.

Gegen 20 Uhr treffe ich in der Hauptstadt unseres Nachbarlandes ein. Ich pilgere auf einer der belebtesten Straßen umher, bestaune die leichten, kleinen Pferdewagen, die sich zwischen einem Gewimmel von Autos und Straßenbahnen hindurchwinden, und versuche schließlich in einem nahe dem Bahnhof gelegenen Gasthause einen polnischen Kaffee; er ist indes nicht nach meinem Sinn, ebensowenig das mir dazu verabreichte Gebäck.

Kurz nach 23 Uhr erkämpfe ich mir in dem D-Zug nach der russischen Grenze einen Platz, in einem schon fast durchweg vollbesetzten Wagen. Mit mir fährt die Frau eines polnischen Offiziers mit ihrem Jungen, dann ein älteres Ehepaar und zwei jüngere Herren. Die Frau spricht gut französisch; wir unterhalten uns angeregt, bis in den frühen Morgenstunden der Schlaf seine Rechte fordert.



Nahe bei Adyl.



Tal von Adyl.
Aufn. W. Hübner

Mittwoch, 4. August 1937.

Kurz vor der russischen Grenze bleibe ich als letzter übrig. Im ganzen Zug befinden sich nur noch wenige Leute, die nun also nach Rußland oder durch Rußland reisen wollen.

Die Zollbeamten in der polnischen Grenzstation prüfen nur kurz die Papiere, und weiter geht es nach dem russischen Grenzbahnhof Šchepetowka. Es ist 13 Uhr nach osteuropäischer Zeit, als wir uns in dem Zollraum mit allem Gepäck versammeln. Wir, das sind einige Perser, ein deutscher Maschinenmeister, ein deutsches Ehepaar, ein junger Mann, ebenfalls ein Deutscher, ein Holländer, ein Gruppe Amerikaner von zwei Herren und drei Damen, und ich. Die russischen Beamten sprechen besser deutsch als englisch oder französisch, deshalb bin ich der erste, dessen Gepäck abgefertigt wird. Ich muß sogar noch den Dolmetscher spielen zwischen den Persern, die nur französisch verstehen, und den Zollbeamten. Alle diese Herrschaften reisen erster Klasse, während ich in die dritte, also die Touristenkategorie, kommen werde. Überdies fahren sie sämtlich transit durch Rußland. Sie wollen nach Teheran und haben lediglich die kürzere Bahnfahrt dem Seeweg vorgezogen. Pünktlich 14.40 Uhr rollt der Fern-D-Zug Šchepetowka - Baku aus dem Bahnhof. Die Wagen des russischen Zuges sind breit und geräumig. Für jeden Fahrgast ist ein Liegeplatz für die lange Strecke vorgegeben. In den Mittel- und Seitenwänden hat man Pritschen eingelassen, die heruntergeklappt werden, und auf denen ebenfalls am Abend von dem Schaffner eine bequeme und saubere Liegestatt geschaffen wird.

Ich richte mich vorläufig noch nicht häuslich ein, da es ja noch früh am Tage ist. Die russische Ebene beginnt. Ich kann aber das Land zunächst nicht weit übersehen, es hängen finstere, dunkle Wolken bis tief auf den Boden herab. Gegen 18 Uhr erlebe ich das erste kräftige Gewitter auf Rußlands Fluren. Als der Zug die Regenwände durchfahren hat, bricht der Abend herein. Gegen 20.30 Uhr erreichen wir die allseitig als reizvoll gepriesene Stadt Kiew. Kurz nach der Weiterfahrt bringt mir der Schaffner Decken und Wäsche. Mein Abteil ist nun voll von Menschen. Ich habe eine der unteren Pritschen. Mir gegenüber hat sich eine vierköpfige Familie niedergelassen, die anscheinend mit all ihrem Hab und Gut weit nach dem Osten reisen will.

Ich möchte meinen Platz diesen Leuten überlassen, einmal, damit sie zusammenbauen können und

dann, da mir die verschiedenen Gerüche nicht beagogen, die den in einem Korb befindlichen Lebensmitteln entströmen. Im Begriff, eine der oberen Pritschen einzunehmen, komme ich aber in Verwicklungen mit einem anderen Reisegenossen, einem jungen Manne, der diese Lagerstatt schon für sich ausgewählt hatte, ohne dies aber sichtbar zu kennzeichnen.

Es gibt ein lautes Durcheinander, wobei eine große Anzahl Kollegen des jungen Arbeiters für mich Partei ergreifen. Schließlich wird der Streit durch das Herbeirufen des Schaffners und des Intouristmannes, der den Zug begleitet und die Ausländer zu betreuen hat, geschlichtet.

Es bleibt mir nichts anderes übrig, als wieder die untere Pritsche einzunehmen. Nach ausgiebigem Nachtmahl im Speisewagen versuche ich zu schlafen, was mir auch über alle Erwartungen gut gelingt. Kurz vor dem Einrichten versucht noch ein Schaffner mich darüber auszuherden, wie die Juden in Deutschland behandelt werden. Er ist der Annahme, daß diese Klasse bei uns geschlagen wird, sobald wir sie auf der Straße erblicken.

Ohne weitere Zwischenfälle vergeht die Nacht.

Donnerstag, 5. August 1937.

Früh 9 Uhr halten wir in Charkow an, das wir aber nach kurzem Aufenthalt wieder verlassen. Ich habe mir einen guten Fensterplatz im Gang des nächsten Wagens erobert, und abwechslungsreich zieht die russische Landschaft an mir vorüber. Kleinere Städte wechseln ab mit verhältnismäßig sauberen Dörfern, dazwischen immer aufs neue endlose Felder mit Weizen, Sonnenblumen, Mais und Moh'n. Hin und wieder läuft eine Straße an der Bahnstrecke entlang, und es kommt zuweilen auch ein Lastwagen oder Personenwagen in Sicht, der sich abmüht, auf diesen Wegen einigermaßen voranzukommen. Die Straßen sind zum Teil sehr aufgeweicht, eine Folge der letzten großen Regengüsse in diesen Gegenden.

Auf einigen Stationen kommen Frauen und Kinder durch die Wagen und bieten vielerlei Obst an, Äpfel, Tomaten, Melonen, Kürbisse, Pflaumen und anderes. Auf fast allen Bahnhöfen steige ich aus, um mir die Beine etwas zu vertreten und darüber hinaus das Leben und Treiben der Bevölkerung kennenzulernen, soweit das in derartigen kurzen Pausen eben möglich ist.

Die Mahlzeiten im Speisewagen sind ausreichend, ich habe mich rasch an die russische Kost gewöhnt. Es gibt eine gute Gemüsesuppe, Schnitzel, Beefsteak usw., dazu das berühmte Mineralwasser Narzan, Tee und auch Eis. Das Bier ist nicht zu trinken.

Um 22 Uhr brennt der Zug in Kossow a. Don, einer Stadt von etwa 500 000 Einwohnern. Schon lange Zeit vorher haben wir ihre Lichter erblickt, die keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß es sich hier um einen großen Ort handelt. Da ursprünglich vorgesehen war, daß ich in Kossow aussteigen sollte, um auf meinen Reiskreditbrief Rubel zu fassen, kommt ein Herr vom Intourist in den Wagen. Wir verständigen uns dahin, daß ich nicht aussteige, sondern weiterfahre, dafür aber auf der Rückreise in Kossow ein oder zwei Tage bleibe. Ich glaube mit den 12 Dollars, die ich in Rubel umwechseln kann, im Kaukasus auszukommen, da ich ja für Unterkunft und Verpflegung besondere Scheine besitze.

In der Nacht wache ich auf einer großen Station auf. Der Bahnhof ist ein einziges Geschrei und Gebrüll. Es kreuzen sich hier zwei Linien, und die Reisenden, die fast durchweg der Arbeiterklasse angehören, stauen sich in großen Massen vor den einzelnen Wagen. Die Schaffner lassen nur an einer Tür der Wagen die Leute einsteigen. Dabei müssen genau die Plaskarten geprüft werden, weil ja jeder seine Liegestatt bezahlt hat und die Wagen nicht überfüllt werden dürfen. Es soll niemand stehen. Dieses Geschäft nun wickelt sich regelmäßig unter dem mehr oder weniger lebhaften Getreisch der Weiblein und Kinder ab, während die Männer größtenteils ihre Ruhe bewahren. So toll wie auf diesem Bahnhof war es indes auf der ganzen bisherigen Reise nicht.

Ich erhalte hier auch neue Fahrtgenossen, ein älteres Ehepaar, das in jeder Linie den kaukasischen Menschenschlag verkörpert. Beide, Mann und Frau, könnten sehr gut aus einem Dorf der Oberlaufis stammen.



Weg nach Krugosor. Aufn. W. Hübner

Der letzte Tag der Anreise ist endlich gekommen. Ich habe die Fahrt jetzt satt und freue mich, am Nachmittag der Bahn den Rücken kehren zu können.

Gegen 9 Uhr grüßt zum ersten Male der Elbrus mit seinen zwei mächtigen schneeweißen Häuptern auf etwa 100 km Entfernung zu mir herüber. Der Gipfelaufbau ist nach den Bildern, die ich von dem Berge gesehen habe, unverkennbar. Ein ungewöhnliches Gefühl der Begeisterung überkommt mich, und ich spüre schon den Atem einer alles überragenden, gewaltigen Bergwelt.

Noch heißt es aber, sich mit Geduld zu wappnen. Etwa gegen 10.30 Uhr muß ich in Prochladnaja aussteigen und bis 12 Uhr auf den Zug nach Naltschik warten. 14.30 Uhr komme ich dort an. Ich werde nicht abgeholt, wahrscheinlich hat man in Kossow a. Don vergessen, ein Telegramm nach Naltschik an den Intourist zu schicken. Nach längerem Suchen der eigentliche Ort ist von der Station vorläufig noch weit entfernt — lande ich in dem Intouristhotel, einem Bau, der an die Gaststätten einer südlichen Hafenstadt erinnert. Unmittelbar neben dem Intouristhotel nimmt ein großzügig angelegter, wirklich schöner Park seinen Anfang. Im Hotel, das hier in Naltschik nicht den Namen Intourist trägt, sondern eine ausgesprochen russische Bezeichnung hat, die mir aber entfallen ist, bleibe ich nur kurze Zeit. Ich bin durch den Marsch vom Bahnhof, mit immerhin schwerem Gepäck, vollkommen durchschwitzt. Es herrscht an diesem Tage eine Hitze von nahezu 40 C. Außer dem macht sich die ungewöhnlich lange Bahnfahrt von Berlin bis nach hier doch bemerkbar. Ein erfrischendes Bad bringt aber meine Lebensgeister rasch wieder zurück und nach einem kurzen Imbiß im Speisesaal des Hotels, bei dem mir die Leiterin des Intourist-Büros Gesellschaft leistet, steige ich in einen gut aussehenden Bierfiser. Ein Teil meiner Habe lasse ich im Hotel zurück.

Es ist 18 Uhr. Die Fahrt durch das Kubantal nach dem 140 km entfernten Adul-Su beginnt. Der Fahrer des Wagens hat noch zwei junge russische Arbeiter mitgenommen, die ebenfalls nach Adul-Su wollen und diese gute Fahrglegenheit billig ausnutzen können.

Von Naltschik aus geht es zunächst über weite Flächen, die nur ab und zu durch ein kleines Dorf unterbrochen werden. Wir kommen durch Daksan, wo ich zum ersten Male die kaukasische Miliz sehe. Verwegene Gestalten im wehenden bunten Rock, auf schlanken, edlen Hössern. Sie jagen im scharfen Galopp an uns vorüber, nicht ohne ihre scharfen Blicke genau auf unser Gefährt gerichtet zu haben. Nach Daksan wird es finster, bald schiebt unser Wagen im nächtlichen Kubantal dahin. Zu beiden Seiten erheben sich drohende mächtige Bergmassive. Neben uns rauscht einmal links, dann rechts tosend der Kubanfluß. Wir überholen hin und wieder Lastwagen mit Arbeitern, spritzen oft durch große Wasserlachen, da der Strom sich vielfach besondere Wege gebahnt und die größtenteils noch im Bau befindlichen überschwemmt hat. Etwa gegen 21 Uhr ist es stockdunkel, und ich kann nur das wenige erfassen, das die Lichter der Scheinwerfer aufleuchten lassen, und das ist nicht allzu viel. Bei der Rückreise muß ich unbedingt während des Tages fahren, das nehme ich mir fest vor.

Einige Male wird der Fluß überquert, dann geht es wieder hart an hohen Felsenmauern vorbei, die von der einen Seite das kleine Fahrzeug zu erdrücken scheinen, während auf der anderen Seite das Ufer zum Kuban steil abfällt und man das Dröhnen der über hohe Steine dahinjagenden Wellen weit unter uns vernimmt. Nach viereinhalb Stunden, gegen 22.30 Uhr, erreichen wir Adyl-Su, das etwa 1900 m hoch liegt. Der Verwalter dieser ebenfalls wieder vom Intourist geführten Niederlassung hat mit dem Abendessen auf mich gewartet – er wurde von Maltshik aus von meiner Ankunft verständigt. Wir speisen zur Nacht, und dann kann ich mich endlich wieder einmal ausgiebig dem Schlaf widmen.

Sonnabend, 7. August 1937.

Ein strahlender Morgen ist angebrochen. Ich hatte ursprünglich beabsichtigt, in Adyl-Su einige Tage zu bleiben. Das herrliche Wetter läßt mir aber keine andere Wahl, als sofort loszumarschieren. Nach den Worten meines Gastgebers sind etwa 12 km im Tal zu wandern und dann etwa 3 km größere Steigung nach Krugosor zu überwinden. Die Landschaft zu beiden Seiten des Tales ist so gewaltig und abwechslungsreich, daß mir die Zeit im Fluge vergeht. Längere Wegstrecken werden beschattet von hohen Kiefern. Unerwartet eröffnen sich aber wieder Ausblicke auf Bergriesen, die durchweg 4000 m hoch sein müssen.

Nach etwa dreistündigem Marsch gerate ich einmal zu weit rechts an den Berg heran, da von einem Weg nicht mehr gesprochen werden kann. Ich finde aber die richtige Spur bald wieder. Zuletzt wird das Steigen sauer. Oft muß ich die schwere Bürde abwerfen, um zu verschaukeln. Um 2 Uhr sehe ich das wundervoll gelegene Krugosor zum ersten Male. 1½ Stunden gilt es aber noch zu kämpfen, ehe ich das mir für heute gefeste Ziel erreiche. Krugosor liegt schon 3200 m hoch und gewährt nach allen Seiten einen überwältigenden Ausblick. Ich nütze die Sonne aus und lasse meine Kamera tüchtig arbeiten, natürlich nicht, ohne vorher meinen Riesendurst mit Tee und Marsan gelöscht zu haben.

Die Hütte ist gut besetzt. Für die Gäste des Intourist hat man aber stets das beste Zimmer frei, und ich kann mich über meine Unterkunft hier oben freuen.

Ich finde die drei Jungen wieder, die von unten schwerbepackte Esel heraufgetrieben haben. Sie vergnügen sich vor dem Hause mit einem russischen Billard.

Zeitig lege ich mich nieder, in dem Bewußtsein, den nächsten Tag in völliger Ruhe zu verbringen, um für die kommenden Anstrengungen Kräfte zu sammeln.

Sonntag, 8. August 1937.

Wieder gibt die Sonne ihr Bestes her, um mir das Leben hier oben so angenehm wie möglich zu bereiten. Es herrscht eine so wundervolle Morgenstimmung, daß ich es nicht lange in den Federn aushalte und schon gegen 9 Uhr oberhalb der Gaststätte Krugosor herumkrawche, um Bilder für meine Kamera einzufangen.

Etwa 100 m über der Hütte Krugosor beginnt der Auslauf des Elbrusgletschers. Dazwischen liegt ein mit starken Felsen durchsetztes Geröllfeld. Ich will mich heute vollkommen entspannen und habe deshalb auf Schuhe und Strümpfe verzichtet. Es ist aber so heiß selbst im Schatten, daß ich mir fast die Füße verbrenne. Zum Glück kann ich mir in dem zahmen Gletscherbächlein von Zeit zu Zeit die wohlverdiente Erfrischung verschaffen. Der Elbrus hat die ersten Wolken an sich herangezogen. Seine beiden Häupter sind nicht mehr zu erkennen. Gegen Mittag kommt eine Wolkenbank von Westen auf, die nichts Gutes verspricht. Die Hitze am frühen Morgen scheint schlecht auszugehen. Von 12 Uhr ab spiele ich mit einem russischen Ingenieur Schach, bis der Mittagsgong ertönt. Das Essen ist reichlich wie immer. Die Zeit bis zum Tee verbringe ich mit dem Betrachten des Lebens und Treibens auf Krugosor. In nur kurzen Abständen kommen schwerbepackte Eselgruppen von Adyl-Su herauf und verschwinden dann mit meist geringeren Lasten wieder talwärts, begleitet von Knaben im Alter von etwa sieben bis zehn Jahren.

Von der Hütte 11, zu der ich morgen hinaufsteigen will, sind Träger heruntergekommen; sie erzählen,



Blick von Krugosor nach Osten.

Aufn. W. Hübner

daß in den letzten Nächten unheimlich viel Schnee gefallen sei, der eine Besteigung der Elbrusgipfel vor Ablauf einer Woche unmöglich erscheinen lasse. Einige der Träger haben keine Lederschuhe, sondern Schweinshautumbüllungen, die sich bei dem täglichen Auf- und Absteigen in dem nassen Schnee besser bewähren als Schuhwerk aus Leder.

Eine von unten kommende Reisegesellschaft, der auch mehrere Frauen angehören, wird gesichtet. Zwei dieser Frauen haben sich auf dem Rücken brauner, sehniger Pferde herauftragen lassen. Für sie muß der Weg dadurch wohl ein Hochgenuß gewesen sein. Gegen 17 Uhr taucht ein Bergsteiger auf. Er spricht deutsch, und ich höre, daß es ein tschechischer Professor ist, der bereits eine Woche vorher hier weilte, des schlechten Wetters wegen jedoch bald wieder abgestiegen und mit einem Führer für eine Anzahl Tage nach Swanetien gegangen war, um günstigere Voraussetzungen für die Elbrusbesteigung abzuwarten.

Der Tscheche fragt mich, ob er sich mir anschließen dürfe, und nachdem ich herausgefunden habe, daß er am Berg nicht vollkommen neu ist, willige ich ein. Wir verabreden, am nächsten Morgen gegen 5 Uhr zur Hütte 11 aufzubrechen. Als es um 19 Uhr jedoch stark zu regnen anfängt, glauben wir, daß es zunächst bei dem Wunsch bleiben wird. Wir hoffen, daß der nächste Tag gute Witterung bringt, zumal sich, wie es aussieht, nur ein starkes Hochgewitter auszutoben scheint und ein mächtiger Wind das Haus erzittern läßt.

Montag, 9. August 1937.

Es regnet in Strömen. Ich glaube, wir müssen uns weiter mit Geduld wappnen. Gegen 10 Uhr klärt es sich aber unerwartet auf, und wir entschließen uns, sofort aufzusteigen. Nach langen Verhandlungen erklären sich zwei Träger – die an und für sich mit ihren Eseln zur Hütte 11 wollen – bereit, für zusammen 30 Rubel unsere Rucksäcke mitzunehmen. Es ist inzwischen 12 Uhr geworden. Am Himmel zeigen sich nur noch Wolfenkeisen. Die Sonne brennt unbarmherzig auf unsere Rücken. Nach einer Stunde befinden wir uns in dem Spaltengewirr des Elbrusgletschers. Tief unter uns ist das grüne Dach der Krugosorhütte zu erkennen. Es sieht aus, als ob die sich ringsum auf-türmenden Bergriesen das Haus erdrücken wollten, man könnte meinen, es läge auf dem Talgletscher, und doch ist dazwischen ein Absturz von mehr als 500 m.

Der Elbrusgletscher läßt sich verhältnismäßig leicht überqueren. Ich staune aber dennoch, mit welcher Sicherheit die vollbepackten Esel ihren Weg finden. Kaum, daß es hin und wieder eine kurze Verzögerung gibt, wenn etwas breite Spalten auftauchen, die zu umgehen sind. Ein unaufhörliches Rauschen begleitet uns. Die Wasser des Eisberges strömen in kleinen und großen Rinnen nach Süden. Wir kommen aber auch an große Gletscherlöcher, die bis obenauf mit klarem, grün-schillerndem Wasser gefüllt sind. So sengend jedoch die Sonne ihre Strahlen an mir erprobt, es gelüftet mich nicht, in dieses eisgekühlte Naß zu springen, es würde allzusehr erfrischen.

In etwa 3900 m Höhe treffen wir eine Gruppe russischer Touristen, die von der Prijut 11 herunterkommen. Sie haben zum Teil Schneeschuhe bei sich. Den Elbrus konnten sie nicht erklimmen, weil in der letzten Woche der Neuschnee meterhoch gefallen ist.

Das sind wenig tröstliche Ausichten für uns. Immerhin, wir haben zwei Tage zum Warten frei. Vielleicht fällt in dieser Zeit kein Schnee mehr, und dann könnten wir es — nach meiner Meinung — wagen.

In den kurzen Pausen, die wir uns während des Aufwärtstapfens gönnen, genießen wir den überwältigenden Rundblick nach Osten, Süden und Westen. Wir haben jetzt ungefähr 4000 m Höhe erreicht und können mit schönheitsdurstigen Augen bis in unendliche Fernen schauen, wie eine Gipfelfette der herrlichsten Berge sich an die andere reibt, ein Bild, wie ich es bisher nur in den Schweizer Hochalpen sah.

Im oberen Teil des Aufstieges bis zur Prijut 11 ist das Eis unter zwei Meter Schnee verschwunden. Wir kommen trotzdem rasch vorwärts, weil durch die russischen Touristengruppen eine gut gangbare Fahrte geschaffen worden ist. Der Schnee ist natürlich sehr weich — eine Folge der starken Sonnenbestrahlung um die Mittagszeit. Wenn man einmal von der Spur abkommt, versinkt man fast bis zur Brust. Etwa um 15 Uhr sind wir an der Hütte 11. Der Hüttenwirt, ein junger vollbärtiger Russe, der auch französisch spricht, begrüßt uns freundschaftlich, sagt uns aber sofort, daß eine Elbrusbesteigung vor Ablauf von drei bis vier Tagen unmöglich sei.

Ich braue heißen Tee, und wir verkriechen uns bald in unsere Schlafsäcke, zumal draußen das Wetter umgeschlagen hat. Heftiger Wind pfeift um die Hütte, in der sich außer uns noch etwa acht russische Bergsteiger aufhalten.

Dienstag, 10. August 1937.

Da auch nach Meinung der russischen Ingenieure, die unweit der Hütte 11 für wissenschaftliche Erkundigungen die Hütte 9 errichtet haben, an ein Weitersteigen auf einen der Elbrusgipfel nicht gedacht werden kann, wollen wir diesen Tag dazu benutzen, um uns an die dünne Luft zu gewöhnen und zu knipsen.

Es ist ein ungewöhnlich schöner Morgen. Die Sonne geht über einem brodelnden Wolkenmeer auf, über das nur die höchsten Vier- und Fünftausender hinausragen. Ich sehe zum ersten Male den Ushba und kann mir gut vorstellen, daß es härtesten Kampfes bedarf, ihn zu erobern. Der Wunsch steigt in mir auf, einmal mit Kameraden wiederzukommen, aber auf längere Zeit, um einige der mächtigen Bergrecken zu erklettern, die in diesen unvergeßlichen Stunden meinen Blicken so greifbar nahe sind. Bis Nachmittag sind die Wolkenmassen, die über den Tälern lagerten, heraufgestiegen. Sie vereinigen sich mit ihren Schwestern, die schon lange die Elbrusbäupter einhüllten. Schneeschauer prasseln los, und der Aufenthalt im Freien wird ungenüßlich. Kurz vor Dunkelwerden trifft eine neue Gruppe russischer Touristen mit Führer — ebenfalls von Krugosor kommend — ein. Die Hütte ist nun bis auf die letzte Lagerstatt besetzt. Da es außer einer kleinen abgeteilten Ecke nur einen Raum gibt und sich der Kochherd mitten zwischen den Schlafstellen befindet, herrscht eine kaum zu ertragende Luft, zumal sich überdies einige Leute Zigaretten aus Zeitungspapier drehen und lustig darauflos paffen.

Mittwoch, 11. August 1937.

Über Nacht ist Neuschnee gefallen. Es steigt niemand auf, da man in den treibenden Nebelwolken nur wenige Meter weit sehen kann. Da ich noch nicht aufgeben will, stapfe ich oberhalb der Hütte eine Strecke bergan, um die Schneebeschaffenheit zu erkunden. Es geht aber schlechter als am Vortage. Ich sinke sehr tief ein und kann mir unschwer ausrechnen, daß ich es allein kaum schaffen werde, selbst mit der Hoffnung auf eine Besserung des Wetters.

Es bleibt mir deshalb nichts anderes übrig, als dieses Mal umzukehren. Ich steige gegen Mittag in den Spuren der zuletzt heraufgekommenen Gruppen ab und erreiche etwa um 14 Uhr die Hütte Krugosor. Hier unten hat es die ganze Nacht und den Vormittag geregnet. Die Sonne drängt sich aber wieder durch, und ich kann mich die restlichen Stunden des Tages gut erholen.

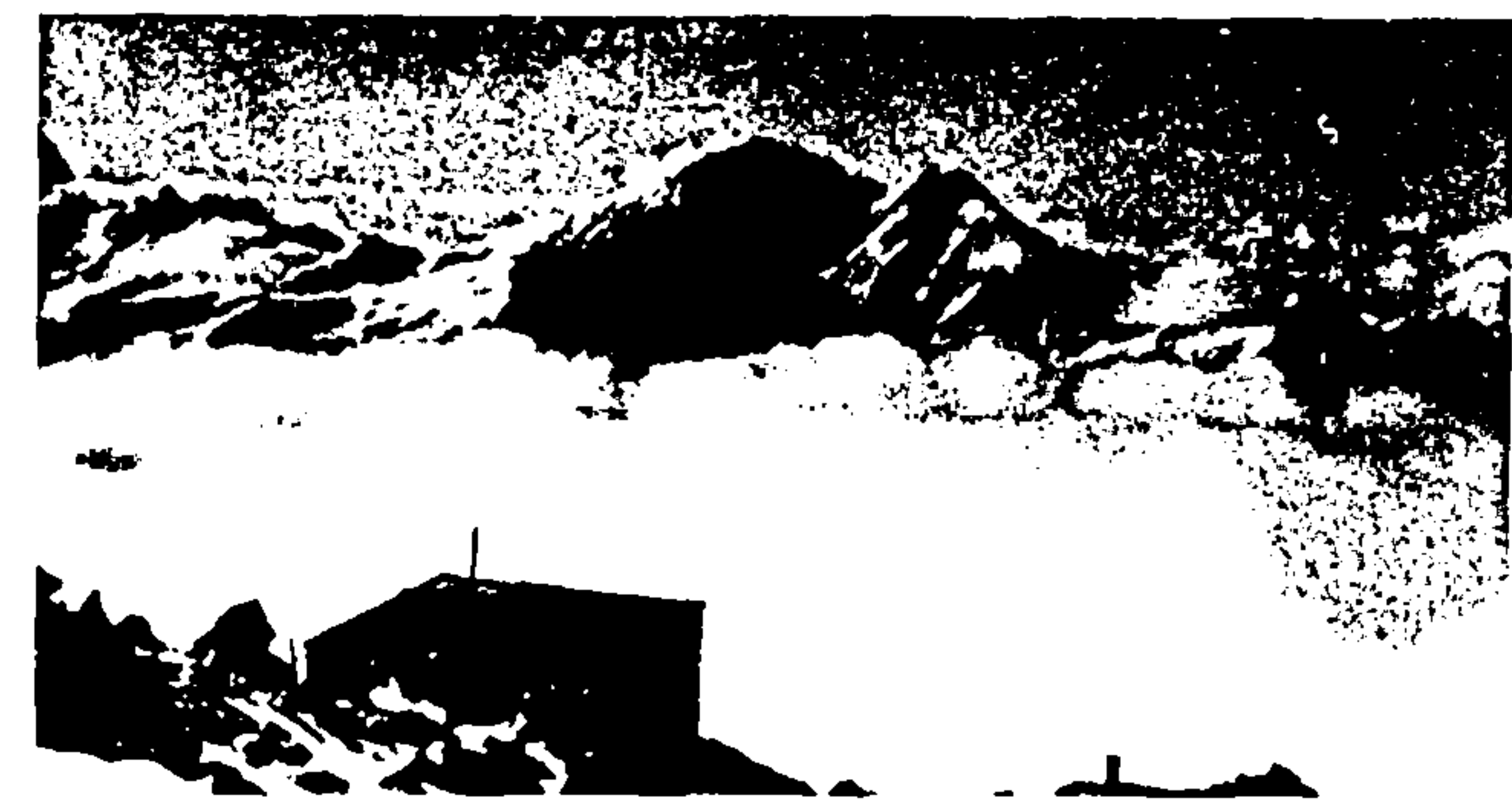
Ein Engländer ist eingetroffen. Er besitzt ausgezeichnete Sportstiefel mit der größten Schuhnummer, die ich je in meinem Leben sah. Von den hundert Paar Steigeisen, die sich auf Krugosor befinden, paßt nicht ein einziges. Sie sind sämtlich zu klein. Ein leibweises Auswechseln der Schuhe mit einer kleineren Nummer, der Steigeisen wegen, scheitert, der Engländer hat tatsächlich so ungeheuerlich lange Füße. Er will sich am nächsten Morgen nach der Hütte 11 führen lassen.

Donnerstag, 12. August 1937.

Die Losung heißt: ins Tal zurück, auch wenn der Elbrus, wie er jetzt in herrlichster Morgensonne vor mir liegt, noch einmal seine überaus zwingende Anziehungskraft auf mich ausübt. Die wenigen Tage, die ich nur noch habe, erlauben es nicht, um den Bergriesen aufs neue zu kämpfen.

Der Weg nach Advl-Su wird rasch bewältigt. Die letzte Strecke nimmt mich ein kleiner Lastwagen mit, der früh mit Lebensmitteln zu einer der hier befindlichen Expeditionen heraufgefahren war.

In einem unweit Advl-Su gelegenen Seitentale verbringe ich den Nachmittag. Es bieten sich zum letzten Male wundervolle Ausblicke auf mächtige Berge, silbern schimmernde Gletscher und dunkelgrüne Wälder. Die Luft ist milde und würzig, meine Gebirgsfahrt klingt in beschaulicher Ruhe harmonisch aus.



Blick über Hütte 11 (4200 m) nach Süden. Aufn W Hübner

Bergwiesen. Großer Winterberg. Heinz Weber

Des großen Winterberges ungeheure Basalttuppe trägt nicht nur Buchenwald, der seinesgleichen sucht im Sachsenlande. Auch nicht die schroffen Sandsteinmauern sind's, um derentwillen seiner ich gedente. Zwar ist der Wände Zug da vorn am Kippborn ganz gewaltig, der Blick von ihren höchsten Blöcken unvergleichlich schön und immer neu . . .

Was mir den Gipfelplan so lieb gemacht seit jenem Tage, da ich zum ersten Male ihn beschrift, sind seine weiten Wiesenflächen. Ganz anders lagern sie als ihre Schwestern da im Tale. Bergwald und Blockgewirr umsäumen sie, und Blumen blühen und vergehen, die selten sind im Talesgrund . . .

Steig' ich nach langer Kletterfahrt im Kleinen Isband den Weg hinauf, der mich am Kakenstein vorüberführt, dann zieht zur Linken sich der Wiesenplan. Licht flimmert in den Kronen, die jedem Silberstamm entwachsen; wie große, grüne Mauer steht der Wald darum. Ganz hinten, weit am Horizonte, schwingt duftig blauer, rund gewölbter Berg sich aufwärts in den Himmel: des Rosenberges Nachbar, der Kaltenberg.

Das ist die eine, die nach Norden zu des Berghangs Fläche deckt. Die anderen liegen jenseits, im Mittagsfennlicht.

Die großen Kehlen der neuen Straße stapf' ich empor, mich dabei freuend der Gefellen, die einsam, jeder stolz für sich allein, ihr Ästwerk in die Lüfte recken. Und deren Stämme, wohl zwanzig Manneslängen hoch, wie mit dem Senkblei ausgelotet stehen.

Das ist derselbe Buchenwald, der Zeiten überdauert, geblieben ist bis auf den heut'gen Tag; aus Jahren stammend, da ein Wandern in Fels und Wald als Abenteuer galt.

An letzter Straßentrümmung biegt' ich ab und steige aufwärts über kollernden Basalt. Wie langer, enger Tunnel ist der Steig, weit vor und hinter mir erblicke ich ein grünes Auge: Beginn und Ende dieses Weges. Dann tret' ich aus dem Waldesdunkel, muß springen über sumpf'ge Bodensurche, darin ein Wasser rinnt zur Silberwand. Beschatten muß die Hand das Auge, so stark steht Licht auf großer, grüner Aue. Nicht eine Wiese schlechtbin ist das, was ich schaue; ein Vergesanger, eine Alpe schon. Da drüben winkt die Kuppe, die vor langer Zeit das alte Gasthaus Winterberg auf ihrem Rücken trug; hier vorne, mehr zur Rechten, hängt zottig Ästwerk alter Tannen bis zum Unterholz hernieder. Ein bunter, zarter Schimmer liegt zur Sommerszeit und noch im Herbst, wenn der Wald sich färbt, ganz duftig ausgebreitet über'm Meer der Halme. Wär ich der Blumenkundig, wie Freund Hans in Wehlen, ich sände viele felt'ne Arten. Bei jedem Schritte sinkt der Fuß tief ein, gelbbraunes Wasser füllt sofort die Spur, und manchmal ist, damit der Wand'rer nicht zum Schwimmer werde, ein Rindenstück, ein Knüppelpaar zum Steg gefügt.

Fernab verklingt der Vogel Lockruf, geht unter in der weiten, weiten Stille, die um die Sommermittagsstunde auf Hain und Ager liegt. Selbst Pan schläft, seiner müden Hand entglitt die Flöte... Auch ich muß träumen und verweilen...

Ins hohe Gras werf' ich mich hin, mein Auge folgt dem Lauf der Wolkenschiffe. Die Sehnsucht meines Herzens zieht mit ihnen fort; mein Ohr vernimmt das linde, zarte Rauschen, das unbörbar fast aus den Kronen zu mir spricht... Das Käfervolk hat viel zu tun, in Emsigkeit schafft jedes Tierchen; und in dem Raume zwischen meinen faulen Beinen spielt sich ein Weltgeschehen ab. Vergessen hab' ich manchmal meine Pläne, das Spike Horn, den Goldstein und die Sommerwand, wenn ich allein im Wiesengras lag. Es war so schön, im Mittagstraum zu liegen und wach zu werden wie ein Kind, das über seinem Kopf der Mutter Augen sorgend weiß...

Kaum einen Büchsenstoß entfernt sind vorne an des Kippborns Felsengrat zwei and're Wiesen eingebettet. Verlasse ich die Aussicht an den Klippen, die mir den Blick aufs Silberband der Elbe zwiefach schenkt, dann schreite ich seitab durch wildverwachsenes Unterholz. Hart an dem Rande, da der Abgrund lockt, zieht schmale Wegspur hin. Ich gleite oftmals aus auf glattem Basaltschotter, der tückisch sich ins dicke Unkraut birgt. Mit Staunen seh' ich Sandsteinplatte glatt und gewölbt ins Tal sich zieh'n. Wie Riesenmaul mit ungeheuren Lippen tritt hier unmittelbar am Weg der Sandstein aus dem Basaltboden vor. Der sanfte Rücken, der von ferne ein Kantenbild von seltener Anmut zeigt, hat hier ein Ende; bis hierher floss in Urzeits Tagen das feurige Gestein. Ein „Halt!“ gebot der Sandstein, der im schroffen Sturze steil abfällt in der Gründe Tiefe. Huf-lattich wuchert hier und treibt die üpp'gen Blätter, Taubnesseln blühen weiß und blau; ganz träge rinnt das Wasser abwärts; geglättet, blank wie Gletscherabsliff ist dieser Fleck.

Da lichtet sich der Wald, ich stehe an der andern Wiese, die gleich der Schwester Müllerwiese heißt. Im schwanken Boden rankt ein wilder Rosenstrauch. Ich pflücke blaue Glockenblumen und violetten Klee, ein Immergrün gibt mir auch ein paar Stengel... Den Strauß hier bring' ich meinem Mädels mit, das krank zu Hause liegt und Sommer Sonntag muß im Bett verbringen... In großen Sprüngen eile ich dem Bergsteig zu, der mitten durch den Buchendom dem Elbedorf zu abwärts leitet. Bald steigen Sandsteinwände an den Seiten hoch, hinab geht's ungezählte Stufen. Ich trabe breiten, steinbelegten Pfad, von allen Seiten hör' ich's rufen, schreien: die Sonntagswanderer sind mir auf den Fersen. Was wißt ihr von dem Wiesenzauber, von Winterberges weiten Räumen? Was mir das Leben gab an tiefen, stillen Stunden, dort oben wurden sie mir zum Geschenk...



Höllenhundspitze-Ostkante
Im Hintergrund: Blick durch die hintere Gansscharte nach der Steinschleuder und Basteibrücke
Orig.-Aufn.: Lothar Wetzel, Dresden A 19

Höllenhundspitze-Ostkante. Rudolf Scheibner (SBB-Jugend)

Ein donnernder Gongschlag zerreißt die Luft, das Kreischen der Sägen und Schlagen der Hämmer ist mit einem Male verstummt. Feierabend, Sonnabend, Wochenende, das „Sechstagerennen“ ist aus, wie wir immer scherzvoll sagen. Schnell reinige ich mein Werkzeug, gehe in die Baubude und ziehe mich um. Nehme meine Tasche, schwinde mich aufs Rad, und eilends geht es nach Hause. Das Essen steht schon bereit. Der Rucksack ist am Vorabend gepackt, nur die große Provianttrommel kommt noch oben drauf. Ich ziehe meine „Ledernen“ und die Nagelschube an. Gerade bin ich fertig, als Bergfreund Rudi unten Sturm läutet. Schnell wird der Rucksack aufgebuckt, und immer gleich zwei Stufen nehmend, springe ich die Treppe hinunter. Unten schnalle ich ihn auf das Rad, und schon rollen wir ab in die Berge. Nach einstündiger Fahrt haben wir Pirna erreicht. Nun geht es auf dem Radfahrweg, im Elbtal entlang nach Rathen. Noch eine halbe Stunde haben wir zu tun, dann sind wir da. Die Räder werden eingestellt, und schon strampeln wir, mit der „Veere“ auf dem Rücken, zur Überfahre. Festen Schrittes ziehen wir durch den Amfelgrund. Am See biegen wir links ab, stapfen den steilen Pfad, der einer Sandwüste gleicht, den Raabergrund hinauf. Bald stehen wir am Kletterpfade, einer von Bergsteigern geschaffenen Stufenleiter, die den Aufstieg über einen Sandhang erleichtert. Noch heute soll die Ostkante des Höllenhundes unser werden. Oben werfen wir die Rucksäcke ab. Eine kurze Rast, dann ziehen wir uns um. Der Blick schweift noch einmal zur Kante. Durch breiten Kamin geht es mit geschultertem Seil zum eigentlichen Anstieg. Hier binde ich mich in das eine Seilende ein und übergebe es Rudi, der es sichernd über die Schulter nimmt. „Berg Heil!“ Nun steige ich los und überwinde mit Leichtigkeit die wenigen Meter bis zur Kante. Jetzt heißt es aufpassen. Nicht alles ist so fest wie

es aussieht, und unser grauer Freund muß etwas vorsichtig angepackt werden. Im Spreihschritt gehe ich um die Kante, hier sind wohl Griff und Tritt, aber alles brüchig. Dann einige Meter links, wieder rechts, und ich stehe an der Ringöse. Die erste Nachholstelle. Hier ist allerdings kein gutes Stehen, ein schräg nach unten abfallendes, schmales Band gibt mir für die Füße Halt. Ich schnappe einen Karabiner mit Seilschlinge ein und nehme die Sicherung auf. „Nachkommen, Rudi!“ Gleichmäßig ziehe ich das Seil über die Schulter ein. Immer sicher tretend, Stück für Stück unter die Augen nehmend, schiebt er sich zu mir herauf. Nur noch einige Meter trennen ihn von der Ose. Da geschieht es plötzlich, daß er ein ausgebrochenes Stück Fels in der Hand hält und lachend zu sich steckt. Weiter steigt er, trotz des kleinen Vorfalles, und steht gleich darauf neben mir. Während Rudi sich einbindet, gilt mein Blick dem weiteren Verlauf des Weges. Ein kurzer Wortaustausch. Nun quere ich links, setze das linke Bein hoch, drücke durch und habe ein prächtiges Pfund für beide Hände. Noch bin ich nicht am sicheren Ort, und langsam schiebe ich den Körper höher und höher. Über mir sehe ich einen stark aus der Wand hervortretenden Zacken, bis dorthin geht es auf ziemlich guter Reibung. Vier Meter unter mir mein Seilgefährte. Eine Seilschlinge doppelt um den Zacken gelegt, der Karabiner wird eingeschnappt, und ich hole Rudi nach. Ihm bekommt das lange Stehen auf dem schrägen Band auch nicht. Jetzt heißt es den nun folgenden Überhang rechts umgehen. Weit lehne ich mich hinaus, durch gutes Ausbalancieren und ein wenig Technik gelingt es. Drüben trete ich mit der Fußspitze in einen freien, von oben kommenden Nist, stemme das andere Bein gegen eine scharfe Kante und ziehe mich langsam darüber hinweg. Ich stehe auf freier Wand. Sechs Meter trennen mich noch vom zweiten Ring. Noch einmal alles auf eine Karte setzen. Technik im größten Maße fordert dieses Stück Reibungskletterei. Endlich am Ring, hinsehen und ausruben, um die schon sehr beanspruchten Beine zu entlasten. Welch ein prachtvoller Blick bietet sich von hier. Meine Augen kreisen in der Runde. Im strahlenden Sonnenlicht wogt das Korn, leise vom Wind getrieben, hin und her. Vor mir der Talwächter und rechts davon der Lilienstein mit seinem wolkenbedeckten Haupt. Duster und fast im Dunstschleier verschwimmend, reckt der Rosenbergschein hohes Massiv am Horizont in die Landschaft. Welch eine Fülle von Farben, das Auge saugt sie mit all ihrer Schönheit in sich auf. Wie ein silbernes Band, gleichend im Gegenlicht, durchzieht die Elbe die Felsengegend. Ein schwarzer Wurm schiebt sich langsam, eine schier endlose Kette eines Güterzuges, durch das Elbtal. „Einziehen!“ Der Ruf von Rudi reißt mich aus dem Traum in die Gegenwart zurück. Gleichmäßig steigt er, trotz der Schwierigkeit des Weges, zu mir herauf. Als er am Ring sitzt, genießt auch er den herrlichen Rundblick. Noch trennt uns der große Überhang vom Berggipfel. Rudi bindet sich in etwa zwei Meter Seil zur Selbstsicherung, hängt es in den Karabiner ein und ist fertig. Dieses folgende Stück sollte für mich die schwerste, sozusagen Schlüsselstelle werden. Mit Unterstützung gehe ich den Überhang an, trete links und bringe den Fuß in sicheren Stand. Nun aber muß ich durchstüßen, was nach einem solchen anstrengenden Weg etwas heißt. Abgewiesen, vom Baumann zurück und ausruben. Ich verständige meinen Sicherungsmann, das jetzt aufgepaßt werden muß, denn jeder unüberlegte Tritt bringt einen Sturz. Ein weiterer Angriff. „Fertig“, klingt es unter mir. Wieder gut antreten, durchdrücken, aber nur halb gelingt es. Vorsichtig lege ich das Knie an den Fels. Da höre ich, wie Rudi sagt: „Wenn du das Knie nimmst, hole ich dich runter!“ Da erwacht in mir das Bewußtsein, daß man sportlich und ehrlich im Fels sein muß. Ein letzter Kraft- und Energieaufwand, weiß ich doch einmal festen Stand suchen, den Körper im Gleichgewicht haltend, weit verschoben, das rechte Bein anziehen, die Arme durchstüßen, und ich habe es geschafft. Rudi bekommt ein wenig Seilunterstützung und bockt gleich darauf neben mir auf dem Berggipfel. Er nimmt die Sicherung wieder auf. Ich lasse mich über den Vor- und Hauptgipfel trennenden Spalt fallen, trete mit dem rechten Fuß hinüber und ziehe langsam den ganzen Körper nach, steige wieder zur Kante und mußte den nun folgenden Überhang mit Unterstützung nehmen, um den Gipfel zu erreichen. Da ich aber einen Sturz verhindern will, umgehe ich das schwierige Stück Reibungskletterei. Bald sitze

ich auf dem Hauptgipfel der Höllenbundspitze, binde mich in den Ring und lasse Rudi nachkommen. Jetzt steht er neben mir. Wir reichen uns die Hände. „Berg Heil“, klingt es aus unserem Munde. Groß und feierlich leuchten die Augen, wieder Gipfelrausch und Gipfelglück. Alle Felsen ringsum sind wie in dunkles Grau getaucht. Wie ein Bann ruht es über den Bergen, in den nur der eingeweiht wird, der ihr ewiges Schweigen auf allen Felsfahrten kennengelernt und begreift. Die Sonne geht unter. Ein Blick von unvergleichlicher Schönheit läßt uns den dahinscheidenden Tag genießen. Fern dem Pulsschlag der Großstadt erleben wir den gewaltigen Kampf in der Natur, den Kampf zwischen Tag und Nacht. Wir seilen ab und packen unsere Sachen ein. Im verblässhenden Blau des Himmels geht der Tag zur Neige. Die Abenddämmerung und mit ihr der Abendfrieden ziehen in das Tal ein. Hurtig stapfen wir unserer Hütte zu. Bald schließt der Schlaf unsere wonnetrunkenen Augen und wird sie nicht eher öffnen, als bis die Sonne ihr erstes Licht über die heimatliche Bergwelt ergießt . . .

Gipfelglück. Walter Meding

Es blüht der Fingerhut im Tal,
hier und dort ein Fleckchen Heide,
Morgentau glitzert im Sonnenstrahl,
dies alles macht uns Freude.
Wenn Freude und Mut das Herz beschwingen,
gibt es kein Zögern und Zagen,
wir wollen den herrlichen Felsen erringen,
im Kampfe mit den Gefahren.

Wir reichen uns auf dem Gipfel die Hand,
grüßend nach alter Sitte,
dabei sind uns die Augen so blank
von reinem Gipfelglücke.
Schauen sinnend des Sommers Pracht,
hier steh'n wir mitten drinnen,
was uralter Zeiten göttliche Macht,
in Liedern läßt erklingen.

Von gold'ner Abendsonne umspinnen,
die alles so weich und feierlich stimmt,
haben wir den letzten Gipfel erklimmen,
eh' es auf den Heimweg ging.
Und Heim, in des grauen Alltagsstunden,
denken wir gerne daran zurück,
wie wir am Fels mit dem Seile verbunden
errangen das Gipfelglück.

Höllenhundspitze-Westwand mit Hindernissen. Heinz Weinhold

Schon wenn im Fehrmann VII mit der Bemerkung „anstrengend“ steht, geht man mit etwas gemischten Gefühlen an den Anstieg. Wenn sich dann aber noch ein anderes Hindernis in den Weg stellt, dem man in der Wand unmöglich ausweichen kann, so ist es nicht gerade ermutigend. Doch alles kam so. An einem schönen Sonnabend standen wir, mein Bergfreund Hellmut und ich, nach glücklich beendeterm Sechstagerrennen, am Anstieg der Höllenhund-Westwand. Nach kurzer Rast und Befriedigung des Raubtieres in uns stieg ich ein in den Riß, der uns auf die schöne, fest noch sonnenüberflutete Westwand führen sollte. Doch was war das nur, immer summte etwas um mich herum. Leider konnte ich dem Summen jetzt keine Aufmerksamkeit schenken, verlangte doch der Riß jetzt gerade Einsehen des Ganzen. Schnaufend und schwitzend habe ich eine erweiterte Stelle im Riß erreicht, sie dient mir als willkommener Ruhepunkt. Ein Seilschlinge wird sicher im Riß untergebracht. Da ruft mein Freund von unten herauf: „Was schwirrt bloß immer um deinen Kopf herum, das wird doch immer toller!“ Bei näherem Hinschauen und Beobachten der immer wilder umhersummenden Insekten muß ich eine nicht gerade vertrauenerweckende Feststellung machen: Es sind Bienen, richtige Bienen, keine Wespen. Nun sehe ich auch, daß der Weiterweg dicht von den in diesem Falle unbeliebten Insekten besetzt ist. Mein Bergfreund ist bestimmt auch ein wenig erschrocken über diese Feststellung, denn er fragte gleich, ob ich weitersteigen will. „Natürlich versuche ich es“; langsam schiebe ich mich im Riß weiter, bald wird er überhängend, nach recht hinaus in die Wand muß ich spreizen, das ist aber leicht gesagt. Es ist ohnehin schon nicht ganz einfach, da Griff und Tritt spärlich sind, auf den besten Griffen sitzen Bienen. Sie sonnen sich wahrscheinlich nach des Tages emsiger Arbeit im warmen Abendsonnenschein. Zuerst will ich sie wegblasen, doch davon nehmen sie keine Notiz, mit der Hand verschrecken getraue ich mir nicht recht, um sie nicht rebellisch zu machen. Schließlich versuche ich es mit gutem Zureden, doch auch das ist erfolglos. Zurück den schweren Riß möchte ich auch nicht steigen, und zum Abseilen bot sich von hier aus keine Gelegenheit. In dieser Stellung kann ich jedoch nicht mehr klemmen, also weiter. Vorsichtig fasse ich knapp neben den Bienen einen Griff, schwinde mich hinaus aus dem Riß, finde Stand auf schmalem kurzem Band kurz unter der Sicherungöse. Die Bienen sind dreist geworden, ungeniert laufen sie mir über die Hände, schwärmen mir um den Kopf, im Haar fühle ich sie, mir wird es wirklich etwas ängstlich zumute.

Wenn sie nun stehen, ob ich mich noch halten kann, wenn es schmerzt? Woher kann ich jetzt Hilfe bekommen? Von irgendwas, und zurück unmöglich, zu schwer war das hinter mir liegende Stück. Noch einmal hoch setzen und an mit Bienen besetzten Griffen anziehen, da stehe ich an der Öse und sehe die Bestimmung. In einem tiefen, großen Felsloch bewegt sich ein dichter Bienenschwarm um eine Wabe. Er schwirrt und brummt wie toll, schnell, doch vorsichtig hänge ich den Karabiner mit Schlinge ein, steige wieder ein Stück zurück, um aus der gefährlichen Zone zu kommen. Nun wird Hellmut nachgeholt. Abseilen kann ich auch von hier nicht, wir werden uns schon durchbeißen. Ein kleines Abenteuer, Höllenhund-Westwand mit „Hindernissen“. Hellmut ist auch ganz dabei. Bei mir angekommen, steigt er noch bis zur Öse, um sich einzuhängen, ein Blick in das natürliche Bienenhaus läßt ihn nicht minder erschrecken, doch ich habe mich nun ein wenig daran gewöhnt. Bald haben wir die Schlinge gewechselt, und weiter klettere ich. Überhängend, kleingriffig, brüchig und bienenumschwärmt, so sind die nun folgenden Meter. Es ist noch eine harte Nuß, der Querweg nach links zur Kante. Doch geschafft haben wir es. Auf der Schulter kommt Hellmut erst nach, auch ihn ließen die Bienen unverfehrt. Nun waren wir beide froh und glücklich, ja, wir freuten uns doppelt über den Sieg, war es doch ein Weg mit ganz ungewohnten Hindernissen. Einsam und verlassen, von den letzten Strahlen der Sonne beschienen, halten wir bald Gipfelrast. Noch einmal zieht das soeben Erlebte in uns vorüber, dann hängt jeder seinen eigenen Gedanken nach. Erst als die Sonne als roter Glutball hinter der Berglinie verschwunden und die bizarren

Felsgestalten langsam im fahlen Dämmerlicht einschlummern, schweben wir leise und schnell zur Schwarte. Noch einen Blick auf die Westwand, abschreckend, fast drohend steht sie jetzt in der Dunkelheit auf uns hernieder. Oben an der Öse hat das Schwärmen aufgehört, auch die Bienen haben sich zur Ruhe begeben.

Nacht ist's. Wieder stehe ich am Fels; die Bienen schwärmen ganz toll um mich, auch komme ich so schwer vorwärts, als wäre ich irgendwie beschwert. Da plötzlich sticht's mich ganz gemein hinten. Blißschnell fahre ich hoch, rammele mit dem Kopf gegen das niedrige Hüttdach, und sämtliche Bienen sind verschwunden. Doch bald summt es wieder ganz eintönig. Ich schlafe und träume von Bienen.

Schmetterlinge umgaukeln mich. Hans Gebler

Zu der fröhlichen, sonnenbestrahlten Sommerzeit gehören die bunten Falter, die uns umgaukeln. Sie gleichen Träumen genossenen Glückes, leichtbeschwingten, beiteren, seeligen Stunden, die ein täppisches Schicksal unbarmherzig über Nacht auslöscht.

Lag ich da im Sonnenglanze auf steiler Halde. Hinter mir wucherten sich die Grauen von Wetterern zerfressenen und ausgewaschenen Sandsteinwände wie finstere Cyclopedenburgen, Wälder, dunkel und schwer, quollen aus den Tiefen, um mich herum aber war ein Blütengarten, so zauberhaft und keusch, als hätte der liebe Herrgott in dieser Felseneinsamkeit sich ein „Wochenendgärtchen“ geschaffen, um nach den sechs Tagen anstrengender Welterschöpfungsarbeit sich hier am siebenten so recht zufrieden ausruhen zu können. Farbenleuchtend wiegte auf hohen Stengeln sich der Fingerhut, unzählige duftige Glöcklein in rot, rosa und weiß, die leise im Winde läuteten, daß es wie fernes Harfenspiel klang, wenn die laue Luft über die Halde strich. Johanniswedel säckelten dazwischen wie unendlich zarte Porzellanleuchter, und breitspurig wölbte der Edelfarn seine Grotten über festiges Getrümmer, dessen Spalten der wilde Rosmarin umfoste. Und über diese ganze lachende Schönheit gaukelten Schmetterlinge. Schwalbenschwänze, lichtglänzend gefärbt mit weißen Bordüren an den dunklen Rändern, so semmerlich beiter in ihrem duftigen Gewande wie die jungen Mädchen, die tief drunten im Tal auf bequemen Wegen ihre farbenfrohen Sommerkleider zur Schau tragen. Sie fliegen von Blüte zu Blüte, um leise erbebend und mit den Schwingen wuckend daran zu nippen, und wenn ich dem Spiel zuschaue, so muß ich an leicht geschwellte Lippen denken, die sich scheu und beschämt zum ersten Kuß entgegenstrecken. Auch dieser ist ein Geschenk, dessen Seligkeit man nur auf flüchtige Sekunden auskosten darf, wie der bunte Falter stirbt, wenn man ihn auch noch so bebutsam aus seiner Sonnenfreude beimträgt in den Alltag des menschlichen Raumes.

Es gibt Menschen, die Schmetterlinge mit Alkohol töten, auf lange Nadeln spießen und in Lampferbestreute Glaskästen etikettieren und aufbewahren. Man nennt sie Schmetterlingsammler, und doch sind sie Frevler an der Anmut der Schöpfung. Mir flog ein Falter zu in einer regen-schweren Sommernacht. Dumpf trommelte er einige Male gegen den Lampenschirm, um dann mit bebenden, nassen Flügeln ermattet sich niederzulassen auf meiner warmen Hand. Es war ein Nachtpfauenauge, kostbar in seiner Farbbezeichnung, und die dunkelumschatteten Flecken auf den Flügeln schienen mir Augen, die mich traumverloren, fragend anschauten. Und ein Bild ward wach in der nächtlichen Einsamkeit des Zimmers ein Erinnerung an zwei ebensolche traumumschattete Augen, an eine zarte dunkle Mädchengestalt, die bebend vor Erregung in meinen Armen ruhte und fragend zu mir aufblickte wie dieser Falter: was nun? Und so sanft und bebutsam wie ich mit jenem schlanken Menschengeschöpfe umging, trug ich den Ermatteten zu der duftenden Blüte einer im Zimmer stehenden Clivia. Falter bringen Glück, und ich wollte so gern das Glück fangen! In dem goldroten Kelch der weitgeöffneten Blüte versank dieses müde Traumgebilde, und mir war so festlich froh zu Mute, als wäre nun ein langgebeugter Traum zum Leben erwacht.

Zwei Tage war das Zimmer besetzt von einer luftgeborenen Beschwingtheit. Die Blüte und der Falter schienen Eins geworden zu sein ein stilles, verschwiegenes Glück erfüllte den toten Raum, so wie draußen auf der sonnigen Halde der bebende Falter an den Fingerhutglocken die ganze Sommereligkeit verkörpert.

Am dritten Morgen regte sich der Falter nicht mehr. Mit gefalteten Flügeln, gleichsam betend, war er in den ewigen Sommer hinübergegangen. Unter den Staubsäden, die ihn golden bedeckten, träumte er von einem Sonnenstrahlen, das nicht mehr diese Welt gebar. Ein Gleichnis alles vergänglichlichen kurzen Glückes auf Erden.

Und ein Wolken Schatten huschte gespenstisch über die Halde. Das feine Harfen verstummte, das Gaukelspiel der bunten Falter war weggeblasen. Mich fröstelte plötzlich, trotzdem ein warmer Sommertag war, und es schien mir, als wäre ich um viele Jahre älter geworden und muder.

Bergkameradschaft. Fritz Preiß. Pirna

1930. Klein war die Zahl der Bergfreunde, die noch Arbeit und Verdienst hatten. Auch ich war schon über ein Jahr zum Nichtstun gezwungen, und längst hatten wir Bergsteiger zum Fahrrad greifen müssen, um allsonntäglich mit unseren dimensionalen Rucksäcken in die Berge zu fahren. Jetzt, in Anbetracht der zur Verfügung stehenden unbeschränkten Freizeit, in die Alpen fahren können, in die Viertausender, die des Wetters wegen oft lange belagert werden müssen. Dieses Stichwort fiel an einem Frühlingstage, als wir nach froher Kletterfahrt faul im Grase lagen. Dorle, stets bereit, wenn es gilt, mir eine Freude zu bereiten, greift es auf und stellt die Frage nach den möglichen Kosten. Und ein Traum wurde Wirklichkeit nach monatelangem Sparen und Planemachen verabschiedete ich mich von Dorle, um den Basler D-Zug zu besteigen und in die Schweiz zu fahren. Es wurde keine frischfröhliche Ferienfahrt, ich hungerte mich recht und schlecht durch, und das Rückfahrgeld mußte inzwischen erst von Dorle erarbeitet werden. Als ich dann auf dem sonnigen Gipfel meines ersten Viertausenders, der Zermatter Breithorn, und zwei Tage später auf dem schneesturmumtosten Gipfel des Matterhorn stehen durfte, schweiften meine Gedanken nach der Heimat, wo ich eine Kameradin wußte, die im lärmgefüllten Fabrikfaal für mich schuftete, damit ich diese Herrlichkeiten schauen und erleben konnte. Mit einem Sträußchen wohlbehütetem Edelweiß stand ich dann nach beendeter Bergfahrt am Fabriktor, um meiner Dorle für ihre bergkameradschaftliche Tat, die wohl ibresgleichen sucht, zu danken.

* * *

Im Deutschland Adolf Hitler's konnte auch ich wieder meinem Beruf nachgehen, und so fand uns das Jahr 1937 endlich gemeinschaftlich auf großer Fahrt in den Westalpen. Seit Kanda standen wir schon erwartungsvoll auf der Plattform des Wagens, obwohl ich wußte, daß das Matterhorn erst kurz vor Zermatt sichtbar wird. Nie hatte ich geglaubt, noch einmal ins Visper Tal zu kommen. Stumm fanden sich unsere Hände, als dann der Berg der Berge mit webender Wolkenfabne auf uns herabsah. Mit unserm Klubfreund Popel hatten wir bald einen Zeltplatz, wenn auch unmittelbar an der Kirchhofsmauer, gefunden. Dorle, die das Horn mit besteigen wollte, war nun doch etwas kleinlaut geworden. Das waren nicht die behäbigen Formen eines Mont Blanc, wo sie sich vor Tagen so tapfer mit hinaufgekämpft hatte. Das war ein gewaltiger, in den Himmel ragender Felsblock, an dessen Flanken das Auge keinen Ruhepunkt findet. Doch ich zweifelte nicht an ihrer Fähigkeit und Ausdauer. In der Hörnlibütte hatten sich als Folge des Schlechtwetters der letzten Tage viele Partien angesammelt, so daß wir nebenan im Belvedere unterkommen mußten. Wenig später trafen, freudig begrüßt, zwei Pirnaer Bergfreunde ein, von denen wir wußten, daß sie mit dem Fahrrad unterwegs waren. Am Morgen verließ Dorle und ich fertig angeseilt das Haus, um den Kampf mit dem Matterhorn aufzunehmen. Popel, der bei der 4000-m-Grenze am Mont Blanc Schwierigkeiten hatte, wollte uns nicht behindern und blieb schweren



Im Bergraum (Matterhorn)
Nach einem Gemälde von Hanns Herzing

Herzens zurück. Ich glaubte, daß schon alles unterwegs sei, doch wie wir die nicht leichten, versteinerten Einstiegsfelsen hinter uns hatten, horchten wir angestrengt nach oben, aber nichts war zu hören. Das nun folgende horizontale Stück verließen wir offenbar zu zeitig, denn wir gerieten in einen regelrechten Scherbelhaufen. Der Fels war schlecht gangbar und mit Geröll bedeckt, so daß wir äußerst vorsichtig sein mußten, um nicht mit dem langsam in der Tiefe sichtbar werdenden Furgglerscher Bekanntschaft zu machen. Wie wir dann ins große Coloir hineinsehen konnten, lauschten wir nochmals, aber nichts war zu hören und auch kein Lichtschein war zu sehen. Ich konnte mir nicht denken, warum bei diesem Wetter niemand aufgestiegen war. Der Himmel war klar, aber unter uns brodelte das Wolkenmeer. Wir beratschlagten und kehrten schließlich wieder um. In den Einstiegsfelsen trafen wir unsere beiden Bergfreunde aus der Heimat. Ich machte ihnen klar, daß ein zwingender Grund vorliegen mußte, wenn keine der zahlreichen Führerpartien aufgestiegen ist. Wir saßen dann noch einige Zeit in den Felsen herum und versuchten mit Humor über die Situation hinwegzukommen. Dann stiegen wir gemeinsam ab. Der Hüttenwart bejahte meine Frage, ob wirklich niemand aufgestiegen sei und sagte, daß der Wettereinbruch alle halb' Stund' losgehen könne. In der wichtigen Frage der Wetterbeurteilung haben wir sächsischen Bergsteiger eben leider keine Erfahrung. Nun waren wir doch froh, umgekehrt zu sein. Auch Popel war es sicher nicht unlieb, daß wir dann alle miteinander durch den inzwischen tatsächlich eingefallenen Nebel und Regen wieder dem Tale zustrebten. Oberhalb Zmutt ging ich mit Popel auf Edelweißsuche, und es war ein ganz ansehnliches Sträußchen, das ich Dorle als Anerkennung für ihren Schneid in die Hand drücken konnte.

Wenn ich auch Dorle nicht auf den Gipfel des Hornes führen konnte, so bin ich mir doch gewiß, daß wir wiederkommen werden, denn nie werden wir die Sehnsucht nach diesem unvergleichlichen Berg aus unseren Herzen auslöschten können.

Das Atelier über den Wolken. A. Heueck über unseren Bergkameraden Kunstmaler Hanns Herzing in „Zeitberichte“ Carl Otto Hamann, Berlin SW 68

Eine der eigenartigsten Erscheinungen in der deutschen Künstlerwelt ist der Dresdner Maler Hanns Herzing, der alljährlich im Frühjahr zu einer Expedition in die Eisregionen der Westalpen aufbricht, wo er den Sommer hindurch unter den größten Strapazen seiner künstlerischen Arbeit nachgeht.

Ein gewitterschwüler Sommertag. Dunkle Wetterwolken kriechen die Wände des Più Palù hinauf, ballen drohend ihre Häute, grollen und donnern und schicken flammende Blitze um den Felsgrat. Ein pfeifender Wind kommt auf, ringt mit den Wettertannen, daß sie sich ächzend biegen, und rüttelt wütend an einer Malerstaffelei, die im Fels fest verankert steht. Und der Mann, der davor seinen Pinsel führt, prüft nochmals die Seile, ob sie auch stark genug sind, den Elementen zu trotzen, er zieht seine pelzgefütterte Sturmhaube tiefer ins Gesicht und hält den gewaltigen Aufruhr der Natur in raschen Pinselstrichen fest. Erst wenn die Finger klamm werden vor Kälte und ein schwerer Schneesturm ein Arbeiten unmöglich macht, packt er mit Hilfe seiner Begleiter das Malgerät zusammen und kriecht ins Zelt.

Wer ist dieser seltsame Maler, der auf den höchsten Regionen der Berge sein Atelier aufgeschlagen hat und in Wind und Wetter seiner Kunst nachgeht? In den Dörfern der Walliser Alpen, des Tessins und des Graubündner Landes kennen sie ihn alle, den Künstler Hanns Herzing aus Dresden. Jedes Jahr, wenn der Krotus auf den Matten blüht und die Bergsteiger sich zu neuen Gipfelsfahrten rüsten, gibt es in der sächsischen Landeshauptstadt ein herzlich Abschiednehmen. Der Kraftwagen, der zugleich als Schlafkoje während der Reise dient, nimmt all die Siebensachen auf, die ein malender Hochtourist, der für mehrere Monate sein Atelier über den Wolken aufschlägt, benötigt. Diese „Siebensachen“ bestehen aus nicht weniger als 332 Einzelheiten, von der Firnisflasche angefangen bis zu den Sperrholzplatten, der sturmsicher konstruierten Staffelei, dem Kletterseil und Eispickel.

Wenn man das Dresdner Atelier des Kunstmalers Hanns Herzing besucht, dann glaubt man sich in jene erhabene Welt versetzt, die mit ihren ewigen Firnen, dräuenden Wolken und himmelhoch ragenden Felsriesen eine gewaltige, eigene Sprache redet und die nur der versteht und die sich nur dem erschließt, der als Wahrheitsjünger in ihre letzten Geheimnisse einzudringen vermag. Wobin man in diesem Winterquartier auch blickt — Bild reiht sich an Bild, und jedes dieser, von wuchtiger Klarheit erfüllten Gemälde, die die erschütternde Wildheit und Urhaftigkeit der Westalpen von einem Standpunkt zeigen, den sonst nur der Gipfelbewinger kennt, ist nicht im geheizten Atelier entstanden, sondern vom Anfang an bis zur Vollendung im heiligen Reich der granitenen Riesen auf Höhen von 3000 bis 4000 Meter. Ein Einsiedler, ein Robinson der Berge, hat sie gemalt, der einen Sommer lang freiwillig die stärksten Strapazen auf sich nimmt, um den Menschen des zivilisierten Alltags das ergreifende Erlebnis von Bergtraum und Gipfelblick in fatten Farben nacherzählen zu können.

Die Alpler schätzen und verehren Hanns Herzing, als wenn er einer der ihren wäre. Jeder Bergführer und Träger in Zermatt oder Pontresina rechnet es sich zur Ehre an, wenn er sich Mitglied seiner Expedition nennen kann. Denn es ist eine Expedition, die den Dresdner Maler alljährlich im Sommer auf die schwindelnden Höhen führt und mit ihm von Gipfel zu Gipfel wandert. Da traben hochbepackte Maulesel den schmalen Saumpfad entlang, kräftige Männer schleppen auf ihrem Rücken das empfindliche Malzeug, erfahrene Kletterer spüren den besten Standpunkt aus und sorgen an gefährlichen Stellen, etwa über gähnendem Abgrund oder auf brüchigem Gletscher, für die Sicherheit der Teilnehmer. In Hitze und Kälte, in Sturm und Schnee geht Hanns Herzing seiner künstlerischen Arbeit nach. „Manchmal stehe ich auf Stieren



Matterhorn

ein Sehnsuchtsbild und Symbol des naturverbundenen Bergsteigers, trotzig aufragend in reine Höhen, gewaltig und majestätisch, ein Bergwunder der Welt!

Nach einem Gemälde von Hanns Herzing

oder Schneereifen“, erzählt er uns, „um nicht im tiefen Neuschnee zu versinken. Ein weicher Daunenmantel und Fellschube schützen mich vor allzu starkem Frost, der oft nach größten Hitzegraden unvermittelt eintritt. Auf einer Gummimatraxe im windsicheren Schlaffack verbringe ich die Nacht, die für mich dort oben mit dem Aufgang der Sonne endet. An kühlen Tagen halte ich die Farbtuben in der Hosentasche warm, sonst hilft mir eine heizbare Palette über die Gefahr hinweg, daß bei höheren Kältegraden die Ölfarben zähflüssig und unbrauchbar werden.“

Hanns Herzing erzählt das alles, als ob es die einfachste Sache der Welt wäre, auf himmelragenden Gipfeln Bilder zu malen. Dabei erfährt man nur so nebenbei, daß schon so manche wertvolle Gemälde, die unter den größten Schwierigkeiten entstanden sind, von einem plötzlichen Windstoß bergab gefegt wurden, daß einmal ein Steinwurf seine Staffelei zertrümmerte und er selbst durch einen unglücklichen Zufall in eine Gletscherspalte stürzte, wobei er verhältnismäßig glimpflich davongekommen war. Bei der Besteigung des Più Languard brach vor ein paar Jahren ein Begleiter im heftigen Schneegestöber erschöpft zusammen und konnte nur unter unsäglichen Mühen bis zur nächsten Hütte geschleppt werden. Als der Künstler noch auf Leinwand malte, mußte er während eines Abtransportes von fertigen Bildern erleben, daß ihm ein losgelöster Stein acht Gemälde hintereinander durchlöcherte. Auch über manche wundersame Naturerscheinungen in seinem „Atelier über den Wolken“ weiß der Maler zu berichten. So scheint oft ein ganzer Berg elektrisch geladen zu sein, Funken schlagen vom Fels zum Eispickel über oder sie sprühen aus den Fingerspitzen und laufen in kleinen blauen Flämmchen um das Bild auf der Staffelei wie geheimnisvolles Elmsfeuer auf 4000 Meter Höhe.

Wie oft Hanns Herzog schon das Matterhorn, den Piz Palu, die Berninagruppe, den Mont Blanc, den Eiger und wie die stolzen Ketten der Westalpen alle heißen mögen, gemalt, das weiß er selbst nicht anzugeben. Hundertmal mag er schon die charakteristische Gestalt des Matterberns verewigt haben, aber immer wieder zeigte sich ihm dieser Berg anders, schenkte ihm ein stets neues gewaltiges Erlebnis. Nie aber hat er ein Bild im geschlossenen Atelier vollendet, nein, vom ersten bis zum letzten Pinselstrich stand ihm die erhabene Natur der Urwelt Modell, deren Interpret er ist und ewig bleiben wird, solange seine Hand sich zum künstlerischen Schaffen regt.

Nanga Parbat. Friedrich K. Benndorf

(Zum Gedächtnis des 15. Juni 1937)

**Thronende Berge der Erde — der Alpen, der Anden, des Atlas,
Kaukasus, Hindukusch, — oberster Thron Himalaja!
,Göttinmutter der Welt': Gaurisankar, strahlenden Hauptes, —
Nanga Parbat, Achttausender Gipfel — ,Gipfel des Glückes'!
Gletscherumgürteter Riese, eiswandgepanzelter,
hochherrlich leuchtend in lächelnder Bläue des Äthers,
drohend mit graufigem Steilsturz granitener Felsengefälle,
schreckend als wolkenumfinsteter, wild von Orkanen gepeitschter:
Nanga Parbat — du wiesest zurück die verwegenen Stürmer,
die sich aus Deutschland genah, dich zu erobern gewagt.
Halt! entgondonnerte ihnen gewaltiger Berggott,
ließ eine Eismauer bersten, stieß das Lawinengegäm
dröhnend hinunter aufs Lager der arglos zeltenden Männer,
alle verschüttend, alle begrabend unter den Blöcken.**

**Nacht war — Mitternachtsstille des Juni, erhabene.
Ewiger Ruhm sternblüht den Helden am Berge.**



Der Berg ist ernst. K. W. Streit

Der Berg ist ernst,
im Himmelslied ein wuchtiger Distant;
und wenn du dich ihm noch so sehr entfernst,
sein hohes Gleichnis übermannt.

Der Berg ist ernst,
und Blitz und Sonne lodern um ihn loh.
Wenn du mit Sehnsucht deinen Traum besternst,
nur in der Sehnsucht glüht er froh.

Der Berg ist ernst,
und in der Menschen Schicksal greift er ein.
Doch wenn du seine herbe Sprache lernst,
hörst du die Ewigkeit im Stein.

Tage auf Capri. Hans Nigsche

Golden strahlte die Sonne am tiefblauen, wolkenlosen Himmel, als wir Neapel auf einem kleinen Frachtdampfer verließen. Frisch und munter wie die Brise, welche uns entgegenwehte, war auch unsere Laune, und hoch schlugen die Wellen des Meeres und der Stimmung. Auch schaukelte unser Kahn mächtig, nicht ohne Wirkung auf den Magen. Der Gesang verstummte bald ganz, nicht Töne, sondern andere Elemente quollen hervor. An der Keling lehnd, eiferten wir dem Besuch nach, doch gütig spülte die nächste Sturzwelle unsere „Schande“ über Bord. Alles ist vergänglich, und wieder festen Boden unter den Füßen fühlend, wurde uns wohler.

Packend war das Hafenbild, malerisch spiegelten sich die zusammengedrängten bunten Häuser und die kleinen Fischerboote mit ihren vielfarbigen Segeln im sattblauen Wasser. Viele Stufen stiegen wir hinan, durch duftende, wohlgepflegte Gärten, an niedlichen, eigentümlich eckigen Häusern vorbei, die stark an den Orient erinnerten. Von einer Terrasse, von weinberankten Marmorsäulen umgeben, überschauten wir das herrliche Inselparadies. Ringsum üppige südländische Vegetation, unter uns das blaue Meer und weit drüben Neapel, bewacht von dem Vesuv, über dem eine weiße Rauchfahne grell in der Sonne leuchtete. In einer Osteria stärkten wir unsere geschwächten Mägen durch einige Portionen Spaghetti. Mit ein paar Italienern befreundeten wir uns, und der Wein tat seine Wirkung. Bald hallten deutsche und italienische Weisen, nach den Klängen einer Gitarre, durch den Raum. Staunend lauschten wir dem herrlichen Zener eines einfachen Handwerkers, und begeistert begrüßten wir Arien und Melodien aus bekannten Opern. Zu später Stunde erst beendeten wir diesen köstlichen Abend. Grell beschien der Mond die hellen Fassaden und warf lange Schatten in die schmalen, nächtlich stillen Gassen, in denen hohl unsere Schritte klangen. Noch im Schlafe hörte ich begeisterte Stimmen rufen: Viva Italia, eviva Germania.

Die Sonne weckte uns aus dem Schlafe, und man sah uns bald dem hochgelegenen Orte Anacapri zustreben. Palmen bewegten ihre Blätter leise im Morgenwind und spendeten uns kühlen

Schatten. Daneben lockten Kakteen verführerisch mit ihren Früchten zum Koffen. Dunkelhäutige, schöne Mädchen mit wuchtigen Krügen auf dem Kopfe, sich geschmeidig in den Hüften wiegend, begegneten uns in schmucker, farbenfreudiger neapolitanischer Tracht. Auf der höchsten Erhebung ruhten wir ein wenig und ließen unseren Blick genießerisch über die wundervolle Insel schweifen. Überwältigend war der Anblick. Das herrliche Grün der Blumen wetteiferte mit dem Blau des Golfs und dazwischen die hellen, senkrechten Felsenwände der Küste, die winzigen Häuser wie Blumen auf einer Wiese. Der Weg nach der blauen Grotte führte uns dann durch schattige Olivenhaine. Kastanien, Olivenbeeren, Johannesbrot, Kaktusfrüchte und Apfelsinen genossen wir in Mengen. Einige Stufen, in den senkrechten Fels gehauen, führten uns zur Grotte. Das Eingangslot war höchstens einen Meter groß und jede Welle füllte es aus. Unserer Sachen ledig, ließen wir uns buchstäblich hineinschwimmen. Fauchend klang die Brandung durch die Öffnung und weckte seltsame Geräusche in den Tiefen der Grotte. Allmählich gewöhnten wir uns an das fable Licht, und lautes Echo löste unser Plätschern und Reden aus. Uns nach dem Eingang umsehend, erstrahlte die Grotte in einem wundervollen, unbeschreiblichen Blau, und unsere Körper wirkten in diesem kristallklaren Wasser wie durchsichtig. Lange bewunderten wir die herrliche Naturerscheinung und verließen nicht gern diesen eindrucksvollen, aber doch ein wenig unheimlichen Ort. Ein ausgedehntes Sonnenbad erwärmte unsere Glieder, und die Sonne sank bereits als roter, feuriger Ball ins Meer, als wir durch Obstgärten dem Gasthaus zustrebten. Beim Wein und Erzählen beendeten wir diesen unvergeßlichen Tag.



Blick aus dem Oberreintalboden
Aufn.: H. Weinhold



Aufstieg zur Wankscharte
Aufn.: H. Weinhold

Abend bei Schmilka. Hans Werner Doose

An dem dunkeln Band des abendstillen Stromes
schauen wir aus unserm Zelt.

In dem Tale ist es stille, wie im Innern eines Domes,
nur ein Fisch nach Mücken schnell.

Aus den Weiden kriecht das Dunkel und wir denken
an des Tages Sonnenpracht.

Von den Bergen steigen Schatten zu uns nieder und wir senken
unsre Blicke, es wird Nacht.

Dunkle Wolkenschiffe gleiten auf dem düstern Himmelsmeere
und sie treiben ohne Ruh!

Wohin lenkt der Nachtwind sie, wo fällt ihre Regenschwere?
Keinem Hafen ziehn sie zu.

Est sind Menschen gleich den Wolken, denn sie finden
nirgendwo ein rechtes Ziel.

Müssen immer weiter wandern und kein Herz kann sie sich binden,
sie vergehn im Schicksalspiel.

Schüsselkar Spitze über den Westgrat. Heinz Weinhold

Schon hoch am Himmel steht die Sonne, als ich am anderen Morgen die Zeltwand aufschlage. Frisch und munter springen wir hinaus. Heut' gehts fort von hier, heute abend soll unser Zelt im Oberreintalboden stehen. Viel zu packen gab es nun, alles was nicht unbedingt nötig ist, wird zurückgelassen, und doch bekommen unsere Rucksäcke ein abnormales Gewicht.

Als aber unser Zelt abends im gewaltig schönem Talchluss des Oberreintales steht, haben wir schon alle Strapazen vergessen. Wir sind beide etwas benommen von dem herauschenden Anblick, der sich uns hier oben bietet. Rings um uns hoch in den tiefblauen Himmel ragende Gipfel, alle Kuppen vom letzten Gold der Sonne umspielt. Zwei Sturzbäche brausen wild und schäumend hinab ins Kar, und dort, inmitten alter, hoher Fichtenbäume, steht die bescheidene Oberreintalhitte. Ein unvergeßlich schöner Anblick. Das monotone Rauschen der Sturzbäche ist heute abend unser Schlummerlied.

Luftiges Glockengeläut ruft uns aus gesundem Schlaf hinaus in den strahlenden, schönen Morgen. Friedlich weiden ein paar Bergschafe in der Nähe des Zeltes und rupfen am spärlichen Gras. Oben auf der Hütte herrscht reges Leben, man rüstet zur Bergfahrt. Auch bei uns dauerte es nicht lange. Hans wirft das Seil um die Schulter, ich habe den leichten Rucksack. Eine Viertelstunde gehts noch über Schuttkar, dann steigen wir über schroffes Gelände, von Latschenbüscheln durchwad-sen, höher der Wankscharte zu. Breite Schuttbänder wechseln mit steilen Schneezungen, das Schmelzwasser verlockt zum Trinken. Drückende Hitze lastet schon am zeitigen Morgen auf uns, kein Wunder, wenn wir bald in Versuchung kommen, uns auf den Boden zu legen und das Schmelzwasser zu schlürfen. In der Wankscharte rasten wir und ergözen uns am Blick ins wunderschöne österreichische Land. Uns gegenüber liegt die Hohe Munde. Dahinter reihen sich wieder unzählige Bergspitzen.

Viele erklärt mir Hans, ehe wir in die Kletterstube schlüpfen, und den Westgrat der Schüsselfar-
spitze, der sich gleich neben uns steil und markant empor-schwingt, in Angriff nehmen. Ganz un-
gewöhnlich fest sind die untersten zwei Seillängen. Kleine Überhänge zieren die ohnehin schon
nicht einfache Kante. Ein lustiges Pläckchen habe ich gerade erreicht, als die ersten vierzig Meter
Seil ausgelaufen sind. Mit etwas Raffinesse kann ich eine Seilschlinge unterbringen, nun die
Beine hinter eine eng anliegende Platte verklemmt, und Hans kann nachkommen. Auch er ist
begeistert von der festen, lustigen Kante. Wir denken unwillkürlich an die schönen Kletterkanten
unserer Heimatberge. Nun steigt Hans an mir vorüber. Ein kleiner Überhang, eine Delikatesse
für sich, will behutsam angefaßt werden. Dann läuft das Seil rascher über meine Schulter, ich
folge. Bald legt sich der Grat, und wir können zusammen gehen. Wildzerrissene, tiefe Einschnitte
müssen umklettert werden. Nun sind wir an der Abseilstelle. Zwanzig Meter hinunter, drüben
wieder hinauf und höher und wieder hinunter, so geht es in einem fort. Am Himmel hat sich
unterdessen ein stiller Kampf vollzogen, in dem die Sonne unterlag. In allen Himmelsrichtungen
haben sich dunkle Wolken zusammengeballt. Zuweilen segt ein schneidender Sturm über den Grat.
Die Luft ist gefüllt mit Elektrizität. Mir geht im wahrsten Sinne des Wortes der Hut hoch,
die Haare sträuben sich. Im Seil und in den Kleidern ist ein unheimliches Knistern zu hören.
Wir stehen auf dem Gipfel. Der Sturm jauchzt sein wildes Lied. Nur durch Brüllen können wir
uns ein „Berg-Heil“ zurufen. Der Sturm reißt das Wort vom Munde weg, kaum läßt er uns
atmen. In rasendem Fluge sausen die Wolken über unseren Köpfen hin. Plötzlich fällt's grau
um uns hernieder: „Nebel“! Zurück hasten wir den Grat. Jeden Moment kann das Unwetter
losbrechen. An der ersten zerrissenen Gratstelle fasse ich sichernd das Seil, schnell verschwindet
Hans in einem Kamin. Da steigt ein furchtbares, markdurchdringendes Zischen auf, ein fables
Licht, durch die Glieder reißt ein Krampf. Schwefelgeruch erfüllt die Luft direkt in den Kamin,
in dem Hans soeben verschwand, zischte ein armstarker Feuerstrahl hinunter langsam kommt
mir die Sprache wieder. Von ferne höre ich den widerhallenden Donner. Da ruft Hans noch
etwas bekümmert von unten herauf, eiligst verschwinden wir vom Grat. Der Himmel hat seine
Schleusen geöffnet und ein Gemisch von Schnee, Hagel und Regen prasselt auf uns hernieder.
Eine kleine Vertiefung unterhalb des Grates gewährt uns einigermaßen Schutz vor den tobenden
Elementen. Ein Blis nach dem andern erbellt nun den Himmel und zeichnet für Augenblicke
die Umrisse der fernen Gebirge. Doch dieses Dabocken halten wir nicht lange aus. Gott sei Dank
ist das unheimliche Zischen verstummt. Weiter steigen wir den Grat abwärts, das Gewitter ist
vorüber, doch der Himmel bleibt wolkendüster. Längst sind unsere Kleider durch und durch naß,
und wenn der eiskalte Gratsturm uns entgegenfährt, klappern unsere Zähne hörbar aufeinander.
Nun stehen wir wieder in der Bankswarte. Besser als gedacht, stieg sich der Steilaufschwung zurück.
Unaufhörlich rinnt der Regen. Wie mit Gewichten beschwert hängen unsere Kleider am Körper.
Nun kann es uns nicht mehr stören, nasser können wir nicht werden. Noch zwei Stunden dauert
es, bis wir das schützende Dach der Hütte über uns haben. Am Herd hängen wir die nassen
Kleider und das steife Seil auf. Als die Masse in Franzel Fischers Töpfe abtropft, bekommen wir
einen echt oberbayerischen Fluch zu hören. Doch so schlimm, wie es bei ihm klingt, meint er es gar
nicht. Eine Kanne heißer Tee gibt uns die normale Körperwärme wieder. Dann suchen wir unser
Zelt auf. Alle Lichtstummel verbrennen wir erst, um das Zelt zu heizen, ehe wir zu schlafen
versuchen. Es dauert auch nicht lange, verraten gleichmäßige Atemzüge, manchmal von einem
Schardachton unterbrochen, daß Hans schläft. Ich klappere mit den Zähnen den Takt dazu, schlafen
kann ich nicht. Mich friert in den nassen Kleidern. Draußen trommelt ununterbrochen der Regen
aufs Zeltdach.

Natur und Mensch. Skizze von Herbert Delius

Regenschwere Wolken hängen über den Kuppen des Gebirges, in das eilig fließende Wasser des
Flusses drunten im Tale fallen dicke, schwere Regentropfen; die Fichten des Waldes schütteln
unmutig das rinnende Naß aus ihren Nadeln, die Blütenköpfchen der Wald- und Wiesenblumen
haben sich geschlossen, um so wenigstens sich etwas gegen die Nässe des Himmels schützen zu können.
Vom Waldpfade, der sich die Hänge hinauf durch die Bäume schlängelt, rinnt das Wasser gleich
einem Sturzbad talab, Steine und Erde mit sich reißend. Eine eigenartige Stimmung düsterer
innerer Hemmung legt sich auf die Herzen der beiden Menschenkinder, die mit schweren Rucksäcken
auf dem Rücken durch diese rinnenden Fluten den Weg empor durch den Wald streben. Der eine
von ihnen trägt am Hute das Zeichen eines zünftigen Kletterers; wie sieht heute dieser Hut aus.
die Krempe heruntergeschlagen, und von oben ergießen sich des Himmels Schleusen auf ihn, so daß
von allen Seiten sich das Naß über den Filz ergießt. Die Fahrtenpfeife nur gibt Aufschluß, daß
noch der ganze, ungebrochene Wille einer Persönlichkeit unter dem Hute vorhanden sein muß, denn
lustig, als ginge ihr das regenverhangene Gesicht der Natur nichts an, schickt sie neckig blaue
Rauchwölkchen in die vor Nässe triefende Natur. Doch die Gefährtin, schien sie nicht böse Miene
zu dem bösen Wetter zu machen?, denn ihre Züge zeigten Mißmutsfalten, die der Begleiter
bemerkte, als sie oben auf der Höhe standen, dort, wo sich die Lichtung öffnete
Still, in sich gekehrt, wartete der Mann einige Augenblicke; denn er, der so oft mit wachen und
empfindsamen Augen durch die Schönheiten seiner Heimat gegangen war, ihm stiegen hier an diesem
Platze Bilder auf von der unbeschreiblichen Schönheit und der Pracht des Fernblickes, den er hier
oben so oft erlebte. Ein stilles, wissendes Leuchten lag in seinen Augenwinkeln, als er jetzt zum ersten
Male zu der Fahrtenkameradin sprach, ihr erzählte, daß das Auge von hier oben hinweg über
die Fichten und Tannen weit, weit hinein zu den Bergen und Talern unserer Sudetendeutschen
Brüder blicken könnte, drunten im nebelverhangenen Tale der stille Bergsee mit dem Forstbause
läge, und wie unsagbar feierlich hier oben die Natur zum Menschenkinde sprechen würde. Doch
seine triefende Gefährtin, sie entgegnete nichts, sie fröstelte nur, empfand noch nichts von dem, was
ihr Kamerad von seinem Wunderreiche erzählte; und doch bemerkte er, daß bei seinem Erzählen
ein klein wenig Glanz in die Augen des Mädels gekommen war. Er verstand sie wohl, kam
sie doch mit ihm aus der grauen, düsteren Stadt; er wollte sie in lichte Höhen führen, und nun
war selbst hier oben die Natur mit grauen Wolken und Nebelflecken verhangen, deshalb sagte er
nur: Komm, weiter gehts!
Nach langem, weglosem Steigen tauchten dann vor beiden die Zacken und Wände der Felsen und
dicht daneben, die Hütte auf, die ihnen nun eine trockene Unterkunft gewähren sollte.
Nachdem die Rucksäcke abgelegt, der Mann die Kletterweste über die erste beste Stubllehne gehängt
hatte, tritt er mit raschem Schritt in den Nebenraum, holt Holzstumpen herbei und beginnt nun,
mit seinem Fahrtenmesser Späne für den Ofen zu schnitzen. Nur das Madel steht noch immer in
den nassen Sachen an die Tischecke gelehnt und weiß nicht, was sie beginnen soll.
Da reißt ein Wort von ihrem Fahrtenkameraden sie aus ihrer Unschlüssigkeit: Nun, schäle dich
nur aus deinen nassen Sachen, und dann hilf mir, damit wir den Feuerfresser bald in Betrieb
bekommen! Mit vereinten Kräften ist bald der Ofen in Betrieb gesetzt, Wasser für den Tee
geholt; bald durchzieht wohlthuende Wärme den Hüttenraum. Kurze Zeit danach stehen vor den
beiden auf dem Holztische Becher heißen Tees, die Rucksäcke haben aus ihren Tiefen die Schätze
für des Leibes Nahrung hervorgezaubert, und beide Menschenkinder sind dabei, sich den Magen
mit kräftiger Wandertost zu füllen. Nach dem Male hat er sich seine Pfeife unter die Nase
gesteckt, und wohligh auf der Hüttenbank sich raketnd, fängt er auf einmal zu sprechen an, er, der
Schweigsame redet zu ihr, dem Madel, das heute zum erstenmal mit auf Fahrt gegangen ist,
mit einer Selbstverständlichkeit, daß sie ganz in den Bann seiner Worte gezogen ist und auf-

merklich lauscht, was er nun zu ihr spricht: Sauer ist es dir geworden, als du, deinen schweren Rucksack auf dem Rücken, viele Stunden durch das Maß die Waldbänge empor bis zur Hütte mit mir gegangen bist, und deine Gedanken beschäftigten sich intensiv damit, wie du dich aus dieser Lage befreien könntest; denn ganz und gar ungewöhnlich für dich ist dieser heutige Schlechtwettertag deiner Menschenseele; unzufrieden mit dem Geschick, daß ich dich überredet hatte, mit auf Fahrt zu gehen, hofftest du in deinem Inneren, daß ich die Fahrt abbrechen und nach Hause zurückkehren möchte. Als dieser Wunsch nicht in Erfüllung ging, fügtest du dich wohl in das Unvermeidliche, doch deine Seele war betrübt, wußte nicht, was sie in einer solchen Lage beginnen soll, deshalb vorhin beim Betreten der Hütte deine Unschlüssigkeit und Verzagtbeit. Wir Fahrtenmenschen sind ein eigenes Völkchen, wir, die wir am Sonnenschein uns freuen, an jeder Blume, die am Wege blüht, am Liede eines jeden gefiederten Sängers, am Ziehen der weißen Wolkenschiffe in der Bläue des Himmels, wir haben gelernt, in uns Kräfte aufzuspeichern, von denen ich dir einmal in einer stillen Stunde erzählen werde. So sind wir auch nicht bedrückt, wenn die Natur einmal ein anderes Gesicht aufsetzt, denn ewigen Sonnenschein kann und wird es nicht geben, genau so wie es ein Unding ist, zu glauben, es gäbe nur trübes Wetter in der Natur wie in der Menschenseele. Ich nahm dich deshalb einmal auf größere Fahrt mit, damit dir die Schätze deines inneren Menschen einmal bewußt werden und du sie heben kannst. Das Mädel suchte nach Worten, um zu antworten, er sah sie jedoch nur fest an und sprach: Laß sein, entgegne mir jetzt nichts, suche über diese Worte nachzudenken, wenn du drüben im Schlafräum versuchst, deinen Körper von den heutigen Anstrengungen auszuruben. Ich bleibe noch einige Zeit hier am Feuer, will mal sehen, was das Wetter in einigen Stunden macht, denn ich glaube, der Regen läßt nach. Lege du dich zur Ruhe, doch mußt du, und sollte ich mitten in der Nacht an deine Tür klopfen, mit fröhlichem Herzen dein Lager verlassen, denn dann werde ich dir ein Wunder zu zeigen haben, was du in deinem Leben noch nie geschaut hast. Kopfschüttelnd, ein leichtes Lächeln auf ihren Lippen, so ging sie zur Tür, denn was sie jetzt dachte, war alles andere, nur nicht die Anerkennung der Worte, die er an sie gerichtet hatte. Er bemerkte es wohl, sagt aber nichts. Als die Tür sich hinter ihr schloß, griff er zum Hüttenbuche und begann zu lesen über manch kühne Felsfahrt, die darin verzeichnet stand. So vergingen Stunden auf Stunden. Endlich klappte er das Buch zu, ging nach der Hüttenür und trat hinaus. Der Regen hatte aufgehört, nur Nebelfetzen jagten durch die Wipfel der Bäume, sprangen unwillig an den Flanken der Felsen empor. Doch durch das Jaggen der grauen Kobolde leuchtete ihm ab und zu ein Stern auf, der versuchte, mit seinem Strahle diesen Kampf der Naturgewalten zu durchbrechen.

Der Mann fühlte, daß in wenigen Stunden die Entscheidung fallen mußte, und beschloß, in einiger Zeit nochmals die Wetterlage zu beobachten. Er streckte sich zu kurzem Schlafe auf seinem Lager aus.

Tiefste Dunkelheit, schweigende Ruhe liegt über dem Hüttenraume, als er sich von seinem Lager erhebt, um hinaus vor die Hüttenür zu treten. Er öffnete die Tür, und was er erschaute, erfüllte seine Seele mit neuer Kraft und süßstem Entzücken. Vor ihm stehen im Silberlichte des Mondes die Fichten und Tannen des Gebirgswaldes, während die Felsen sich im bläulichen Scheine des Mondlichtes gespensterhaft von dem mit Tausenden von Sternen besäten Nachthimmel abheben. Er eilt in die Hütte, weckt das Mädel mit den Worten: Komm, mach dich fertig, denn nie Geschautes will ich dir zeigen. Inzwischen holte er sein Seil und die Kletterstube hervor. Das Mädel kommt schlaftrunken von ihrer Lagerstatt, sieht fragend den Kameraden an; er, der gerade seine Kletterstube anlegt, sagt nur zu ihr, daß sie das gleiche tun solle. Er nimmt ihre Hand, führt sie vor die Hütte und beginnt im silberblauen Dämmerchein des glitzernden Mondlichtes mit ihr den Anstieg durch den engen Riß und das noch schmälere Felsloch hinauf zum Gipfelsfelsen. Oben angelangt, setzen sich beide an die Gipfelstange des Felsens. Schweigend, die Ruhe nicht störend, blicken beide in die Wunderwelt, die sich vor ihnen auftut. Unter ihnen liegen, im

mythischen Dämmerchein der klaren Nacht die Walder, deren Baumriesen gleich gotischen Strebe-
pfeilern in die Luft ragen. Fern, fern am Horizonte, nur schemenhaft in der blau verdunstenden
Nachtlust erkennbar, zeichnen sich die Grenzlandberge ab. Das ganze Bild wird noch überspannt
von dem Sternenhimmel, der mit Tausenden von Lichtern die beiden Menschenkinder auf ihrer
einsamen Höhe grüßt. Kein Wölkchen stört das Bild dieser feierlichen Stunde, und nun beginnt
der Mann nochmals zu dem Mädel zu sprechen:

Nimm in deine Seele dieses Bild tief in dich auf, erfülle sie mit Kraft und Stärke dieser
heiligen Stunde, denn sieh', sie ist die Schöpferkraft, die uns Fahrtenmenschen abseits der
ausgetretenen Gleise des Alltags wandern läßt. Alle Kameraden, die dies Erleben hier draußen
in der Natur tief im Innersten aufgenommen haben, sie stehen im Leben hoch über dem Alltag,
so daß die Kleinlichkeiten im Dunste der Niederung sie nie zerbrechen können. Und noch etwas
haben wir aus der Sprache der Natur in uns aufgenommen und als das Höchste in uns auf-
gehoben. So wie wir ehrfurchtsvoll uns vor den Wundern der Natur neigen und sie uns zu
dauerndem Besitz machen, genau so haben wir Ehrfurcht, Versehen und Achtung vor Euch, meine
liebe Fahrtenkameradin, und dieses Bewußtsein, liebes Mädel, wird dir mit einem Male die
Schönheiten unserer Fahrten erschließen. Fremd ist dir hier oben das Stammeln leerer Worte,
denn du vernimmst an dieser Stelle das gewaltige Lied der Schöpfung und das ewige Gefühl der
Menschheit steigt in dir auf, demütig zu sein vor etwas Höherem. Besinnlich wird deine Seele
im tiefen Frieden der Berge. So führt die Feinfühligkeit des eigenen Erlebens des nach Voll-
endung ringenden Bergkameraden zur Rücksichtnahme auch gegen andere Menschen. Er fühlt mit
ihnen und wird eine immer engere Gemeinschaft eingehen mit denen, die diese stillen Gesetze kennen.
Einer steht dann in steter Hilfsbereitschaft ein für den anderen, und so haben wir alle die Weisheit
dieses heiligsten Gesetzes erhalten: Wir sind einfach geblieben in der göttlichen Einfachheit der
großen Natur, die uns umgibt.

Das Naturerleben in den Erhabenheiten der Bergwelt hat uns Bergkameraden hinaufgehoben
in die Höhe des Lebens, empor zum Licht.

Schweigend saß neben ihm das Mädel, blickte in die Wunder dieser Sternennacht mit glänzenden
Augen.

Da wußte der Mann, daß in diesen Stunden ein Menschenkind den Weg aus dem grauen Alltag
gefunden hatte hinauf in die lichten Höhen tiefsten reinsten Naturerlebens.

**Auf die Zinnen will ich steigen,
die erhabnes, ewiges Schweigen
zu des Lichts Altären weiht,
und berauschend in mich trinken,
wo im Schnee die Käre blinken,
Frieden, Glanz, Unendlichkeit.**

A. von Wallpach

Aus der Geschichte der Erstbesteigungen

Erstbegehung der „Berg-Heil-Kante“ (Osthante) am Doppelkopf durch den Klub „Berg-Heil“ am 23. Mai 1937 **Kurt Reißig**

Ein schöner, vielversprechender Sonntagmorgen war es, als wir uns an der „Kofel“ trafen. Zu viert zogen wir dem Weblgrunde zu, ein jeder mit sich selbst beschäftigt, hatten wir doch Großes vor. Die Kante am Doppelkopf sollte angegangen werden. Würde es glücken? Je weiter wir uns dem Ende des Weblgrundes näherten, desto ruhiger wurde es um uns. Ein kurzer, steiler Anstieg brachte uns zu unserem Felsen. Zunächst prüften wir die Kante auf ihre Anstiegs- und Sicherungsmöglichkeiten, um später keinen Zeitverlust zu haben; denn daß die Sache schwer würde, war für uns klar. Schon viele vor uns hatten es vergeblich versucht. Wir sprachen alles gründlich durch. Gerhard wollte erst von unten herauf einen feinen Riß benutzen, sah aber dann die Unmöglichkeit ein. Wir bauten uns eine Schwebesicherung zurecht, links der Kante am Bergleib hoch oben eine große Fichte und rechts der Kante eine mittlere Fichte benutzend. Gerhard mußte nun in die Scharte zwischen Turm und Bergleib hoch bis zum Loch, wo der Einstieg zum Alten Weg beginnt. Von da aus sollte er absteigen bis zum großen Überhang, hier die feinen Querrisse benutzen und versuchen, an die Kante zu gelangen. Hier hatten wir nämlich den ersten richtigen Tritt für die Füße entdeckt, wie es für die Hände aussah, konnten wir nicht feststellen. Wahrscheinlich aber würde hier gebaut und infolgedessen auch ein Ring geschlagen werden müssen.

Kurz vor 9 Uhr war es, als Gerhard anstieg und das vielleicht schwerste Stück bis an die Kante in feiner, sauberer Kletterarbeit bewältigte. Aber wie nun den Ring schlagen, denn der von uns gesuchte Tritt bot gerade nur Platz für einen Fuß, für die rechte Hand war jedoch nur ein winziger Griff vorhanden, und die linke benutzte die scharfe Kante. In zweistündiger Arbeit wurde nun ein Ring geschlagen. Wir alle zweifelten an dem Gelingen, da Gerhard den Kronenbohrer in den Zähnen halten mußte und doch das fast Unmögliche in zäher Ausdauer erreichte. Nach kurzer Rast wurde Erwin an den Ring geholt und die Besteigung fortgesetzt. Es folgte ein Hangelriß, der mit Unterstützung gewonnen wurde und später als Riß bis zu einem Loch weiterführte. Hier wurde nochmals nachgeholt. Inzwischen war auch der dritte an den Ring nachgekommen. Nun querte Gerhard aus dem Loch nach links an die Kante, dann wieder rechts in den brüchigen Riß bis zu einem Absatz, von hier wieder ungefähr sechs Meter links, dann ging es in schwieriger Reibungskletterei gerade hoch bis unter den Gipfel. Dieser wurde anfangs nochmals links haltend und dann gerade hoch steigend erreicht.

Wir hätten nie geglaubt, daß uns diese Kante gleich auf den ersten Anlauf gelingen würde. Um so freudiger begrüßten wir uns nach siebenstündiger schwerster, anstrengender Felsarbeit mit einem träftigen Berg-Heil.

Erstbegehung der Ostwand am Goldstein durch die Wilsdruffer Klettergilde am 13. Juni 1937 **Gerhard Dohmann**

Als wir uns das von Gassert angefangene Problem am Goldstein anschauten, meinte Rudi zuversichtlich: „Die Wand geht und wir machen das Ding!“ Wir anderen hatten weniger Zutrauen zu dem „Ding“. Aber das störte Rudi nicht. Er wollte erst mal dran sein. Alter guter Bergsteiger-sitte gemäß wurde Freund Gassert von unserem Vorhaben verständigt und der 30. Mai 1937 zur Besteigung der Wand festgelegt.

So, wie Bergfreund Gassert die Wand bezwingen wollte, schien es uns allerdings nicht möglich. Der angegebene Tag kam. Wir hielten ausgiebige Rast, denn die Sonne brannte schon mächtig. Bald aber ließ uns Rudi keine Ruhe mehr. Vom Einstiegsblock stiegen wir mit Unterstützung zu einem Felsloch. Von da querte Rudi sogleich weiter nach links zu dem Riß, der sich oben zum



Bilder vom Einmarsch der Bergsteiger in Rathen nach der Bergsteiger-Sonnenwende 1938
Aufn.: Walter Zischek

Kamin des Gamsspizlerweges erweitert. Gleich am Anfang des Risses mußte er einen Ring schlagen, ein hartes Stück Arbeit für ihn. Dann konnte ich mich an den Ring begeben. Nach kurzer Verständigung mit dem Sicherungsmann Hans stieg Rudi den Riß an. Erst beim zweiten Ansetzen konnte er sich verklemmen und bis zu einem Loch hochklettern. Seine Hände und Arme sahen mehr rot als braun aus. Mir ging es nicht besser, und ich war froh, als auch ich mich in das ziemlich unbequeme Loch zwängen konnte. Der nun folgende Quergang brachte Rudi ziemlich rasch nach links zur Kante, an der er dann bis unter das gewaltig überhängende Dach emporstieg. Auf meine Frage, ob es dort oben gute „Sitzgelegenheit“ gäbe, kam eine unmißverständliche Antwort. Dann hieß es „Schlagzeug anbinden!“, was umständlich hinaufgezogen wurde. Inzwischen holte ich Hans zu mir nach, um ihm auch einen Vorgeschmack von dem Nachholplatz zu geben. Hans kam, und nach kurzem Warten konnte ich weitersteigen. Trotzdem ich rasch vorwärts kam, ging es Rudi viel zu langsam. Hier oben sah es freilich böse aus. Wie Rudi den Quergang nach links zur Verschneidung schaffen wollte, war mir ein Rätsel. Nach einigen Versuchen machte sich überdies die Anstrengung durch das Ringschlagen bemerkbar, und wir mußten für heute aufgeben.

Freund Hans wurde noch heraufgeholt, damit er sich den Quergang auch einmal anschauen konnte, was mit stummem Kopfnicken geschah. Karabiner und Seilschlingen blieben hängen, denn am nächsten Sonntag wollten wir wiederkommen.

Auch dieser Sonntag brachte keinen Erfolg. Nun hieß es: „Entweder am 13. Juni oder gar nicht.“ Die Woche war für uns wie angestemmt. Der Gedanke, jemand könne uns inzwischen auch das Problem noch abnehmen, ließ uns keine Ruhe. Doch das geschah nicht, und am Sonntag hingen wir kurz vor Mittag wieder am zweiten Ring. Nur mit Nauen war der Quergang zu machen. Ich mußte etwas absteigen und mich unterhalb des Sockels in den Riß verklemmen, damit Rudi meine linke Schulter als Tritt benutzen konnte. Beim zweiten Versuch gelang es. Er stand auf meiner Schulter und auf meinen Zuruf: „Schneller“, ließ er sich hinüberfallen. Er erlangte eine Leiste mit den Fingern und pendelte nun drei Meter nach einem gutaussehenden Tritt. Auch da drüben war kein Ruheplatz und der dritte Ring wurde geschlagen, um den Weiterweg zu sichern. Ich holte inzwischen Hans zu mir nach, damit er mich sichern konnte. Es war tüchtig über meine Kräfte gegangen. Zweimal konnten die Freunde über mich lachen, weil ich im Seil hing. Der dritte Versuch brachte mich aber doch noch hinüber. „Was jetzt noch kommt, muß zu machen sein, wenn die Kräfte ausreichen“, meinte Rudi. Ich schaute vom lustigen Platz hinunter, wo es sich die Klubkameraden gemütlich machten, doch Rudi ließ mir keine lange Zeit. Er stieg die Verschneidung an. Es sah nicht gerade vertrauenerweckend aus, als er oben unter dem Dach hing. „Aufpassen!“, und gleich darauf hangelte er nach links und zog sich über die Kante. Erst dann habe ich wieder Luft geschöpft. Bald kam er das Kriechband herüber und zwängte sich in den zum Gipfel führenden Riß. Nach kurzem, mir aber doch sehr lange währendem Rißsteigen, kam von oben der Ruf: „Der Berg ist unser!“

Wir folgten. Auf dem Gipfel wünschten wir uns ein herzliches Bergheil nach der rund sieben Stunden dauernden Wandsteigerei.

Großdeutschlands höchste Gebirge und Hochgipfel

Konrad Haumann

Den deutschen Bergfreunden wurde mit den Alpenschönheiten Österreichs ein märchenhaft reiches Geschenk gemacht. Deutschlands Berggipfel wurden gleichsam über Nacht um 800 Meter höher. Ist es auch völlig unmöglich, den erhabenen Schönheiten dieser österreichischen Bergwelten in wenigen Zeilen gerecht zu werden, so können wir doch ihre Rangliste aufstellen, um den neuen Alpenreichtum wenigstens einigermaßen zu ermessen. Zugspitze und Wankmann, bisher unsere beiden höchsten Alpen-

gipfel, werden nunmehr weit zurückverwiesen von ihrer thronenden Gipfelhöhe, denn gewaltigere Eisrecken treten an ihre Stelle; die Zugspitze muß sich mit dem 17. Platz begnügen. Aber es wäre sehr undankbar, wollten wir das Vergnügen vergessen, das uns die südbayerischen Hochgipfel bisher schenkten, und so ist ihnen die gleiche Liebe sicher, wie die einer Mutter, die ihren erstgeborenen Kindern mit der gleichen Mutterliebe zugetan ist wie den jüngeren . . .

Großdeutschlands höchstes Gebirge sind die *Hohen Tauern* mit dem *Großglockner* (3798 m) und dem *Großvenediger* (3660 m), den Eismajestäten an der Grenze von Kärnten, Salzburg, Tirol und Italien. Die Hohen Tauern gliedern sich in fünf Hauptzüge: Zillertaler Alpen (2513 m), Venedigergruppe (3660 m), Glockneralpen (3798 m), Goldbergalpen (3258 m) und Antogelalpen (3355 m). Im Mittelalter lieferten die Hohen Tauern viel Gold! Ihr Hochgipfel *Großglockner* wurde im Jahr 1800, der *Großvenediger* 1841 zum ersten Male bestiegen. Der *Großglockner* trägt den 9,5 Kilometer langen *Pasterze-Eisgletscher*, den größten Gletscher der Ostalpen; das *Stubachtal* am Nordfuß des *Eisriesen* bildet seit 1914 ein 120 Quadratkilometer großes Naturschutzgebiet. *Tauernbahn* und *Hochalpenstraße* erschließen dieses Alpengebiet. Die *Tauernbahn* verbindet *Salzburg* in 80 Kilometer langer Strecke mit *Spittal (Trient)*, durchfährt den 8,5 Kilometer langen *Tauerntunnel* und erreicht einen Scheitelpunkt von 1226 Meter. Die *Großglockner-Hochalpenstraße*, ein gewaltiges Meisterwerk neuer Straßenbaukunst, führt von *Dorf Fusch* nach *Heiligenblut*; ihre Scheitelsecke von *Hochmais* über *Fuschertörl* bis zur *Franz-Joseph-Hütte* erreicht 2500 Meter. Von der *Edelweißspitze*, dem höchsten Straßenpunkt, erschließt sich dem Bergfahrer eine erhabene Alpenschau über 37 Dreitausender und 19 Gletscher. *Heiligenblut* (1300 m) mit seiner wunderschönen Schau auf den *Großglockner*, ist eines der schönsten Bergdörfer der gesamten Alpen. An zweiter Stelle stehen die *Dehtaler Alpen* in Tirol, eine Gruppe der *Rhätischen Alpen*. Ihr Hochgipfel ist die vereiste, 3774 Meter hohe, *Wildspitze*. Die Vereisung der *Dehtaler Alpen* beträgt 60 Prozent der Gesamtfläche, sie bergen 86 Gletscher und 211 Hochseen. Der *Südfuß* der *Dehtaler Alpen* zum *Engadiner* gehört seit 1919 zu Italien. Die *Deht* durchfließt das Hochgebirge und mündet in den *Inn*. *Obergurgl* und *Went* in 1927 bzw. 1893 Meter Höhe sind die höchsten gelegenen Dörfer Deutschlands. Trotz der grandiosen Vereisung der Gipfelwelt reifen an der *Dehtmündung* *Wein*, *Kastanien* und *Maie*!

Es folgen die *Zillertaler Alpen*, eine Gruppe der *Hohen Tauern*, mit sechs Hochgipfeln über 3400 Meter. Der höchste Gipfel ist der *Hochfeiler* mit 3523 Meter. Das vom *Zillerbach* durchflossene *Zillertal* mit seinen vielbesuchten Sommerfrischen *Mavrhofen* und *Zell a. Z.* ist 28 Kilometer lang und weltberühmt durch seine sangesfreudigen Menschen. Bis *Mavrhofen* breit und fast eben, teilt sich das *Zillertal* in seine malerischen „Gründe“, enge Talschluchten, die in die vereiste Welt der Hochgipfel hinaufführen. Die über die *Zillertaler Alpen* führende *Wasserscheide* ist die Grenze zwischen Deutschland und Italien.

An vierter Stelle kommen die *Stubai Alpen* mit dem 3511 Meter hohen *Zuckerhüt*. Auch die *Stubai Alpen* sind durch 60 Gletscher stark vereist. Das wegen seiner Naturschönheiten sehr geschätzte *Stubaital* mit Sommerfrischen wie *Mutters*, *Fulpmes*, *Nieders* u. a. wird von der schmalspurigen *Stubaiabahn* erschlossen und bildet einen bequemen Zugang zu einem der mächtigsten Gletschergebiete. Überaus groß ist die Zahl der Übergänge aus dem *Stubai* in *Wipp*, *Deht* und *Sellraintal*.

Das schöne *Vorarlberg* erhebt Anspruch auf den fünften Platz mit dem 3316 Meter hohen *Piz Buin* in der formenschönen, vereisten *Silvretta*, einem hauptsächlich zum *Schweizer Kanton Graubünden* gehörigen Gebirgsstock. Ihre Gletscherwässer speichern riesige Wasserkräfte. Der trachtenreiche *Montafon*, das schönste Tal *Vorarlbergs* mit seinem Hauptort *Schruns*, bildet den Ausgang zum *Piz Buin*. Die *Seefaplana* steigt zu 2969 Meter auf, etwas über *Zugspitze*höhe.

Es folgen die *Lehtaler Alpen* zwischen *Lecht* und *Inntal* mit der *Passeierspiz* (3038 m). Die meisterhafte *Flerenstraße* mit dem 1784 Meter hohen *Flerenpaß* bei *Zürs*, mit wunderbarem

Ausblick auf die Eiswelt von Nätiten und Silvretta, stellt die Verbindung über den Arlberg mit Stanzer und Inntal her.

Über einem Fremdenverkehrsgebiet von Weltruf erhebt sich das Dachsteingebirge, eine Gebirgsgruppe der Salzburger Kalkalpen an der Grenze Oberösterreichs, Salzburgs und der Steiermark. Der hohe Dachstein steigt zu 2996 Meter auf; er birgt als besonderes Schaustück die größte Eishöhle der Welt. Unter seinen Steilwänden träumt der Hallstätter See mit den uralten Alpenhütten-Terrassen von Hallstatt, das wiederum zu den malerischsten Orten der Welt zählt.

Nun folgen erst die Bayerischen Alpen mit dem Wettersteingebirge und unserer 2963 Meter hohen Zugspitze. Ihr bleibt immer noch der Vorteil des bequemsten Gipfelaufstiegs durch zwei Bergbahnen, die Bayerische von Garmisch aus und die österreichische von Ehrwald aus. Garmisch, Mittenwald, Ehrwald-Loermoos sind die großartigen Fremdenplätze des Zugspitzgebietes mit ihren vielfältigen Naturschönheiten.

Auch die Berchtesgadener Alpen (wie das Dachsteingebirge, ein Teil der Salzburger Kalkalpen), steigen im Hochkönig, dem Gipfelpunkt der Übergangenen Alm zu 2963 Meter auf (genau Zugspitzhöhe), im Wasmann zu 2714 Meter, im Steinernen Meer zu 2655 Meter.

Die Salzburger Schieferalpen, zu denen auch die Kitzbüheler Alpen gehören, erreichen im Reckner 2882 Meter.

Die Allgäuer Alpen erreichen in ihren Hochgipfeln Hohen Licht 2687 Meter und in der Mädelegabel 2649 Meter; ihr Anblick ist uns vertraut vom schönen Obersöder aus.

Die an das Südtiroler Hochland anschließenden Karnischen Alpen, ein Zug der Südlichen Kalkalpen, bilden die Grenze zwischen Deutschland, Italien und Jugoslawien. Da ist die hohe Warte 2780 Meter hoch. Einer ihrer Gebirgszüge bilden die Karawanken mit ihren pittoresk zerklüfteten Felsengraten südlich von Klagenfurt (Große Stou, 2259 m).

Das Karwendel (Naturschutzgebiet), die nördlichste Kette der Nordtiroler Kalkalpen zwischen Oberinn und Isar, steigt in der Ostlichen Karwendelspitze 2583 Meter auf. Auf einem Raum von 30 Kilometer Länge sind vier gewaltige Felswälle aufgetürmt, mit Karen und einsamen Tälern. Hier ist das Quellgebiet der Isar. Reich ist der Bestand an Gemsen und Hirschen. Die Garmisch mit Mittenwald, Seefeld und Innsbruck (Hafelekarbahn) verbindende Mittenwaldbahn erschließt das Karwendel.

In den Steiner Alpen (seit 1919 vorwiegend jugoslawischer Besitz) liegt auf dem 2429 Meter hohen Rink a nunmehr Deutschlands südlichster Punkt.

Schon aus dieser kurzen Aufstellung wird ersichtlich, welcher Reichtum an Naturschönheiten und Bergglück uns die Südostmark hinzugebracht hat. Diese Alpenschönheiten wandernd zu erringen, um sie zu innerstem Erlebnis zu machen, das ist ein Preis, der höchsten Einsatz lohnt! Aber ein Menschenleben mit der Fülle seiner übrigen Verpflichtung wird wohl zu kurz sein, um alle Landschaftschönheiten Großdeutschlands erwandern zu können!

Alpenflüge - Zwischen Tod und Leben. Walter Mittelholzer †

... Es war gleich nach dem Kriege. Ich sollte ein in Italien gekauftes Flugzeug von Mailand über die Alpen nach Zürich bringen. Die Maschine war schnell und stieg gut, so daß ich insgeheim hoffte, die bisherige Bestzeit für diese Strecke zu überbieten. Während der Hinfahrt mit der Bahn war das Wetter sehr schön. Am nächsten Tag es war ein klarer Frühlingmorgen stieg ich vom Mailänder Flughafen um 12 Uhr auf und gedachte, binnen einer Stunde in Zürich zu sein. Die Verhältnisse standen durchaus günstig für mich. Die Luft war hell und rein, und die Alpenrunde hob sich so scharf gegen den Himmel ab, daß ich schon kurz nach dem Abflug jeden einzelnen Gipfel ausmachen konnte. Nach 20 Minuten befand ich mich schon 3300 Meter hoch

über den Tessin und hielt nordwärts auf den Greinerpaß zu. Bei 4200 Meter sah ich plötzlich eine Nebelbank vor mir, die sich ostwärts und westwärts längs der nördlichen Alpenflanke hinzog. Sogar der Tödi, der höchste Gipfel der Ostschweiz, war in Wolken gehüllt, und im Norden stach vom Finsteraarhorn nur eine Felsnadel durch den Nebel. Was sollte ich tun? Es boten sich zwei Möglichkeiten. Ich konnte vorsichtig sein und umkehren, um dann tiefer anzusehen und unter der Wolkendecke nordwärts zu fliegen. Notfalls mußte ich in Bellinzona landen und bessere Verhältnisse abwarten. Oder ich konnte den gefährlicheren Weg wählen für den sich mein jugendlicher Wagemut entschied und hoch über den Wolken nach dem Kompaß fliegen, bis ich mich über der Schweizer Ebene zu befinden glaubte. Peilgerät zum Einorten gab es damals (1922) noch nicht. Ich mußte erraten, wo ich schwebte. Dann brauchte ich nur unter die Wolken zu tauchen, wo ich klare Sicht vermutete. Die Fernspreerverbindung Italiens mit der Schweiz war unglücklicherweise damals noch so umständlich, daß ich stundenlang auf eine Antwort wegen des Wetters hätte warten müssen. Infolgedessen fragte ich gar nicht erst an, sondern setzte voraus, daß das Wetter während der letzten zwölf Stunden unverändert geblieben war. Darin irrte ich mich aber gewaltig.

Gegen Mittag befand ich mich auf der Höhe von 4800 Meter. Über mir spannte sich ein tiefblaues Himmelsgewölbe; unter mir wogte das dichte Wolkenmeer. Ein banges Gefühl überkam mich, in der unendlichen, unheimlichen Leere. Angesichts der äußeren Gefahr überwand ich es aber, ehe es mich zu lähmen vermochte. Ich hielt mich an die Kompaßnadel und flog 25 Minuten geradeaus nach Norden. Dann mußte ich nach meiner Schätzung über dem Zürichsee sein. Aber ein heimtückischer Feind in Gestalt eines starken Gegenwindes vereitelte meine Berechnung. In diesen Höhen übertrifft er zuweilen die Geschwindigkeit des Flugzeuges.

Ich beschloß, die Wolkenschicht zu durchbrechen und stellte den Motor ab. Heute noch höre ich den Wind durch die Streben und Spanndrähte, des Flugzeuges pfeifen, als es tiefer und tiefer ins Bodenlose tauchte. Der Höhenmesser zeigte 4200, 3900, 3300, 3000 Meter. Dann hüllte mich dichtes Schneetreiben ein und beschränkte die Sicht auf ein paar Meter. Nach einer Minute im Gleitflug hatte ich jedes Gefühl für meine Lage im Raum verloren und schien im Unendlichen umherzuwirbeln. Plötzlich reckte sich eine schwarze Masse auf und verschwand ebenso plötzlich. Eine dunkle Felswand schoß an mir vorbei wie von Geisterhand aus dem Nebelgrau gezaubert. Die oft geschilderte Erfahrung, daß in Augenblicken der höchsten Gefahr das ganze Leben an einem Vorüberzieher, machte auch ich jetzt. Die Gesichter der treuesten Freunde und besten Kameraden erschienen in rascher Folge. Gab es keinen Ausweg aus diesem Wirrwarr? Jetzt hatte ich den Beweis, daß Nebel und Schnee die schlimmsten Feinde des Fliegers sind.

Plötzlich glitzerte mir eine blendend weiße Fläche aus dem grauen Nebel entgegen. Halb unbewußt riß ich am Knüppel. Krachend und splitternd rannte ich irgendwo an. Dann tödliche Stille.

Ich weiß nicht, wie lange ich betäubt lag. Als ich wieder zu mir kam, vermochte ich zunächst kaum zwischen Traum und grimmer Wirklichkeit zu unterscheiden. Vor wenigen Minuten umgaben mich doch die Blütengärten Italiens. Verstört blickte ich umher. Wie war ich so unversehens auf dieses verlassene Schneefeld gekommen? Unaufhörlich wirbelten die weißen Flocken und breiteten ein Leidentuch über die wilde Einsamkeit des Berges, dessen Umrisse nur undeutlich erkennbar waren. Unter mir sah ich einige zerzauste Zannen. Wo war mein Flugzeug? Plötzlich erblickte ich 100 Meter über mir seine Überbleibsel. Flach gegen einen steilen Schneebang geschmettert. Erst jetzt brachte mein Hirn das zusammen, was geschehen war, und ich wurde mir der höchst brennlichen Lage bewußt.

Ich brauchte dann nicht mehr lange, um mir darüber klar zu werden, daß ich das Tal vor Anbruch der Nacht erreichen mußte, wollte ich nicht hier oben erfrieren. Beim Versuch, mich aus den Schneemassen zu befreien, fühlte ich jetzt erst einen stechenden Schmerz im rechten Knie. Auch rann Blut über Stirn und Gesicht. Glücklicherweise waren die Augen unbeschädigt, und meine Sehkraft hatte nicht gelitten. Da ich mich infolge der heftigen Schmerzen nicht aufs rechte Bein stützen konnte

beschloß ich, auf dem Rücken über den Steilhang zu rutschen, wobei ich mich mit den Händen und Ellbogen abstieß.

In kurzer Zeit waren scheinbar gewaltige Schneemengen gefallen, denn auf meiner Reise nach Mailand im Gotthard-Schnellzug war die Nacht vollkommen sternklar gewesen. Als erfahrenem Skiläufer blieb mir nicht verbergen, daß ich mich auf einem gefährlichen Lawinenhang befand, was durch das dumpfe Dröhnen abgehender Schneerutsche bestätigt wurde. Bald geriet auch der Schnee um mich herum in Bewegung, so daß ich mit wachsender Geschwindigkeit in die Tiefe fuhr. Verweilt kämpfte ich mit Händen und Füßen gegen die Schneemassen. Hilflos rollte ich auf eine Tanne zu. Mit dem Aufgebot meiner letzten Kraft gelang es mir, mich an ihrem Stamm zu verankern. Zum zweitenmal war ich gerettet.

Jetzt konnte ich in der geglätteten Lawinenbahn sitzend abfahren und die unter mir liegenden Almweiden erreichen, wo ich in einer der Heubütten für die Nacht unterzukriechen hoffte. Aber auch dies mußte hart erkämpft werden, denn alle Hütten waren verriegelt und verschlossen. Erst nach langen, schmerzhaften Anstrengungen glückte es mir, mich durch ein kleines Fenster zu zwängen. Inzwischen war es Nacht geworden. Pechschwarze Dunkelheit umgab mich. Dreizehn qualvolle Stunden verharrte ich bis zum Morgenrauen auf dem feuchten Fußboden. Das Knie schwell zum doppelten Umfang. In Ermangelung anderer Aufgaben suchte ich meinen Aufenthaltsort zu erraten. Endlich schimmerte bleiches Morgenrauen durch die blinden Fensterscheiben. Der Schneefall hatte aufgehört. Mühsam kletterte ich durchs Fenster und musterte die Umgegend. Bald sagten mir die Gipfelumrisse der Glarner Alpen, wo ich mich befand. Von meinen Gebirgswanderungen her kannte ich die Gestalten, die aus dem Sernftal aufragten.

Diese Entdeckung verscheuchte meine Niedergeschlagenheit schnell. Mit neuem Mut kam neue Kraft. Schmerz und Ungewißheit schwanden dahin, denn nun war ich davon überzeugt, heute noch menschliche Hilfe finden zu können. Ich ergriff einen Hirtenstab als Stütze und stampfte langsam durch den knietiefen Schnee nach den unteren Almen. Mit klammen Fingern und brennenden Wunden, von Hunger und Kälte erschöpft, schleppte ich mich durch die weiße Flut, zu immer häufigeren Rasten gezwungen. Mehrmals mußte ich eingeschlummert sein, von Träumen umgaukelt, die hauptsächlich genießerischen Mahlzeiten galten. Vom Bewußtsein der Selbsterhaltung getrieben, raffte ich mich wieder auf, denn festes Einschlafen bedeutete den Erfrierungstod. Schon halb im Fieberwahn, sah ich mich am Esstisch vor leckeren Speisen, und dann lang hingestreckt auf weichem Lager, dem gequetschten Knie endlich Ruhe gönnend.

Nach langen Stunden mühseligen Wagens beglänzte das Mondlicht die ersten Häuser des Dorfes Matt, wo die Verwirklichung meiner Träume winkte. Die Mädchen des kleinen Wirtshauses am Wege starrten mich entgeistert an, als ich um Mitternacht ins Lampenlicht stolperte. Ich war ja in voller Fliegerausrüstung mit dem Sturzhelm auf dem blutigen Kopf.

Ich bat sie, kein Aufhebens zu machen, da ich am nächsten Morgen mit dem ersten Zug nach Zürich fahren wolle. Es kam jedoch anders: Drei Monate mußte ich im Bett ausbarren, bis die erfrorenen Finger und der doppelte Oberschenkelbruch soweit geheilt waren, daß ich meinem Beruf wieder nachgehen durfte. Dieser schwere Unfall bremste meine Tollkühnheit, ohne die Unternehmungslust zu hemmen. Er prägte mir gründlich ein, daß der Flieger nur dann auf eine lange Reihe von Erfolgen hoffen darf, wenn sich gereifte Erfahrung mit einem ordentlichen Schuß Vorsicht paart.

Walter Mittelholzer, einer der kühnsten und fähigsten Flieger der Welt, ein Meister auf dem Gebiet des Hochgebirgsfluges, verunglückte tödlich auf einer Kletterfahrt in seinen geliebten Bergen. Sein Name aber wird in seinen Taten weiterleben.

Davon berichtet er in dem nachgelassenen Werk „Fliegerabenteuer“, dem wir mit Genehmigung des Verlages Brothaus, Leipzig, diesen Abschnitt entnommen haben.

Elegische Distichen auf den Monte Piana. Ferdinand Gerhardt.

Denk' ich an euch, ihr schlafenden Helden vom Monte Piana,
ist mir, als sicere Blut heut noch aus starrendem Stein.
Rauschend stürzen des Himmels Tränen auf euer Gräber,
längst sind die Tränen versiegt mancher, die einst euch beweint.
Frieden fandet ihr erst im felsigen Schoße des Berges.
Nun hat das herrliche Land Raum doch für jeden von euch.
Heldenhast war euer Kampf um diese Berge. Sie aber
geben zu eigen sich dem, der ihnen liebend sich naht.
Lang ist verhallt des tobenden Kampfes Lärm; und an Gräbern
stehen wie Brüder vereint trauernd die Feinde von einst.

Morgenstunde (Vision eines Bergsteigers). A. W. Streit

Ein heftiger Wind wirbelt die Lustozeane durcheinander und hat die Springinsfelde der Wolken vom Himmel verjagt. Der wölbt sich in reiner strahlender Bergsümmelnacht-Bläue und läßt beim Hineinschauen das verstockteste Herz erschwellen.

O, es ist doch die beglückende Kindheit eines beginnenden Tages so ähnlich der lachenden unbekümmerten verheißungsvollen Jugendzeit unseres eigenen Lebens! Wir glauben an Märchen und hoffen auf Wunder. Was gestern war, um vom Zeitlauf zu sprechen, und was vor unserer Geburt gewesen ist, um vom Leben zu reden, das hat ein Traumgott mit üppigen, bunten berauschend-duftenden Blumen überschüttet und so der Wirklichkeit die herbe Gestalt nüchternen Wahrheit und unerbittlichen Naturgesetzes genommen. Keine Erinnerung läßt.

Am Morgen noch schwingen die langen Stengel jener Schlummerblüten vor den kantigen Talsachen und geben der ausgeruhten Phantasie Kraft und Formendrang.

Was wir in unserm Herzen bewegen, das sehen wir für eine kurze Spanne in die Umwelt hinein und sie verwandelt sich uns zu Liebe in dieser Stunde, bevor die Sonne den Tau einer anderen Welt von den Wesen küßt, in die Sphäre unserer Sehnsucht, bestimmt von Heide, See oder Berg.

Da liegt ein grauer, kalter, zermauerter Hof mit dürftigen Bäumen, mit Werkstätten, Schuppen, Garagen und Waschräumen zwischen hohen Häusern und wartet, bis am blauen Gewölb das Licht erscheint aus unmittelbarer Quelle.

Da steht ein Mensch versonnen dem Warten zu und vergißt darüber die eilige Uhr, durch die mit mahnendem Ton die Stunde rinnt.

Plötzlich glüht der schiefertonige Firn der Dächer auf. Und da sind es mit einem Male keine Dachfirne mehr.

Da sind es die Gipfelgrate schwererubender Bergmassive, an die das unverwüßliche Licht seine keuschen Farben verjauchzt, sind Kämme und Kanten aus dem Treiben der Dämmer-Mahre, feurig erhoben und goldig betürmt.

Eine simple Dachrinne funktelt gleich einem Kristallgrat ewigen Eises und aus den Spiegelungen einiger Fenster werden die Harnische und Hermeline der hohen Monarchen des Urgebirgs und ihrer ragenden Trabanten.

Weiter geht die Sonne auf ihrem Königsweg. Schon fließt ihr breiter Schein über das gelbe Gemäuer eintöniger Fassaden, und da sind es die erhabenen Wände des Kalkgesteins, von leuchtenden Reifen und Halben durchzogen. Den Ruinen einer zerfallenen Götterburg gleichend, steilen sie in die Ewigkeit rauschender Atmosphäre.

Jetzt hat das Licht einen ungepflegten Balkon erreicht und zaubernd umgestaltet, hat ihn zum barocken Altan gemacht, zu einem Altan, wie er sich überhängend häufig aus den Fluchten des Geschröfs herauswölbt und kühnen Erstürmern Raum, Ruhe und Rundblick gewährt.

Lauter und lauter wird das Sonnenspiel in seiner Betörung.

Noch im Schattengrund haftet ein Klempnergeselle über den Hof. Ach, woher! Kein Klempnergeselle, ein Wanderer buckelt seinen Rucksack und stürmt auf große Fahrt.

Perspektivisch verzeichnet sind webende Tücher und Decken sichtbar sind aber deutbar als Staubfahnen wie sie hochflattern, nachdem sich der Berg erwachend gereckt hat. Ein Leier, begrüßt mit Steinschlagsalut.

Ganz allmählich wird die Uhr wieder lauter und macht sich als Rufer an den träumenden Schauenden heran.

Als letzte Phase sieht er noch die Strahlen von dem Fries über den ersten Stock Besitz ergreifen, sieht die verkümmerte Birke auf dem Hof wie eine sturmvertraute Wetterzirbe hin- und herschwingen, da verfällt die Beschwörung, da verklingt der Sternenwunsch.

Der Tag wächst schnell.

Der Hof ist wieder da als Hof und die Stadt und die Wirklichkeit. Der Skalde und Magus jener oft durchwanderten, nun so ersehnten heroischen Landschaft verschwandt.

Fast tut das Bewußtsein vom irdischen Gleichnis in diesem Augenblick ein wenig weh.

Wolken ziehen wieder heran.

In memoriam. F. K. Benndorf

An einem Tag, wo plötzliches Unwetter das Gebirge umschauerte und auch für den kühnsten Wanderer pfadlos machte — wo der Sturmwind auf der Brust der Felsen kniete und den Hochwald zu ihren Füßen ertosen ließ —, an solchem Tag ist der Fels dir zu dem zermalmenden Schicksal geworden, als dem du ihm längst und furchtlos entgegengesehn. Ich kannte dich — weiß, daß Fels, Firn, Gletscher und Matte dich immer wieder heimatlich zu sich zogen wie den Seemann das Meer mit seiner Schönheit und Gefahr, und daß nichts dir wahlverwandter sein konnte als die ersten Züge des Hochgebirges. Dieses allein verlieh deinem Wesen die Seele, die der Vogel in seiner Stimme, das Eichhorn in seinem welligen Sprung, das Gestein im Umriß seiner Gestalt hat. Im Umgang mit ihm warst du der Forscher, der alles Berechenbare mit langem Nachdenken erwägt — warst du der Künstler, der durch die Dinge der Natur sich seine Seele faßbar zu machen sucht und dessen Werke seine einsamen Unternehmungen sind.

Im Kampf mit den Felsdämonen, der allein deiner stahlharten Männlichkeit Genüge tat, bist du zerbrochen. Sei in die Tafel deines Andenkens Zarathustras Spruch eingegraben: „Ich liebe den, welcher aus seiner Tugend seinen Hang und sein Verhängnis macht!“



Auf der Weide. Orig.-Aufn.: Lothar Wetzel, Dresden A 19

Kleine Rückschau ins Bielatal. Albert Goldammer

Anmarschweg über Raum

Wie oft sind wir, von Langenhennersdorf kommend, jenem schmalen Pfade folgend, der durch Felder und Wiesen leitet, vorbei an zwei prächtig gewachsenen alten Lindenbäumen, über den Kalbenberg gewandert. Die Kühe auf der Weide boten dem Städter ein reizvolles Bild, das sich ihm tief einprägte und das bald aus den Bielataler Erinnerungen nicht mehr wegzudenken war. Wie oft labtest du dich auf dem zur Heilstätte Gottleuba gehörigen Johannisbof an einem Glas frischer Milch, um dann an der Ziegelei vorüber nach Raum abzusleighen.

Sicher blicktest du auch hinüber nach dem Pfaffenstein, an dem in der Ferne die schlank Felsgestalt der Barberine deutlich erkennbar wurde. Dann gedachtest du wohl des genossenen Gipfelblicks über das weite, grüne Land zu deinen Füßen und fragtest dich, ob dein Auge damals auch diesen Standpunkt gestreift haben mochte, von dem aus sich dir nun das markante Bild der Felsnadel bot, frei aufragend, durch die Scharte vom Tafelberg getrennt.

Als ich diesen Weg vor vielen Jahren mit einem Freunde das erste Mal beschrift, zogen gerade die Sterne auf, während wir in die nach der Johanniswacht führende Waldschneise einbogen. Ich weiß noch heute, wie düster mir der Wald an jenem Herbstsonnabend erschien. Je mehr wir uns dem Bielatale näherten, desto weniger war vom Wege zu sehen. Zuletzt wurde uns der zwischen hohen Baumspitzen sichtbare Himmelsstreifen mit seinen flimmernden Sternen richtungweisend.

Unser hatte sich eine ganz eigenartige Stimmung bemächtigt, der wir uns am liebsten in Ruhe hingeeben hätten. Angesichts des Sternenhimmels drängte sich uns der Austausch unserer kleinen Gedanken um die großen und erhabenen Dinge des Alls auf, litt aber unter der viel zu raschen Gangart, die uns auch mehrmals über kleine Unebenheiten stolpern ließ.

So blieb wohl viel Unausgesprochenes zwischen zwei Menschen, die sich unter ganz geringfügig abweichenden Umständen vieles mehr zu sagen gehabt hätten.
 Heute ist dieser schöne Zugang zum Bielatal etwas in Vergessenheit geraten. Schlechte Zeiten, in denen die Bergsteiger zum Rade greifen mußten, tragen zum guten Teile mit Schuld daran. Andererseits ist es natürlich bequemer und nicht minder schön, namentlich mit Gepäck für längere Zeit, von Dresden über Pirna, Struppen, Königstein im K.V.G.-Autobus nach Schweizermühle zu reisen.

Wo's Mühlensrad am Bach sich dreht . . .

„Kennst du im Tal die kleine Mühl?
 der Darensteiner Sonntagsziel;
 dort, wo von hohen Fann umringt
 manch Turm ins Tal hinunterwinkt;
 dort, wo vom Fels der Jodler schallt
 und an den Wänden längs verhallt;
 wo mancher Turm durch uns schon fiel,
 da lieget unsre Ottomühl . . .“



Bielatal, Daxensteingruppe. Orig.-Aufn.: Walter Hahn, Dresden A 24

An jenem Abend hielt ich Einkehr in der Ottomühle, die lange vorher schon von den Darensteinern besungen worden war, die mir und den Meinen in den folgenden Jahren oft Nachtlager und in glücklichen Zeiten unweilen Ferienquartier bot. Der kürzlich verstorbene Besitzer Mar Otto, der den Bergsteigern nicht anders, als in langer Hose, Weste und Hemdsärmeln in Erinnerung geblieben ist, war gut gelaunt, was, wie mir so nebenher zu verstehen gegeben wurde, beileibe nicht immer der Fall sein sollte. Er lud uns ein, bei Kartoffeln und Quark mitzubalzen. Ich weiß nicht, was uns nach diesem Marsch mit schweren Rucksäcken besseres hätte geschehen können.

Wir schliefen im „Hotel zu den drei Quasten“, zu deutsch: über dem Kuhstall. Die sagenhafte Bezeichnung „drei Quasten“ stammte von Bergsteigern und sollte irgendwie mit den Kühen in Zusammenhang zu bringen sein. Ihr wißt ja wohl Bescheid? Na also.

Am anderen Tage hatte mein Freund mit mir die Überschreitung am Großen Mühlenwächter und die Löschnerwand am Darenstein vor, die ich aber erst viel später in einem neuen Freundeskreise kennenlernte. Da es regnete, woran das nächtliche Sternensflimmern schuld sein sollte, mußte ich mich für diesmal mit dem Nordweg am Darenstein und der Südwestwand am Zarathustrastein begnügen. Die Ausbeute war gering, aber eben deshalb zog es mich bald wieder in dieses Tal.

Immer, wenn ich hier weilte, besonders an Wochentagen, an denen man am klaren Bach, auf duftig-grünen Wiesen- und Waldbängen, im unwegsamen Dickicht, im Blockgewirr und auf den das freundliche Tal mit seinen Nebengründen überragenden Gipfeln allein sein konnte, genoß ich dieses stille Glück dankbaren Herzens.

Es war hier so ganz anders, als in der Einsamkeit der weiten Räume des Fschandes, mit seinen vielverzweigten Schluchten, aus denen leicht eine wehmütige Stimmung aufsteigen konnte. Gewiß, auch hier lag ein Hauch über den Wiesen, über der Mühle und über dem Bach im Tal, der herauf bis zu den zapfenbehangenen Baumkronen und weiter bis zu meinem Felsenthron spürbar wurde. Aber er schien aus einem Garten zu kommen, der in der Sommerhitze liegt und blüht und duftet; der zu nichts anderem geschaffen schien, als zur Freude des Menschen. Wer von euch hätte sich diesem Zauber entziehen können?

Es war mir manchmal, als ob vom Mühlensrad der Herzschlag dieses Tales ausginge.

Alles, was ich unternahm, geschah von der Mühle als dem Ausgangs- und Mittelpunkt des Tales aus und fand zwangsläufig auch sein Ende dort.

Mar Otto mag viel verkannt worden sein. Was ihm oft verübelt wurde, war, daß er seine eigene Polizeistunde hatte und die lag für gewöhnlich um drei Stunden früher, als die gesellschaftliche. Ich will zugeben, daß durstige Kehlen das nicht so ohne weiteres hinnehmen, zumindest davon nicht gerade erbaut sein konnten. Mar Otto kannte seine Bergsteiger, er sah sie gern kommen, schätzte ihre ideale Gesinnung, liebte ihren Gesang und gönnte ihnen auch einen frischen Trunk. Aber er kannte sie nur zu gut, wußte, daß ihr wunderbarer Berggesang nach dem soundsovielten Glas Bier nicht selten in eine Gröblerei ausartete und . . . so mochte er die Bergsteiger nicht. Mit dieser Feststellung, die ihm wohl noch mehr verübelt worden ist, hat er im Grunde nur bewiesen, wie sehr ihm am Ruf der Bergsteiger gelegen war.

Und noch eines. Er hat mir einmal in einer stillen Stunde mehr darüber gesagt. So weiß ich, daß ihm die großsprecherische Art und die Wichtigtuerei mancher der jüngsten Bergsteiger nicht gefiel und daß er kein Verständnis dafür haben konnte, wenn ein ganz junger Bursche, den er überhaupt nicht kannte und mit dem er seinem Alter und seiner Erfahrung nach kaum wesentliche Verührungspunkte haben konnte, ihn genau so duzte, wie einer der alten Berggesellen, mit dem ihm oft eine recht herzliche Freundschaft verband.

Ich entsinne mich noch recht gut der Verhandlung vor dem Amtsgericht in Königstein, die zur Verurteilung der jenen Kreisen anhängenden Bergsteiger führte, die uns damals fast alle Gipfelbücher von den Kletterfelsen unseres Gebirges gestohlen hatten. Diesen Burschen war offenbar das Gipfelzeichen des Darensteines, die weitbin sichtbare Wetterfahne, im Wege gewesen. Sie hatten das alte Symbol der „Darensteiner“ vom Gipfel heruntergeholt und im Walde versteckt. Ich wünschte, ihr hättet unseren Mar Otto, der als Zeuge geladen war, sehen und hören können. Seiner Haltung war es zu verdanken, daß den damaligen Gegnern des Sächsischen Bergsteigerbundes und seiner schon damals verbildlichen Einrichtungen durch richterliche Bestrafung der Schuldigen einmal das Unmoralische ihrer Handlungsweise klipp und klar dokumentiert werden konnte.

Mar Otto gehörte zu jenen Naturen, die man nicht aus einer kurzen Begegnung, oder auf ein paar Worte hin auskennen konnte. Er war ein aufrechter, arbeitsamer Mann, nicht ohne persönliche Eigenart, die leicht missverstanden werden konnte, aber ein Mann mit grundständiger Gesinnung, der jedenfalls Anspruch auf unsere Achtung haben konnte.

Nun er heimgegangen und die stille Trauer des Tales wie vom Winde verweht ist, geht alles wieder seinen gewohnten Gang. Der Bach murmelt sein altes Lied, das Mühlenrad stampft den Takt dazu, Müller, Bäcker, Knechte, Mägde und Frauen rühren die fleißigen Hände; und an seiner Stelle ist bereits der junge Besitzer in den Betrieb, der vom Großvater her zur Familie gehört, hineingewachsen. Umsichtig taucht er gerade überall dort auf, wo die leitende Hand notwendig ist und wo auch mal selbst mit Hand angelegt werden muß glücklich zu schätzen, daß ihm seine Mutter noch zur Seite steht.

Wir und die Sommergäste

So steht im Leben nichts stille. Es ist, als ob man das in diesem einzigen, noch etwas abgelegenen, ruhigen Winkel des Tales doppelt spüren würde. Einer geht, da steht schon ein anderer an seiner Stelle. Und das ist mit den paar Sommergästen, die sich aus dem Lärm der Großstadt hierher geflüchtet haben, nicht anders. Welche kommen, andere gehen. Oft hat man das Gefühl, daß sie am liebsten bleiben oder doch wiederkommen möchten und das söhnt einem mit manchem dieser „Fremdlinge“ aus.

Die Einstellung der Bergsteiger den Sommerfrischlern gegenüber ist zumeist falsch oder hinkt doch bedenklich einseitig. Sie sollte, so gut das eben geht, den heutigen Gemeinschaftsbestrebungen angepaßt werden. Gewiß, daß sie dem Tal, wenn man es vom bergsteigerischen Standpunkt aus als „kleines Felsenparadies“ ansprechen will, innerlich nicht die gleichen Gefühle entgegenbringen können, deren wir Bergsteiger fähig sind. Aber man bedenke, daß im Leben keine Regel ohne Ausnahme ist, daß also sehr wohl jemand, auch wenn er sich selbst nicht bergsteigerisch betätigt, am bergsteigerischen Tun anderer Gefallen finden, ihm Achtung entgegenbringen oder darin gar eine ideale Lebens- und Charakterbildung erblicken kann. Umgekehrt klettern heute noch manche Bergsteiger, denen der tiefere Sinn des Bergsteigens bisher noch nicht aufgegangen ist. Es mag Kletterer mit gutem technischen Können geben, die sich ihrer Veranlagung nach selbst gar nicht zur Größe eines solchen Gefühls aufschwingen können.

Die trassesten Abweichungen hüben wie drüben mögen zu den Seltenheiten gehören. Immerhin, man sollte sich hüten, über jemand zu urteilen, den man nicht genau kennt und sollte wenigstens soviel gelernt haben, daß auf eine höfliche oder freundliche Frage eine ebenso höflichfreundliche Antwort gehört. Es scheint da bei manchen ein bedauerliches Mißverständnis vorzuliegen. Der bei uns übliche und vielgepriesene raube, aber herzliche Ton hat mit grober Ungezogenheit nichts zu tun. Das muß den „wildern“ Bergsteigern, die auch heute noch glauben, ohne den Sächsischen Bergsteigerbund viel „freier“ leben zu können, immer wieder vorgehalten werden.

Zu den an Sonntagen meist überlaufenen Klettergebieten gehört zweifellos auch das Bielatal. Wer einmal länger, als über das Wochenende hinaus hier verweilte und vom stillen Zauber dieses Tales an den Wochentagen besenkt und beglückt wurde, wird gefunden haben, daß er die zwei, drei Duzend Sommergäste nicht so störend empfunden hat, wie den Massenbetrieb der Kletterer an einem Schönwetter-Sonntag.

Es ist ja auch nicht gut möglich, daß sie alle auf einmal auf der Johannisnacht oder bei den Herkulessäulen auftauchen. Im übrigen bevorzugen die meisten der Sommerfrischler in der bewundernswerten Erkenntnis, daß etwas anderes ihrem Schwert und ihrer Kleidung schaden könnte, gut ausgetretene und möglichst wenig steile Wege.



Bielatal, Blick von der Baumschule nach der Felsgruppe an den Herkulesssäulen und dem Schiefen Turm. Orig.-Aufn.: Lothar Wetzel, Dresden A 19

Man wird auch zugeben müssen, daß die berüchtigten „Schreibhölse“ nach und nach seltener geworden sind. Wahrscheinlich ist ihnen das Tal etwas zu weltabgelegen, sicher aber geht es ihnen hier viel zu ruhig zu. Der Mehrzahl kommt es heute doch auf Ruhe und Erholung an, was man, wenn man seine Ferien oder auch nur einen Teil davon hier verlebt, im Grunde neben ein paar bescheidenen Gipfeln ja auch nur will.

Wie man am besten mit einem waschechten Berliner „Allesbesserwisser“ verkehrt, ist schwer zu sagen. Den Dialekt muß man schon hinnehmen wie er ist. Man bedenke, daß unser „Sächsisch“, soweit es sich nicht um reine landläufige Mundart handelt, anderwärts auch nicht besonders angeschrieben steht. Viel schlimmer ist der fortwährende Pranz, der manchmal unausweichlich werden kann und dem man besser aus dem Wege geht.

Ich habe mir sagen lassen, man gewöhne sich mit der Zeit an alles. Also rein in die Sommerfrische!

Kleine Felsgänge an Ferientagen

Die Ottomühle wird von der Darensteingruppe überragt. Drei der Felsen leiten ihre Namen von der Mühle ab, Ottostein, Großer und Kleiner Mühlenwächter. Von den beiden anderen, Darenstein und Zarathustrastein hat der massigere bei den Talbewohnern durch das bereits erwähnte Gipfelzeichen, das längst wieder neu errichtet wurde, Bedeutung erhalten. Ja, die alte Wetterfabne ist heute zuverlässiger, als in früheren Zeiten, wo der Rost vieler Jahre an ihr gefressen hatte.

Die dicht zusammenhängende Gruppe, die man bei mäßigen Schwierigkeiten fast in einem Zuge durchsteigen kann, ist für die Urlaubstage wie geschaffen. Im ganzen Gebiet finden sich sonst verhältnismäßig wenig lohnende Gipfel, die man leicht zurücksteigen kann. Eine der schönsten Klettereien dieser Art bietet der Alte Weg am Trautmannsfels, von dem man nach der Wegbeschreibung annehmen müßte, daß er ein Dreckhaufen ist. Ich bin selten angenehmer enttäuscht worden.

Der Herkulesstein, dicht bei der Aussicht, ist, wenn die Luft rein ist, über den Südweg rasch

zu erreichen. Ihm mindestens ebenbürtig ist die Besteigung des Hinteren Herkulessteines, bei der man sich der Gefahr der Zuschauer nicht aussetzen braucht und von dessen Gipfel man einen überraschenden Ausblick auf die etwas niedriger liegenden Herkulessäulen und den Schraubenkopf genießt. Um den Einstieg zu gewinnen, biegt man beim Verlassen der Aussicht den Weg nach rechts ein. Kurz darauf über die Wand rechterhand der Zugang, der bald nach links in eine Schlucht mündet, aus der man über schräge Wand und anschließende Platte den leichten Kamin erreicht, der zum Gipfel führt.

In diesem Zusammenhange sind noch der Schusterturm und der Artariastein bei der Johannismacht zu nennen, die auf den Alten Wegen leicht erreichbar sind. Auffallend selten kommen hohe Kamine vor, und wenn sie sich zeigen, liegen sie dicht beisammen, so am Hallenstein und an der Verlassenen Wand.

Verschiedene, über das ganze Gebiet verstreute kleinere Gipfel, besonders im Glasergrunde und im hinteren Teile des Vielatales, die ich während mehrerer Ferienaufenthalte mit besuchte, bedürfen ihrer geringen Bedeutung wegen kaum der Erwähnung. Am ehesten noch der Dsteregel und eine ganze Reihe ihm benachbarter, namenloser Felsgebilde mit teilweise hohen Falswänden, die dem Waldbang gegenüber dem Spannaelturm und dem Stumpfen Kegel entwachsen. Sie stehen vergleichsweise etwa den beiden Mühlentälern an Größe und Selbständigkeit kaum nach und bieten einen schönen Blick auf den gegenüberliegenden Hang und die Rosenthaler Felder.

Nur, sie sind sämtlich ganz hundsgemein durch beinahe undurchdringliches Dickicht und über ein Gewirr von Blöcken und immer wieder neuen Hindernissen von der Höhe des Wormbergweges aus absteigend erreichbar. Schade um verschiedene nicht schlechte Sachen, die wohl auch reizvolle und schwierige Wege zu bieten haben — aber bei solchen Zugängen kann einem schon die Lust vergehen.

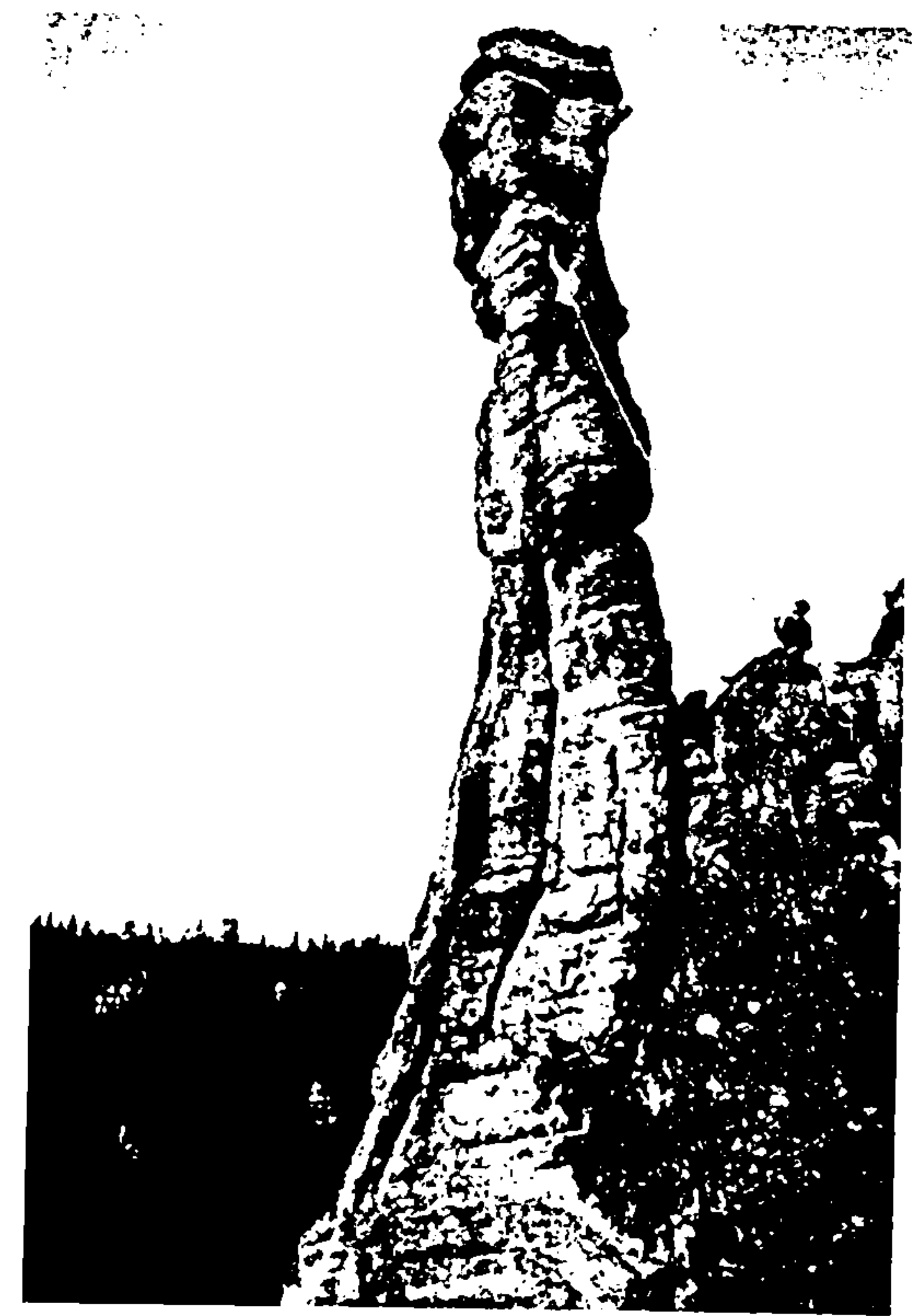
Man trifft in Ferienzeiten zumeist im Vielatale einen oder mehrere Kameraden, mit denen sich dann schöne und recht lohnende Gipfelfahrten mittlerer Schwierigkeiten gemeinsam durchführen lassen. Es finden sich wohl auch Seilschaften, die schwere Wege angeben. So ist die Durchsteigung der Ostkante am Schiefen Turm, der neben dem Kanzelturm wohl die eindrucksvollste Felsgestalt des Vielatales ist, an Wochentagen durchaus keine so große Seltenheit.

Was die Schönheit der Felsen betrifft, so wetteifert sie hier in diesem romantischen Mühlentale vielfach mit den merkwürdigsten Formen, die uns die Natur zu deuten aufgab. Wer einst das Glück hatte, die bewaldeten Hänge mit den sie überragenden Gipfeln als erster zu betreten, war zweifellos von deren Vielgestaltigkeit, die, scheinbar allen Naturgesetzen Trotz bietend, sich zuweilen bis ins Unglaubliche steigert, zutiefst beeindruckt. Die vorkommenden, aus alten Sagen stammenden Gipfelnamen (Herkules, Zarathustra, Prometheus) mögen aus dieser Stimmung heraus geboren sein.

Man betrachte einmal die Herkulessäulen von allen Seiten und von hoch und niedrig gelegenen Standpunkten aus. Welcher Reichtum an immer wieder neuen Eindrücken. So ungleich dieses Felsenpaar ist, schlank die Kleine, plump die Große, beide haben das eine gemeinsam, daß man glauben möchte, sie müßten bei der geringsten Belastung an ihrer schwächsten Stelle wegbrechen.

Ziemlich häufig sind unwirklich schief aufragende Felsgebilde (Schiefer Turm, Stumpfer Kegel u. a.). Man trifft in den Wänden sowohl fingerstarke Leisten meist eisenhaltigen Gesteins, als ebenso zahlreich, besonders nahe dem Gipfel, breitere, terrassenförmige Bänder, die bisweilen den Vergleich mit einem turmförmigen Baumkudun aufkommen lassen. Die Gipselplatten bzw. Blöcke selbst weisen in ihrer reich zerklüfteten Gestalt vielerlei Gemeinsames untereinander auf.

Zusammenfassend möchte gesagt werden, daß gerade der Bergsteiger im Vielatal, mit der reinen, gesunden Luft, den grünen Farben, die den Augen neue Kraft geben, seinem ländlichen Frieden und dem romantischen Hauch, der aus diesem märchenhaft schönen, mit den mannigfachsten Reizen ausgestatteten Felsenparadies aufsteigt, an Urlaubstagen neben manch stillem Gipfelglück auch wohlverdiente Ruhe und Erholung finden kann.



Kleine Herkulessäule.

Orig.-Aufn.: Walter Hahn, Dresden A 24

Impression

Ich liege langgestreckt im Grase, atme Luft und Duft, höre wie von weither das Summen und Brummen der kleinen Käse, die auf jeder Wiese zu Hause sind, auf- und wieder abschwelld.

In den Pausen ist schwaches Glucksen vernehmbar, das sich anhört, wie wenn der sanft dahin-fließende Bach behutsam über einen Stein hüpfte.

Ich öffne die Augen und schaue eine Weile langsam fortschiebenden Wolken zu.

Dann ist mir, als ob ich selbst weit fort, als ob alles um mich her abgefallen wäre. Auch das Schwere scheint von mir gewichen.

Nun bin ich selbst Ruhe, gleich der, die mich wohlthuend umfassen hält. Mir ist so leicht; ich schließe die Augen und versuche, an nichts mehr zu denken.

Doch da ist es wieder, das auf- und abschwelld Summgeräusch, dazwischen vom Bach her das Glucksen und noch ein fernes, fernes Klingen, das aus dem Ather herabzukommen scheint — fremd und undeutbar. Nun empfinde ich, gleichsam als ob mich jemand plötzlich aus meiner wohligen Ruhe wachgerüttelt hätte, daß um mich her fließende Bewegung und klingendes Leben ist. Und da kommt neue Freude über mich: Leben ohne Lärm. Wie will ich meine abgestumpften Großstadtfinne schärfen, um es zu belauschen.

Ausklang

Wohl ein Duzend Gipfel haben wir in diesen Tagen bestiegen.

Da war einer von „Felsensöhne Coswig“. Er wohnt, wie wir, mit Frau und Töchterden in der Mühle. Dann einer von dem neuen Klub „Empfortürmer“, selbst noch Jugendmitglied im Bunde. Was für Kontraste! Der eine rubig, gefest, ausgeglichen — der andere das getreue Abbild dessen,

was wir selbst einst waren: junge, ungehobelte Menschen, die kaum etwas anderes kannten, als den Drang in die Berge, vor dem alles andere zurückzustehen hatte.

Beides prächtige Kerle. An dem Kleinen hatten wir viel Freude. Die alles ausgleichenden Jahre werden keine leichte Arbeit mit ihm haben.

Dazu kam noch meine Tochter, die mir in den letzten Jahren zur Gefährtin auf manchen Gipfelsfahrten herangewachsen war. Wir, die beiden Familien inbegriffen, hielten auf ein paar Tage gute Bergkameradschaft, wie sie der Zufall nicht besser hätte fügen können.

Überall treffen wir die neuen Kapselstützen an, spüren, wieviele fleißige Hände sich für den Bund regen und fühlen uns mit all diesen Kameraden doppelt verbunden.

Merkwürdig ist nur, wie fremd sich die meisten Bergkameraden im persönlichen Verkehr geblieben sind, obwohl sie sich doch alle ihrer inneren Einstellung nach eins fühlen mußten. Manchmal wollen sie sich auch gar nicht verstehen.

Woran mag das nun wieder liegen?

Es sind der Rätsel viele und ihre Deutung ist nicht immer leicht. Was einem manchmal für Gedanken kommen, noch dazu bei einer Gipfelrast. Ein andermal steht man droben, andächtig, während alle Gedanken, die einen ablenken könnten, wie von selbst ausgeschaltet sind — man schaut nur, man fühlt sich im innersten ergriffen. Dabei kann es dann passieren, daß man neben sich den Freund vergißt.

Morgen soll es heim gehen.

Hilde und ich wollen gegen Abend unseren Abschied nehmen, droben auf dem Gipfel des Artaria-Steines. Unser kleiner Freund will dabei sein, wiewohl er noch nicht abreißt.

Wir sind durch kein Seil verbunden. Wozu auch — es verbindet uns genug anderes. Auf einem der schönen Gipfelblöcke halten wir letzte Rast.

Drüben von der Johannismacht schauen drei Leute nach dem Friksturm hinüber, an dem zwei uns flüchtig bekannte Kameraden eine Besteigung durchführen. Man hört die ganze Zeit kaum ein Wort. Hilde blättert im Buch und freut sich unserer Einträge von früheren Besteigungen her.

Dann ziehen die glückhaften, sonnigen Tage, die uns das stille Felsental auch in diesem Jahre wieder schenkte, an uns vorüber, so wie wir ihrer gern und noch oft gedenken wollen. —



Am Waldbach. Orig.-Aufn.: Lothar Wetzell, Dresden A 19

Grenzlandfahrt Oberschlesien. Walter Grabs

Drei Tage reichen Erlebens in Breslau lagen hinter uns, als wir Bergsteiger uns am Montag, dem 1. August 1938, um neuen Eindrücken entgegenzufahren, mit fröhlichem „Bergheil“ von unseren Kameraden trennten, die wieder heimfahren mußten.

Das Grenzland Oberschlesien war unser Ziel. Ein Sonderzug nahm uns auf, und wir fuhren zuerst durch flaches, weites Land, Oppeln, der Regierungsstadt Oberschlesiens, zu. Eine Arbeitsdienstatzelle empfing uns dort am Bahnhof. Bald hatte sich ein Zug formiert, und wir marschierten zum Rathaus, wo eine Begrüßung durch Vertreter der Stadt und Partei stattfand. Wir Bergsteiger führten uns hier mit zwei Sängersprüchen sehr verheißungsvoll ein. Anschließend bemühte man sich, uns Grenzlandfahrern in mehreren Gruppen die Schönheiten der Stadt zu zeigen. Am besten hat uns aber wohl allen von Oppeln das Essen gefallen.

Gegen 14.00 Uhr nahm uns dann wieder der Sonderzug auf und nach zweistündiger Fahrt, vorbei an Hindenburg und Gleiwitz, landeten wir in Beuthen.

Während in der Gegend von Oppeln die Zementfabrikation zu Hause ist, was die vielen Kalköfen in und außer Betrieb bezeugen, wird die Gegend von Gleiwitz, Hindenburg und Beuthen von gewaltigen Fördertürmen und Schloten der Hochöfenwerke beherrscht. Es ist ein uns ungewohntes Bild, wie die Stadt Beuthen von großen Industriewerken, die bis zu dreitausend Mann Gefolgschaft haben, umgeben wird. Vom Zug aus fällt uns besonders der 60 Meter hohe Förderturm der Hohenzollerngrube auf, der als der modernste der ganzen Welt gilt.

Nach der Quartierverteilung zogen wir in kleineren Gruppen ab, um uns später zum gemeinsamen Abendessen, verbunden mit Kameradschaftsabend im Konzerthaus der Stadt Beuthen, wieder einzufinden. Die Vertreter der Partei und der Stadt wendeten sich in ihren Begrüßungsreden besonders gegen die Verleumdung, daß man in Oberschlesien ohne polnisches Wörterbuch nicht auskommen könne. Im Verlauf des Abends tanzte ein KDF-Kreis, und auch wir halfen, mit Gesang den Abend zu verschönern. In später Abendstunde ging es den Quartieren zu.

Der Dienstagmorgen vereinte uns zunächst zu einer kurzen Gesangsprobe, wobei wir leider feststellen mußten, daß die Beuthener Luft oder das Bier unsere Kehlen recht kratzig gemacht hatte. Anschließend wurde mit einem Autobus zu einer Grubenbesichtigung nach Hindenburg gefahren. Ein Einfahren unter Tage war aber aus technischen Gründen leider nicht möglich, jedoch war es auch so ganz interessant und als Dank verabschiedeten wir uns mit einem musikalischen „Bergheil“. Der Bus brachte uns wieder nach Beuthen zurück zum Mittagessen. Anschließend kam für uns eine große Aufgabe; ein Mittagskonzert in der Karsten-Zentrum-Grube in Beuthen. Hundert Bergsteigerfänger hatte man angekündigt, jedoch waren wir nur zwanzig. Aber wir haben uns alle Mühe gegeben!

Der Nachmittag brachte uns eine Grenzbesichtigungsfahrt. Was wir dort sahen, dürfen wir nie vergessen, und eines wissen wir: diese Grenze kann und darf nicht immer so bleiben! Sie ist entstanden aus einem grenzenlosen Haß und Vernichtungswillen gegen Deutschland und hat weder völkische noch geographische Berechtigung! Dort jenseits der Grenzpfähle wohnen Menschen deutscher Abstammung und deutschen Brauchtums, und rings um Beuthen, das von drei Seiten von der Grenze umgeben wird, stehen Fördertürme und rauchen Schloten ehemals deutscher Gruben, die heute in polnischem Besitz sind!

In einer schlichten Holzkirche besichtigen wir noch das Ehrenmal der im Weltkrieg gefallenen Beuthener Soldaten. Es ist ein Sarkophag aus Steinkohle.

Diese Grenzbesichtigungsfahrt war für uns alle sehr eindrucksvoll.

Erwähnen möchte ich noch Beuthens schönes, modernes Hallenschwimmbad, das abends noch von einigen aufgesucht wurde.

Am dritten Tag brachte uns der Sonderzug nach Ratibor, wo wir seitens der Bevölkerung wieder mit größter Herzlichkeit aufgenommen wurden. Am Grenzlandturm trafen wir uns zu einer schlichten Begrüßungs- und Feierstunde. Stolz und frei schaut dieser Turm von einer kleinen Anhöhe hinüber in ehemals deutsche Gebiete, um den Brüdern jenseits der Grenze den Glauben an Deutschland zu erhalten. Die polnische und die tschechische Grenze treffen sich hier und trennen deutsches Land vom Reich. Der Vertreter der Stadt sprach herzliche Worte zu uns und wir hörten daraus die Freude darüber, daß wir im Grenzland Oberschlesien gerade sie aufgesucht hätten, um ihr Schicksal kennenzulernen.

Der Abend vereinte uns wieder zu einem Kameradschaftsabend, an dem wir ebenfalls sangen.

Am vierten Tag unserer Fahrt besuchten wir den Annaberg. Hier oben liegt Schlesiens größter Ehingplatz, vereint mit einem wundervollen Ehrenmal für alle in Nord und Süd und Ost und West gefallenen deutschen Freikorpskämpfer. Als Symbol der neuen Zeit steht eine schöne Jugendherberge dabei. In einer schlichten Feier, die wir mit Liedern umrahmten, sprach ein Mitkämpfer aus dem Jahre 1921. Lebendig ließ dieser die furchtbare, erniedrigende Zeit von 1919 bis 1921 an uns vorüberziehen. Durch unseren Fahrtenleiter wurde ein Kranz am Ehrenmal niedergelegt, und im Gewölbe dieses Ehrenmals erklang von uns ganz zart Anton Günthers „Feierobnd“. Für die, derer man dort gedenkt, ist ewiger Feierabend eingezo-gen.

Anschließend an die Feier stärkte uns in der Jugendherberge ein einfaches Mahl.

In knapp zwei Stunden brachte uns am Nachmittag der Sonderzug nach Neiße. Die Stadt ist ein alter Bischofsitz und eine siebenhundertjährige Geschichte gibt ihr das Gepräge. Als ehemals wichtige Festung, erbaut zur Zeit Friedrichs des Großen, ist die Stadt Neiße noch heute große Garnisonstadt.

Nach dem Abendessen trafen sich die Bergsteiger zu einem urgemütlichen Abschiedsabend, den vor allem unser Bergkamerad Lindner, unterstützt von Bergkamerad Kämpfe, ausgestaltete. Hier hatten die Schlesier einmal Gelegenheit, sächsischen Frohsinn und zünftigen Bergsteigerflachs kennenzulernen. In später Stunde suchten wir unsere Betten auf, um in den fünften und letzten Tag hinüberzuträumen.

Am Freitag hatten wir Gelegenheit, in Schlesiens größtem Stausee zu baden. Um 10 Uhr rollte jedoch unser Zug schon der alten Bergfeste Glas entgegen. Auch hier wurden wir auf das herzlichste von der Bevölkerung und der Stadtvertretung begrüßt. Ein Rundgang durch die Stadt und die Festung schloß sich an und wieder bewunderten wir die Größe und Wichtigkeit der alten Wälle und Kasematten. Von der Festung bot sich uns ein herrlicher Ausblick auf den Glaser Kessel. Wir fühlten, daß hier nach dem Industrieland Schlesien das schöne Reiseland Schlesien beginnt. Vom Heuscheuergebirge über Glaser Schneeberg mit 1422 Meter bis zum Altvatergebirge mit Altvater, 1490 Meter, war uns ein herrlicher Rundblick vergönnt. Doch wir mußten wieder hinab zur Stadt, um dort das letzte Mittagessen einzunehmen. Ehe wir aber einen Abstecher nach dem Herzbad Altheide antraten, sprach ein Sonderzugteilnehmer der Fahrleitung, Herr Dozent Zacharias, und seinen Helfern noch unseren gemeinsamen Dank aus. In Altheide, dem wir darauf noch einen kurzen Besuch abstatteten, wurden selbstverständlich auch der Brunnen probiert und die Kuranlagen besichtigt. Wie man dort feststellen konnte, eignen sich auch Bergsteiger als Besucher des Kurkonzerts.

Gegen 6.30 Uhr fuhren wir nach Glas zurück. Hier wurde das letzte Abendbrot verabreicht, und dann ging es durch wunderschönes Bergland, über Neurode, Waldenburg und Hirschberg immer am Fuße der Sudeten entlang, der Heimat zu.

Tiefbeeindruckt kehrten wir von einem Grenzland zurück, das jahrhundertlang um seine deutsche Heimat und um sein Deutschtum gekämpft hat und noch immer kämpft, das nach dem Weltkriege furchtbare Zeiten durchlebte und das erst jetzt einen Silberstreifen am Horizont sieht. Wir aber wissen, wenn wir an die Grenzen von Ratibor und Neuthen denken, daß dort deutsche Menschen und deutsches Land unter fremder Knute schmachtet. Und dieses Wissen verpflichtet uns!

Aufstieg zum Matterhorn. 7. H. Benndorf

Das sind die feliengewaltigen Höhn,
Die tausendmal wetterumbrausten,
An denen die Jahre vorübergehn
Wie über die Meere ein Windeswehn.

Wir reiten den steilen Saumpfad hinan
Auf trittesicherem Maultier;
Die Matten und Triften verlassen uns längst,
Die Arven und Lärchen verlassen uns bald,
Das Knieholz auch und die Alpenrose;
Bald: und das Murmeltier pfeift nicht mehr
Und düster und still wird es rund um uns her.

Doch höher und höher, dem Wildbach entgegen,
Der jugendlich jauchzend zu Tale stürzt,
Entgegen den feucht-nahen Wolkenspinnen,
Die strahlen und strömen im Abendrotliegen.

Doch höher und höher: seht, gleißend durch Nebel,
In wolliges Schneevlies gekleidete Felsen,
Gezottel blau flimmernder Gletscherzungen
Und feindselig klaffende Eisgemäuer,
Und hoch Firnhäupter im Silberhaar,
Dem Wandel der Sterne nur zugewendet,
Und endlich sichtbar, jähaus bis zur Spitze,
Die Felspyramide des Matterhorn!

Wenn Frührotschein ihre Hochwacht streift,
Im Morgenwinde die Geier sich wiegen,
Dann wird wie ein Lager von weißen Gezelten
Die Bergwelt rings uns zu Füßen liegen.

Das Notsignal. H. W. Philipp

Bei strahlendem Sonnenschein hatten wir, mein Kamerad und ich, unser Zelt auf der Meurer-Alm bei Grainau umweit der Hütte aufgebaut und der freundliche Wirt der Alm hatte uns sogar noch Matrasen gegeben, damit wir recht schön bequem haufen konnten. Neugierig waren die Gäste der Alm am Spätnachmittag herübergekommen, um sich die „Krarler“, wie sie sagten, anzusehen und manche Frage über das, was wir vorhätten, mußten wir über uns ergeben lassen. Nun aber war bei uns Ruhe eingetreten. Unten im Tale lagen schon die schwarzen Schatten und nur die Niesenmauern der Warensteine, die gigantisch dicht über der Alm hinter einem schmalen Waldstreifen aus den Schuttströmen in den abendlichen Himmel wucherten, waren noch von einem rosigen Schimmer überhaucht. Mit glimmenden Pfeifen saßen wir vor dem Zelt und schauten und schauten, bis die Nacht ganz herein gebrochen war. Dann wurde die Zeltlampe angezündet, der Benzingaskocher summt und wir richteten unser Abendmahl, während wir über die kommenden Bergfahrten plauderten. Die Nacht hatte sich über das weite Loisachtal gesenkt. Als schwarze Silhouette stand die Kramer Spitze vor uns, rechts im Tale winkten die vielen Lichter von Garmisch-Partenkirchen zu uns herauf und von da aus zeigten die hell erleuchteten Stützen der Bankbahn den Weg der Bahn hinauf auf den Wank. Bald krochen wir in den Schlaffack, denn wir wollten zeitig aufstehen, um als Anfang am nächsten Tag zeitig den großen Warenstein anzugehen.

Aber erstens kommt es anders, zweitens als man denkt. Mitten in der Nacht wache ich auf. Laut trommelnd prasselt der Regen auf das Zeltdach und oben im Wald heult der Sturm in den Wipfeln der Bäume. Ich wecke den Kameraden und gemeinsam schimpfen wir dann herabhaft über das Sauwetter. Allerdings trösten wir uns damit, daß es vielleicht am Morgen besser ist. Das erweist sich nun freilich als Irrtum, denn als wir früh aus dem Zelt schauen, ist alles dicke Waschküchle und man sieht kaum zehn Meter weit. Der Nebel weicht den ganzen Tag über nicht, und so machen wir am Nachmittag resigniert eine kurze Tour durch die Höllentalklamm.

Tag für Tag zwingt uns dieses Regenwetter, der Nebel und zeitweises Schneegestöber zur Untätigkeit und macht jede Hochtour unmöglich. Lediglich einige Jochbummeleien über das Hupfleitenjoch und über die Riffelscharte hinab zum Eibsee unternehmen wir, und selbst diese Touren werden durch das diefige Wetter ziemlich schwierig und man ist froh, wenn man nach stundenlangem Steigen in Regen, Schnee und Nebel endlich tief unten im Tal wieder einigermaßen klare Sicht vorfindet.

Jeden Morgen schimpft man mehr und jeden Tag wird der Geldbeutel trotz äußerster Sparsamkeit schwindächtiger. Als willkommene Abwechslung wird die Vergrößerung der Terrasse, die der Wirt vor der Hütte vornimmt, begrüßt und einige Tage lang brechen wir Steine und Karren mit der schweren Last hinunter zur Alm und spielen Baumeister. Mit großem Hallo wird jedesmal das Reserl begrüßt, die unser Wirt von Zeit zu Zeit mit einem pfundigen Maß Bier zu uns herausschickt. Ebenso läßt er es sich nicht nehmen, uns Mittag- und Abendessen zu geben. So vergehen die Tage, allerdings anders, als wir es im Sinn hatten. Gegen Ende der Woche arbeiten wir noch am Schießstand mit, und dann kommen am Sonntag die jungen Burschen mit ihren Mädels herauf auf die Alm zum Schießen. Auch der Herr Bürgermeister ist anwesend, und uns als Mitarbeiter am Schießstand hat man eingeladen mitzuschießen. Wir freuen uns natürlich über diese Einladung und beschließen, unser Möglichstes zu tun, um als Vertreter sächsischer Bergsteiger gut abzuschneiden.

Zu Mittag ist plötzlich der Himmel aufgebrochen, und als dann am Nachmittag ein fröhliches Treiben auf der Alm beginnt, lacht die Sonne aus einem herrlichen klarblauen Himmel. Als ich endlich mit Schießen an die Reihe komme, da heißt es zwar erst ein paarmal acht oder zehn rechts hoch, aber schließlich habe ich mich mit der wirklich ausgezeichneten Büchse eingeschossen, und plötzlich schreit der Posten an der Scheibe: „A Hoalbe!“ „Wieso a Hoalbe?“ frag ich. „Ja, dös ischt, wann Du an Zwölfer g'schossen hast, da mußt heut' abend a halbe Maß geben!“ O weh, unser schönes Geld, denke

ich und noch zweimal schreit's von hinten: „A Hoalbe!“ Unser Wirt freut sich wie ein Schneekönig, und am Abend, als alle Schützen in froher Runde vereint sitzen und die dicken Maßkrüge mit dem süßigen Bier auf den weißgebeuerten Tischen stehen und die Zither klingt, da tut unser trefflicher Wirt noch ein Leztes. Er bezahlt unsere Kunden und eröffnet uns, daß wir armen Kerle doch schauderhaftes Pech hätten, denn eben finge es wieder an zu regnen. Jedenfalls sollten wir nunmehr in die „Villa“ hinüberziehen, denn wir würden ja in unserem Zelt bald wegschwimmen. Die Villa ist ein kleines Häuschen umweit der Alm, in dem die Sommergäste schlafen. Ein leergewordenes Zimmer dürfen wir nun gratis und franko beziehen. Zum Dank geben wir am Abend mit dem Wirt noch einmal mit einer Kraren beladen hinunter ins Dorf und holen Lebensmittel und ein Fäßchen Terlaner herauf auf die Alm. Hier ist inzwischen die Stimmung gestiegen. Zwei Engländer aus Hull sind mit ihren Damen anwesend, die restlos von der Gaudi begeistert sind. Während die Burschen mit den beiden Engländern auf deren Kosten ein Viertel Noten nach dem andern verkonsumieren, hat sich jeder von uns eine überschlanke Miß gekapert und es wird getanzt, daß die alten Zinnkrüge auf dem Bord klappern. Obwohl die ganze Unterhaltung in Zeidensprache geführt wird, die nur noch durch die please, thank you oder prost ergänzt wird, unterhalten wir uns alle herrlich. Endlich suchen wir in den zeitigen Morgenstunden mit erheblicher Schlagseite unser neues, feudales Quartier auf und beabsichtigen, am nächsten Tage lange zu schlafen, weil ja doch sicher wieder schlechtes Wetter ist.

Gegen 10 Uhr wache ich plötzlich auf. Hell scheint mir die Sonne ins Gesicht. Schnell habe ich meinen Kameraden geweckt, im Handumdrehen sind wir angezogen und schon sitzen wir in der Vormittagssonne auf der Terrasse und trinken Kaffee. Plötzlich kommen die kleine Leipzigerin und der Schauspieler aus Frankfurt, die so ziemlich die letzten Sommergäste sind, zeigen auf unsere schon gepackten Rucksäcke, die neben dem Tisch liegen und fragen, wo wir hin wollen. Wir erklären ihnen, daß wir wenigstens einmal auf die Alpspize wollen, um eine ordentliche Rundschau zu genießen. Zu anderen Unternehmungen ist es ja schon zu spät. Die zwei betteln, wir sollen sie mitnehmen. Wir überlegen kurz und sagen schließlich zu. Die kleine Charlotte hat sogar schon die Frau Mama überredet und diese gibt zögernd die Erlaubnis und ermahnt uns, ja vorsichtig zu sein, denn ihre Tochter sei bis jetzt nur auf dem Scherbelberg und auf dem Völkerschlachtdenkmal in Leipzig gewesen.

Fröhlich marschieren wir los und steigen hinab nach Hammersbach und streben dann durch den Wald hinauf, unter der Seilbahn hinweg nach dem Kreuzek. Schauderhaft warm ist es nach den letzten so kühlen Tagen geworden. Aber schön ist es, unsagbar schön. Auf einer Lichtung, von der wir einen hübschen Blick hinein ins Höllental und hinüber nach den beiden Warensteinen haben, raffen wir kurz und liegen still im hohen Gras. Hell spiegelt sich die Sonne auf dem Höllentalferner, der zu uns heruntergrüßt. Es duftet nach harzigem Holz und große Hummeln brummen von Blüte zu Blüte. Wir müssen uns aufraffen, um nicht zu lange zu verweilen. Wir steigen und steigen. Endlich ist das Kreuzek erreicht. Ein toller Betrieb ist am Adolf-Zoeyprits-Haus. In rauben Mengen liegen die Sonnenanbeter in den Liegestühlen. Wir aber genießen nur kurz den schönen Ausblick und ziehen weiter der Hochalm zu. Hier, wo der Kasersepp mit seiner Zither seine lustigen Gsangl ertönen läßt, halten wir Mittagsrast und machen uns gegen 14 Uhr auf den Weg nach der Alpspize.

Bald ist der Einstieg zu den Schöngängen erreicht und es zeigt sich schon hier, daß wir gut daran taten, keinen anderen Weg zu wählen. Wir haben unsere zwei Begleiter weit überschätzt. Trotzdem ein Drahtseil als Sicherung durch die Felsen geht, müssen wir schon an der Erinnerungstafel für die abgestürzten Alpenjäger die beiden ans Seil nehmen. Langsam, nur sehr langsam kommen wir höher. Auf dem Höhenrücken vor dem Oberkar machen wir kurze Rast. Dann geht es durch das weite Kar, das restlos mit Gesteinstrümmern angefüllt ist. Mit der kleinen Leipzigerin am Seil gehe ich voraus, während mein Kamerad den Schauspieler sichert. Als ich mich einmal umsehe, bekomme ich bald einen Lachkrampf. Auf allen Vieren, wie eine gepresste Hutschke, bemüht sich unser dicker Schauspieler, über einige flach geneigte Platten zu gelangen. Vom Alpspitzgipfel herab ist ein riesiger Abtrieb.

Duzende von Partien kommen schon talwärts und oft in so unvernünftiger Weise, daß sich bald zahlreiche Steine selbständig machen und mit dem bekannten Pfeifen in riesigen Säsen zu Tal schießen, und das jedesmalige Indeckunggehen wirkt auf unsere beiden Begleiter auch nicht erbeiternd.

Aber schließlich geht es immer besser mit dem Steigen, und mit Charlotte am Seil habe ich schon einen erheblichen Vorsprung. Auch ist endlich der Berg leer geworden und es ist herrlich in der klaren Luft hoch über allen Menschen, die letzten ziehen gerade wie kleine Ameisen tief unten durch das Kar und verschwinden in den Schöngängen. Da es bei meiner Begleiterin ziemlich langsam geht, habe ich genügend Zeit, meinen Blick über die Bergketten und das weite Loisachtal schweifen zu lassen. Endlich, es ist fast 18 Uhr geworden, betrete ich mit dem Madel den Gipfel, reiche ihr die Hand und gratuliere ihr zu ihrer ersten Bergfahrt, und mit Tränen in den braunen Augen dankt sie mir. Dann ist sie aber erst einmal zehn Minuten nicht zu sprechen, sie schaut und staunt und dann muß ich ihr die vielen, vielen Berge und Täler nennen, und auch der Schauspieler, der inzwischen oben angelangt und ein an und für sich sehr profaischer Mensch ist, freut sich unbändig. Ja, als ich ihnen dann ganz im Süden hinten zwei Gipfel, die mit ihren Schneehäuptern von der Abendsonne bestrahlt werden, zeige und sage, daß dies der Großglockner und der Großvenediger sind, kennt ihre Begeisterung keine Grenzen. Uns zwei Kameraden wird es klar, daß trotz der Mühen, die uns die beiden machten, es etwas sehr schönes ist, zwei Menschen, die noch nie am Berg waren, dieses herrliche Erleben zu vermitteln, wenn es auch nur an einem ganz leichten Weg ist, und wir bereuen es nicht mehr, sie mitgenommen zu haben.

Nachdem wir schon länger auf dem Gipfel weilen, macht sich die Kälte unangenehm bemerkbar. Auch die netten, schwarzen Gipfelkameraden, die Bergdohlen, haben sich gleich eingefunden, umfliegen uns und fressen sogar aus der Hand. Mit Stolz tragen sich unsere zwei Berghasen im dicken Gipfelbusch ein. Mit leisem Bedenken habe ich einige Föhnwolken beobachtet, die von der Miemingergruppe herüberziehen. Auch die bairische Ebene, in der der Starnberger-, der Ammer- und der Staffelsee eben noch in der Abendsonne glänzten, wird diesig und überall in den Tälern kommt der Nebel gekrochen. Sofort blase ich zum Aufbruch, denn ich habe keine Lust, mit zwei gänzlich unerfahrenen Leuten im Nebel am Berg zu sein. Sie erheben zwar Einspruch, aber es nützt nichts, sie kommen wieder ans Seil und los geht's über den kurzen Grat, der links ins Griestkar und rechts ins Mattheisental abfällt, hinüber nach dem Hochblaffen. Ich habe die Absicht, ins Mattheisental abzustiegen und das Höllental zu erreichen. Aber schon bald nach fünfzig Metern auf dem Grat muß ich einsehen, daß es unmöglich ist, die beiden über den Grat zu bringen. Sie weigern sich entschieden, weiterzustiegen, und so bleibt mir nichts anderes übrig, als umzudrehen und wieder hinauf auf den Gipfel. Meinen Kameraden mit dem Schauspieler schicke ich nun vornweg und folge mit Charlotte, damit ich alle Leute im Auge habe. Der Abstieg geht natürlich noch schwieriger als der Anstieg vonstatten. Immer dicker und schneller kriecht der Nebel heran an den Berg. Schon hüllt er das Kreuzeck und die Hochalm ein und die Warensteine schauen nur noch wie Inseln aus dem Nebelmeer heraus. Langsam kommt auch die Dämmerung, und als wir endlich durch das Kar schreiten können, ist dunkle Nacht um uns und der Nebel hat uns erreicht. Schweinerei! Unsere beiden armen Hascherl bekommen jetzt selbst Bedenken und ich halte ihnen einen kurzen, aber inhaltsreichen Vortrag, in dem sie energisch zusammengestaut werden, und das scheint zu helfen, denn es geht jetzt flotter voran. Es macht einige Mühe, den Abstieg an den Schöngängen zu finden, aber auch das wird geschafft. Zu allem Überflus ist hier das Schmelzwasser des Tages gefroren und Charlotte jammert: „D, meine Hände!“

Wir stecken gerade mitten in den Schöngängen, da dringt plötzlich ein Ruf an mein Ohr! „Kube!“ rufe ich, „alle mal stehen bleiben!“ Und da ist es wieder. Halb zerrissen weht ein Ruf von der Nordwand der Alpspitze herüber, langgezogen und dumpf: „Huup!“ Nach einer Weile wieder: „Huup!“ Ich reiße die Uhr heraus und kontrolliere den Sekundenzeiger. Allerdings kommen die Rufe nicht in

den regelmäßigen Zwischenräumen des alpinen Notsignales, aber kein Zweifel, sicher ein Mensch in Bergnot. Wir antworten mit dem vorgeschriebenen Antwortruf und ich mahne zum beschleunigten Abstieg. Viel zu langsam geht es mir, und als wir unten am Ausstieg stehen, hören wir es deutlich, der Ruf kommt von unterhalb der Nordwand. Ich gebe kurze Anweisungen. Mein Kamerad bleibt mit den beiden am Ausstieg und ich werde versuchen, etwas Positives festzustellen. Ich verabrede mit dem Kameraden ein Pfeifensignal, wenn ich jemanden unter der Nordwand finde und Hilfe brauche, soll er mit den beiden sofort hinunter zur Hochalm gehen und dort Bergsteiger alarmieren, die dann sofort heraufkommen sollen. Ich mache mich auf den Weg und mühsam dringe ich über Felsen, Geröll, zwischen Latschen und in dickem Nebel vor. Kaum die Hand sieht man vor Augen und der Nebel wirft den Lampenschein zurück, so daß ich endlich die Lampe verlösche, weil sie nur stört. Laufend bleibe ich immer wieder stehen, rufe von Zeit zu Zeit und immer wieder höre ich den dumpfen Ruf. Jetzt aber schon näher.

Plötzlich stockt mein Schritt! Halt, hier ganz in der Nähe muß es sein. Aber was ist das? Narrt mich ein Spuk? Wahrscheinlich bin ich auch etwas nervös, wie das ja in solchen Augenblicken zu sein pflegt. Das war doch aber kein Mensch! Ein Fauchen höre ich. Schauerlich! Soll es nicht im Alpengebiet noch den Fackelwurm geben, schießt mir's durch den Kopf! Da, wieder das schreckliche Fauchen! Plötzlich spüre ich warmen Hauch im Gesicht. Mir bleibt vor Schreck fast das Herz stehen und eiskalt läuft es mir über den Rücken. Ein riesiger Körper mit einem ungeheuren Kopf taucht vor mir auf und pffft wieder bläst das Untier seinen heißen Atem von sich. Dann aber sagt es: „Muuuh!“ Eine schöne, geschwackte Kuh reibt ihre Schnauze an meinem Arm. Mir fällt ein ganzer Felsblock vom Herzen und ich sage: „Na Schecke, was machst Du hier? Du hast Dich wohl verstriegen?“ Ein Pfeifensignal geht von mir zu den Kameraden hinüber: „Ich komme zurück!“ Ich taste mich zurück zu den Kameraden und mein Fackelwurm läuft wie ein Hündchen hinter mir her. Endlich finde ich die Kameraden wieder und ich rufe: „Ich hab' sie, es ist eine weibliche Person!“ Plötzlich zerreißt ein markerschütternder Schrei von Charlotte die Nacht. Der Fackelwurm hat ihr im Finstern die Hand gelehrt, aber bald klärt sich nun alles auf und wir ziehen gemeinsam mit Fackelwurm hinunter zur Hochalm.

Hier stehen einige Bergsteiger mit dem Wirt vor der Hüttentür und reden aufgereggt. Sie fragen: „Kommts ihr von der Alpspitze? Ist da was passiert? Wir beam an Schrei g'hört und a Liacht beamer a g'ehn!“ „Nein, nein, s'ist alles in Ordnung! Ein verstriegenes Dearndl haben wir mitgebracht, hier ist es!“ „Jessas, die Schecke!“ ruft der Wirt. „Die ist ja schon den ganzen Tag gesucht worden!“

Bald klappt die Hüttentür der Hochalm hinter uns zu, und während sich unser Fackelwurm draußen an einem Bündel duftendem Bergheu gütlich tut, sitzen wir mit dem Wirt und ein paar Bergführern zusammen und lassen uns das Abendmahl gutschmecken. Das Licht der Petroleumlampe bricht sich in den Gläsern mit dem funkelnden Terlaner Wein. Und während der Qualm unserer Pfeifen zur niedrigen Decke zieht, erzählen wir den Berglern unsere Rettungstat. „Ja, ischt dös jetzt a Gaudi!“ sagt der Wirt. „Zenzi, bring uns noch oan Hoalben, Rettung aus Bergnot muß g'feiert werden!“ Doch endlich müssen wir aufbrechen. Wir haben ja noch einen weiten Weg. Inzwischen ist der Mond herausgekommen und hat den Nebel verjagt. Wir tätscheln unserm Fackelwurm, der wiedertäuend im Grase liegt, noch einmal den Hals und steigen übers Kreuzeck hinab nach Grainau.





Vorderer Torstein / Erkerweg. Walter Lenk R.-V. Löfmitz

Mit Aufnahmen von P. Stelzer

Ein strahlender Sommertag ist angebrochen, mit ihm unser vierter Ferientag. Schwerebepackt stapfen wir den Schießgrund hinauf, dann den Elbleitenweg entlang zum Vorderen Torstein. Nachdem wir ausgiebig gerübstückt haben, schultern wir unsere Seile und Seilschlingen und steigen über leichten Fels von links her zu einem großen Plateau. Hier binden wir uns nun ein. Einige Meter steige ich den Kamin im Winkel empor, hole noch einmal nach und quere schräg links hoch zur Kante. Die Schwierigkeit ist hier noch nicht groß, nur ist Vorsicht geboten, weil das Gestein brüchig ist. Ich lege deshalb im Quergang eine Schlinge. An der Kante selbst steht ein schöner runder Buckel hervor. Wieder lege ich eine Schlinge, dieses Mal auf Zug. Ich befestige deshalb unsere Keepschnur an die Schlinge, die unser dritte Mann vom Plateau aus straff hält. Dadurch laufe ich nicht Gefahr, die Schlinge beim Weitersteigen auszubeben. Nun geht es an der freien Kante empor zum ersten Ring. Schön sitzt der Ring nicht gerade. Hinter einer hohlr klingenden Platte, die dazu noch ein paarmal gesprungen ist, steckt er. Wieder hole ich nach. Nachdem ich mir genügend Schlingen umgehängt habe, steige ich weiter. Erst ein paar Meter rechts, dann wieder links zurück zur Kante. Hier sädele ich in mühevoller Arbeit eine Schlinge durch eine große Sanduhr, die durch eine anliegende Platte gebildet wird. Nun hangle ich an einer dünnen, brüchigen Rippe hoch, bis ich auf kleine Platten zu stehen komme. Hier lege ich erst noch links unten über ein paar Zacken eine Schlinge auf Zug. Um mich nun nicht erst lange aufzubalten, hält mein Freund die Zugleine gleich mit den Zähnen straff. Ein Reibungstritt rechts bringt mich nun auf die sich jetzt etwas zurücklegende Kante. Doch nach einigen Metern Reibungssteigerei stellt sich mir noch ein kleiner, doch schwerer Überhang in den Weg. Vorsichtig laufe ich darüber hinweg und bekomme einige kleine Erhöhungen zu fassen.

Jetzt ausbalanciert, und so hoch wie möglich unter den Überhang getreten. Nun bekomme ich eine Schale zu fassen, ziehe mich über den Überhang weg und stehe am zweiten Ring. Nachdem ich meinen Sicherungsmann verständigt habe, daß ich am Ring bin und er unseren Kameraden nachholen kann, setze ich mich so gut es geht auf den geeigneten Fels und genieße den herrlichen Blick ins Elbtal. Doch

jetzt meldet sich mein Freund, er ist fertig zum Weitersteigen. Nach geraumer Zeit kommt sein Kopf zum Vorschein und bald steht er fauchend neben mir. An der herrlichen Kante steige ich nun weiter, erst noch über einen kleinen Bauch und dann die sich immer mehr zurücklehrende Wand zum Gipfel. Nach kurzer Zeit sitzen wir alle beisammen und können nach diesem schönen Weg wohlverdiente Gipfelrast halten.



Eine Begehung der Siegfried-Nordwand. Heinz Knorr

Ein schöner Tag brach an, als wir, Horst, Frits und ich, den Beuthenfall verließen. Durch den in schmuckem Grün prangenden Dietrichsgrund führte uns der Weg. Bald bogen wir die Hinteren Pechschluchte ab, Richtung Siegfriedfels. Je höher wir den Wänden kamen, um so mehr lichtete sich der Wald und schließlich sahen wir die fast senkrechte Siegfried-Nordwand vor uns. Als wir den Fuß der Wand erreicht hatten, warfen wir einen Blick in den „Fehrmann“, dann wurden die Klettersachen angelegt. Barfüßig wie immer stieg ich an. Nachdem der schlechte Aufstieg überwunden, ging es etwa acht Meter in einem leichten Einschnitt empor. Hier sicherte ich mich durch eine Rihschlinge und holte unseren Frits nach, während Horst noch unten warten mußte. Es folgte eine schwere Stelle. Ein Quergang nach links zu einer Rinne erforderte gutes Standvermögen. Sehr schwer und anstrengend für die Finger war der Rinneneinstieg. Alles klappte jedoch ausgezeichnet. Nachdem ich den Ring hinter mir hatte, querte ich auf einem Grasband nach links, ging noch eine tiefe Rinne hoch und konnte am ersten Ring nachholen. Rasch waren beide Kameraden bei mir angelangt. Auch sie hatte der Einstieg angestrengt, wie sie mir lachend eingestanden.

Nun querte ich auf einem Grasband etwa fünf Meter nach links. Hier galt es über eine Reibungswand einen Rinneneinstieg zu gewinnen. Vorsichtig trat ich auf die Reibung und ging hoch. Fast hatte ich die Rinne in den Händen. Es fehlten aber die notwendigen Griffe zum Hineinsteigen. Hier ist nach dem „Fehrmann“ eine Baustelle. Eine etwas heikle Angelegenheit. Frits mußte mich unterstützen. Seine und meine Sicherung bestand nur in dem fünf Meter entfernten Ring. In den Händen schlechte Reibungsbuckel, die Füße auf einem lockeren Grasband, eng an die Wand gelehnt, so baute Frits. Nur kurze Zeit durfte ich ihn belasten, wollten wir nicht zusammen eine lustige Reise antreten. Unglücklicherweise stand Frits so, daß ich mich nur halb von vorn und halb von rechts in die Rinne ziehen konnte. Leider merkte ich das erst, als ich von ihm herunter war. Jetzt wurde es schlimm. Mit der linken Hand zog ich an der linken Muldenkante, mit der rechten wühlte ich innen. Nahtglatt war die Mulde und ich wurde langsam auf den linken Arm fertig. „Nur hoch“, dachte ich, und fest setzte ich meine nackten Beine in die Mulde. Mit der linken hatte ich schon das rettende Band, aber meine Kräfte waren am Ende. Also mußte ich wühlen, bis ich die rechte oben hatte. Nun ging es. Eine kleine Zacke ermöglichte mir, Frits nachzuholen. Unterdessen hatte ich Zeit, meine blutenden Beine zu betrachten. Frits und Horst fasten ins Seil, da ihnen ja die Bauleute fehlten und drehten sich links in die Rinne. Sie hatten es also viel leichter als ich.

Jetzt mußte ich sechs Meter queren und eine tiefe Rinne hochgehen. Die Hälfte unseres 40-Meter-Seiles war abgelaufen, als ich am zweiten Ring ausruhen konnte. Hier war ein herrliches Fleckchen zum Nachholen. Unter mir ging es in jäher, steiler Flucht an die 40 bis 50 Meter tief hinunter. Bald hörte ich Frits keuchen, und gemeinsam betrachteten wir uns den Weiterweg. Ein langer Quergang führte nach links in die Ostwand zu einem Rihs. Für die Hände nur Auflagen auf einem Band in Brusthöhe, die Füße auf Reibungstritten, so querte ich lustig und ausgefetzt nach links. Etwas befremdend ist der Umstieg in die Ostseite. Unter mir eine messerscharfe Kante, die 50 Meter aus dem Tal herauswächst. Nach etwa 15 Metern erreichte ich den Rihs. Nun ging es rasch aufwärts. Mein frohes „Berg-Heil!“ wurde vielstimmig. Von der Idagrotte am Frienstein hatten uns viele zugesehen, und ein Klub gab uns durch schönen Gesang den nötigen Auftrieb. Rasch waren die Kameraden nachgeholt und friedliche, köstliche Gipfelrast belohnte uns für den schweren Felsgang.

Verwünschenes Schloß (Mondnacht am Falkenstein) Heinz Weber

Am Saume eines Weges vermerkt ein grünbemooster Felsblock . . . Wie eines Daches First ist seine Fläche, weit über Fichtenwipfeln ragt er hoch empor . . .

Auf diesem Blocke sitz' ich im Mondnachtszauber, genieß ein wunderbares Bild und löse gleichsam ein Geheimnis. Kaum einen Steinwurf fern von mir wächst ein vierkantig' Felsbild in den Himmel: der Falkenstein. Unzählbar spannt das Heer der Sterne sich über unser beider Häupter. Die weite, stille Nacht in tiefer Unergründlichkeit läßt mich sacht erschauern. Wie Zauber, der nur um verwunschene Schlösser zieht, fühl' ich ein Atmen, das aus Felsenbrust des Riesen zu mir kommt . . .

In seine mit Geheimnis überreich verwobene Vorzeit läßt er mich schauen. Seltsam ist alles, was da im Wechselspiel der Jahre an seinem Fuß vorüberzog. Ein Kommen und ein Gehen: Die wilde blut'ge Räuberzeit ging mählich unter in frohem, übermüt'gem Wagen. Wo Schwerter klirren, klappern jetzt die Kletterkarabiner; wo raubes, wildes Kriegsgeheul erscholl, dringt heut' des Bergvolks frohes Singen durch den Wald . . . So ändern sich die Zeiten . . .

In jener Mondnacht aber war der alte Rechte frei und ungestört. Ein Windhauch rührte säuselnd nur an Blätterwipfel . . . Verwünschtem Schloß mit tiefen Kellern, heimlichem Verlies, mit fecken Galerien, mit Ausblick von des Bergfrit's höchster Zinne; mit Treppen, Stiegen, Klüften, Gräben, geheimen Türen glück der Fels. Verwunschen und gebannt, erweckend Furcht und Neugier, stand er vor mir und ich vor ihm . . . Die Gegenwart verschwand; ich schaute in den Grund vergangener Zeiten: Rotglühend lobten Feuer in den Grund und wüster Lärm war Zeichen, daß Raub und Mord noch immer adlig Handwerk sei. Vielleicht war eben so ein Pfefferfack den Reifgen in die Hand gefallen. Mit Geld und Gut war er nun ihr Gefangener, und nur ein hohes Lösegeld konnt' ihm die Freiheit wiedergeben. Da drüben in dem Kirnischgrund liegt treuz und quer sein Wagenzug, die Knechte tot, erschlagen mit zerschrot'nem Helm. Und oben in den kleinen Häusern, von Stämmen kunstlos aufgebaut, sitzt Späberpaar, das tags mit Adlerblick die Kunde mit dem Auge ganz beherrscht. Da hinten gegen Sonnenaufgang, wo Felsensäulen die Sicht zum Frienstein versperren, da sitzt die andere Kumpanei, und auf des Wildensteines Felsenhaupt glüht so wie hier im Grund ein nächtlich Lagerfeuer . . .

Leis' klirrt der Harnisch, und der Eisenschub knirscht auf dem Fels, wenn jener aufwärts steigt, den Späber abzulösen. Am Nordwandabsturz kreuzt er den verschlafenen Posten, der in der kleinen Felsennische, die Hornlaterne neben sich, den Schlaf sich aus den Augen reibt; Dann klimmt er unterm Blätterdach der Buchen die Stiege empor, die fecken Zuges die Klüfte überspringt, zuletzt nach glatten Wänden den Gipfelgrat erreicht. Durch enges Loch, von Steinblock überdacht, schlüpft er und steigt dann langsam, immer sich versehend, die große Treppe dort h i n a u f, wo Klettervolk leichtfüßig a b w ä r t s eilt. Beim Sporn des Gipfelspeilers, der nasengleich sich vorschiebt aus dem Bau des Felsens, dort vorne ist der lust'ge Eis. Vielleicht hat hier des Wildensteiners jüngster Sohn mit Bolzenschuß des Falken pfeilgeschwinden Flug beendet . . .

Dann aber ist wohl eines Tags ein anderer Herr gekommen. Mit seinem Kriegsvolk endet er die ganze Herrlichkeit. Der ganze Bau ward ausgeräuchert; gar piffen damals schon die schweren Kugeln und fielen splitternd, klatschend von den Wänden nieder. Langsam verqualmend stürzten Treppen, Stiegen, die Häuser auf der Gipfelfläche mit Funkenflug in sich zusammen . . . Und als die letzten diesen Ort verließen, zog dann ein anderes ein: die Sage war's, die mit geheimnisvollen Mären in blut'ger Furchtbarkeit vom Falkenstein Besitz ergriff . . .

Der Wald starb und wuchs neu heran. Die Blöcke schwärzten sich und fielen auseinander; die Klüfte füllten sich mit Moosen, Gräsern; die Pflanzendecke kroch erneut auf Platten und auf Kanzeln. Als

wäre nie etwas geschehen, so nahm der Wald mit seinen Kindern den Fels zu eigen sich und machte nun erst recht verwünschtes Schloß daraus . . .

Bis in den Tagen vor siebzig Jahren die wack'ren Turner sich besannen. Mit Stricken, Leitern, Spreizen und viel Mut den Gipfelbau bezwangen. Bis dann der Vater unseres Sportes mit Martin Klimmer durch die Ostwand stieg . . . Bis dann durch jede Kluft, durch jeden Riß der Kletterer aufwärtsdringend sich dem Gipfel nahte. Auf Bändern, Leisten, kreuz und quer geht jetzt der Zug des Bergvolks, kaum eine Wand ist da noch unbegangen. In jeder Spalte ist das Seil gelaufen, an jeder Platte klang des Kletterschubes Schürfen . . .

Mag so bei Tage alles klar und nüchtern sein, Fels Fels und Gipfel Gipfel; in Mondschein-
nächten, wenn der Bergwind rauscht, erhebt sich sacht Frau Sage und spinnt mit zarten Fingern
leisen Fluges aufs neue ihre Mären um den Fels . . . Was da bei Tage flob, erschreckt verschwand
und sich im tiefsten Grunde ängstlich barg, bei Nacht wird es lebendig, webt und spinnt. Und läßt dem
Falkenstein den Schimmer des verwünschten Schlosses . . .

Oktobertag. Rudolf Heinz Reisky

Es ist so still!

In allen Wäldern, die dein Fuß durchbricht,

Dies kühle Licht . . .

Die Hügel weit! . . . Nur ab und zu

Fällt welt ein Blatt

Und findet Ruh.

O ja, so bang!

So müd bewegt,

Daß keine Seele mehr nach Hause will,

Die Sehnsucht trägt.

Wie schnell dahin. —

Wehl, auch die Sonnenblume hinterm nahen Zaun

Muß nun vornübersinken,

Sinken und verblühen,

Indes noch einmal über ihr Gesicht

Das Volk der Spinnen

Goldgetönt sein Netzwerk flücht . . .

Unser Herbstkonzert 1938. Kurt Kämpfe

Wie aus der Veranstaltung des Oktoberfestes am 8. Oktober zu ersehen war, soll auch in diesem Jahre die Trennung des Konzertteiles vom Tanzteil unseres Stiftungsfestes beibehalten werden. Der Erfolg des vorigen Jahres hat bewiesen, daß beide Veranstaltungen ihren Vorteil davon haben. Beibehalten werden soll auch der niedrige Eintrittspreis von 55 bzw. 85 Pfennigen. So wie er recht vielen den Besuch des Konzertes möglich machen soll, so will auch die weitere Neuerung, das Konzert an zwei Abenden, und zwar am 16. und 19. November, zu veranstalten, dazu helfen, daß niemand vor ausverkaufter Kasse im Vereinshaus ärgerlich und verstimmt umkehren muß. Außerdem hoffen wir durch diese Maßnahme die unangenehme Überfüllung des Vereinshauseales zu vermeiden. Die Abteilung ist selbstverständlich davon überzeugt, daß es ihr gelingen wird, an beiden Abenden vor gefülltem Konzertraum singen zu können. Denn einmal glaubt sie sich der Treue und der Beliebtheit bei ihren Kameraden vom Bunde völlig sicher. Zum andern aber hat sie diesmal die Vortragsordnung des Konzertes aus diesem Grunde ganz besonders anziehend gestaltet. Jeder der drei Gesangsprogrammteile enthält mehrere frohe, lebensbejahende Ehöre, die ja der Bergsteiger so besonders liebt. Im Mittelpunkt stehen diesmal drei Terte, die sicher ganz zwingend zum Bergsteigerherzen sprechen werden, weil sie aus einem echten Bergsteigerherzen kommen. Dazu sind ihre musikalischen Gestaltungen auch noch Uraufführungen, deren das gesamte Programm übrigens nebenbei bemerkt nicht weniger als fünf enthält. Da nun außerdem die Komponisten an diesem Abend persönlich anwesend sein werden, verspricht der Verlauf der Veranstaltung äußerst ereignisreich zu werden. Die erwähnten Terte mögen zur Beurteilung durch den Leser hier folgen: 1. Gipfelkreuz-Inskription auf dem Großglockner. „Die ihr auf eurer Heimat höchster Zinne steht, wie sie durch dunklen Fels zum Lichte geht, denkt derer, die aus Licht ins Dunkel gingen, dem Vaterlande helles Licht zu bringen! Denkt ihrer treu, dann wird dem Mutterland ihr Tod der Auferstehung Unterpfeiler.“ Ich könnte mir denken, daß dieser Spruch das „Sanctus“ der Bergsteiger wird. Und wem es je vergönnt gewesen ist, diese Worte auf dem Großglockner selbst auf sich wirken zu lassen, in dem wird sicher die Erinnerung ebenso lebendig werden, wie in den vielen anderen die Sehnsucht, auch einmal vor diesem Gipfelkreuz stehen zu dürfen.

Der zweite Tert besingt etwas, das wohl der stille Wunsch aller „Aktiven“ ist, nämlich die unbeschreibliche Freude über einen Erstbegehungs-Gipfelsieg. 2. Gipfelsieg (Lorenz). „Bewungen der heißumstrittenen Grat, den nie eines Sterblichen Fuß betrat, bewungen, endlich bewungen! Mein jubelnder Schrei in die Lüfte gellt: Hörst du's da unten, du winzige Welt? Gelungen ist's, endlich gelungen! Verauschende Wonne erfüllt meine Brust! Sieg ist der Erde durchdringendste Lust, und ich, ich hab ihn errungen!“

Die Abteilung freut sich schon, diesen Sang den Erstbezwingern der Eiger-Nordwand darbieten zu können, die ja im Januar zu uns sprechen, und hoffen dabei, daß dies für sie, wie auch für manchen unter uns ein lebendiges Erinnerungserlebnis werden möge. Und nun der dritte Tert von Heinrich Annacker: Aufstieg. „Hoch und höher sollst du steigen, wo die schroffsten Felsen stehn! Keiner wird den Weg dir zeigen, keiner Herz und Ohr dir neigen! Nur das Schweigen wird dir noch zur Seite stehn! Und des Weges letzte Meile wird die allerschwerste sein! Trau dem Fuß und traue dem Seile! Ring dich durch zum besten Heile! Zwing die Steile und du stehst im Gipfelschein!“

So bergsteigerisch anschaulich und anscheinend nur für uns Bergsteiger berechnet diese Worte sind, so stellen sie doch ein unendlich viel Tieferes und Gewaltigeres dar: sie sind ein Symbol für die Gestaltung des Einzelnebens, wie für die Volkwerdung unsrer Nation. Es wäre zu wünschen, daß das Anhören dieser erhebenden Worte manchen Bergfreund unter uns veranlassen könnte, sein Tun als

symbolhaft für das Menschenleben überhaupt anschauen zu lernen und dadurch zu der inneren Haltung zu gelangen, die allein wirkliches und echtes Bergsteigertum kennzeichnet.

Vielleicht interessiert in diesem Zusammenhange die Tatsache, daß zwei dieser Texte mir von Mitgliedern der Abteilung übergeben wurden. Ob man wohl hieraus einen Schluß daraus ziehen dürfte, wie eng bereits die geistige Zusammenarbeit zwischen Führung und Abteilung sich gestaltet hat? Mir scheint jedenfalls, daß diese drei Gedichte etwas enthalten, das man als Ethos des Bergsteigers bezeichnen könnte und die darum das Konzert wenigstens in diesem Teile beinahe zu einer kulthaften Feier werden lassen könnten. In zwei weiteren Liedern des Programms „Am Bergli“, im Satz von Friedrich Hegar, dem Komponisten der von uns allen gern gehörten „Alpen“, und in dem „Über Berg und Tal“ von dem russischen Lieddichter Tschaikowsky bringt die Abteilung einmal ausgesprochene Jodlergesänge zu Gehör, allerdings in konzertmäßiger Form. Wir sind gespannt, welchen Anklang sie finden werden. Daß die letzten beiden Volksliedsätze des Abends hellste Freude hervorrufen und bald zu den Liedern zählen werden, die man immer wieder gern von uns hören möchte (wieviel und welche sind das übrigens bei dir, lieber Leser?), das steht für uns völlig außer Zweifel. Warum? Nun einfach deshalb, weil wir sie selbst außerordentlich gern singen! Endlich muß nun noch eine letzte Neuerscheinung im Konzert 1938 Erwähnung finden, und zwar betrifft das die instrumentalen Einlagen. Wir haben bisher die verschiedensten Instrumente gehört, zuletzt ein Eklophon, das uns recht gut gefallen hat. Diesmal sollen unsere Zuhörer endlich auch einmal Klaviersoli dargeboten bekommen. Natürlich wird es nicht eine gewöhnliche „Drabtkommode“ sein, die gespielt wird, sondern ein schöner, großer Blüthner-Konzertflügel wird Konzert-Werke von Raff, Chopin, Liszt und anderen erklingen lassen. Obgleich diese Stücke für gewöhnlich nur in Konzerten von Pianisten zu hören sind, sind sie doch so gewählt, daß sie Melodien von beinahe tanzartiger Gestaltung entfalten, die dem Ohre gern und leicht eingehen und darum kaum langweilen werden. Und wer wird sie spielen? Denn das dürfte gewiß nicht gleichgültig sein. Hierbei war die Entscheidung nicht ganz einfach. Wir hätten natürlich ohne jede Mühe einen bekannten Pianisten zu uns bitten können, der diese Aufgabe auch gern übernommen hätte. Aber einmal gestaltet der Bergsteiger seine Feste möglichst mit eignen Kräften, und zweitens glauben Bergsteiger einem aus dem Kreise der ihren lieber, eher und leichter, als einem Fremden. Und darum wird denn, wie bei der 25jährigen Jubelfeier im Vereinshaus ein Bergsteiger an der Orgel saß, auch an diesem Abend ein Bergsteiger am Konzertflügel sitzen und seinen Bergkameraden vorspielen. Damit ist von vornherein ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl geschaffen, das hoffentlich auch die bessere Grundlage für eine willige und damit genußreiche Aufnahme von Klaviermusik wird. Daß ich selbst dieser Bergsteiger sein werde, wird hoffentlich niemand stören. Denn auf diese Weise kann an diesem Abend ein und derselbe Mensch seinen Hörern auf zwei verschiedenen Instrumenten vormusizieren, auf dem einen, das er sich zu einem großen Teil selbst gestaltet hat und das „Gesangsabteilung des Sächsischen Bergsteigerbundes“ heißt und auf dem Konzertblüthner, der sich bemühen wird, an Klangfülle, Klangschönheit und Klangfreudigkeit dem lebenden Chor-Instrument der Sänger gleichzukommen. So sind in diesem unausgesprochenen Wettstreit um die Zuneigung von Ohr und Herz des Hörers alle Voraussetzungen zu einem guten Gelingen des Abends gegeben. Frage auch du, lieber Bergfreund und Konzertbesucher das deine mit dazu bei, indem du eine aufgeschlossene Seele und ein frohes Bergsteigergemüt am 16. oder 19. November mit zu uns in das Vereinshaus bringst, wo wir dich fröhlich erwarten, um dir rechte Freude und Lust ins Herz hineinzusingen. Bergheil!

Von stei-
ler Fels-
wand hol-
te sich der
Tod manch junges Hirn / von Feuer
geist durchloht / manch Kämpfer
herz / das
für die
Berge
schlag
und sich
unstief
in die Er-
innung
grab!

MAX HANTZSCHMANN .

Bange Tage. Ferdinand Gerhardt

Brief eines Sudetendeutschen an seinen Kletterkameraden

Mein Freund!

Du möchtest wissen, wie es mir in den letzten Septembertagen der tschechischen Gewalt Herrschaft in Reichenberg ergangen ist, und Du wunderst Dich, daß ich nicht, wie so viele andere, über die Grenze geflüchtet bin. Denn das wäre doch, wie Du meinst, bei meiner guten Ortskenntnis nicht schwer gewesen.

Dann gedentst Du in Deinem Schreiben unserer letzten Kletterfahrt, die nun schon über ein Jahr zurückliegt. Wie schön war doch jener windstille Abend, als wir noch bei sinkender Sonne den höchsten der Oberwegsteine erstiegen und von seinem breiten Gipfel hinüberschauten zu den edlen Berglinien des Hochwaldes und der Lausche! Wie beneidetest Du mich damals um die aussichtsreichen Felsen des deutschböhmischen Landes!

Doch schon wenige Monate darauf sah ich mich von diesem prächtigen Klettergarten meiner Heimat ausgeschlossen. Tschechische Soldaten zogen in diese stillen Wälder und bauten ein paar hundert Schritte hinter unseren Felsen eine Befestigungslinie aus Beton und Eisen. Bald verwehrte uns auch im benachbarten Isergebirge das Militär den Zutritt auf weite Strecken. Im Hemmricher Sattel, wo unsere schönsten Buchenwälder stehen, wurden die schlanken Stämme zu Hunderten gefällt, um als Bauholz für Verbaue zu dienen. In ohnmächtigem Schmerz mußten wir die fortschreitende Zerstörung gerade des schönsten Waldes unserer Iserberge erleben. Wenig verblieb uns für Wanderungen, noch weniger für Kletterfahrten. Auf den kleinen Haltestellen der Gebirgsbahnen entstanden große Baracken und Magazine; Lastzüge, beladen mit Stacheldraht und „Spanischen Reitern“ sahen wir heranrollen, und in den Gesichtern der älteren Gebirgler, die den Weltkrieg mitgemacht hatten, lasen wir die bange Frage: „Soll unsere Heimat das erleben, was wir in fernen Ländern sehen mußten?“

Seit den Tagen der tschechischen Mobilisierung glich Reichenberg einem Heerlager. Tagsüber und noch mehr während der Nächte rollten Geschütze, Tanks und Autos durch die Stadt gegen Nordwesten. Quer durch den Friedrichsbainer Forst zogen sich Gräben, Drahtverbaue und Betonbefestigungen, kaum 4 km von der Stadtgrenze entfernt. Auf den Hauptplätzen fuhren Panzerautos auf, an den Straßeneinkreuzungen standen Maschinengewehre, in den Hauptstraßen der Vororte wurden Barrikaden errichtet, alle Brücken unterminiert, und was für uns das Bedrohlichste war: ihre Bewachung wurde nicht dem Militär, sondern bewaffneten kommunistischen Zivilisten übertragen. Wir wagten nicht mehr, nach Einbruch der Dämmerung das Haus zu verlassen, denn es kam in den Vororten wiederholt zu blutigen Zusammenstößen.

Sehr schlimm war es auch, daß wir zuletzt fast ohne Kenntnis der Lage blieben. Die deutschen Zeitungen wurden konfisziert, die Radioapparate beschlagnahmt — vorher hatte man uns schon während der Hitlerrede den elektrischen Strom ausgeschaltet — die tschechischen Blätter waren eben so kriegerisch wie zuverlässlich: wir mußten annehmen, daß die Westmächte und Rußland nur darauf warteten, für die Tschechei loszuschlagen.

Die Verhaftungen Deutscher mehrten sich. Dabei waren die Kommunisten den Tschechen willkommenen Helfer. Aus Angst, ins Innere des Landes verschleppt zu werden, schliefen manche Deutscher jede Nacht an einem anderen Ort. In meinem geräumigen Hause verbarg ich Frau und Kind eines SDP-Sachwalters, der von den Kommunisten besonders gehaßt wurde. In dem Bestreben, die verängstigten Gäste zu trösten, schien meine Familie selbst wieder etwas Verubigung zu finden.

Viele meiner Bekannten waren längst geflüchtet. In der Nachbarschaft standen die meisten Häuser verlassen. Ich konnte mich trotz brennender Sorge um Weib und Kind nicht entschließen. Den seit

Generationen ererbten Besitz sollte ich im Stich lassen und in der Ferne die Ungewißheit über das Schicksal meiner Heimat ertragen? Weggehen von hier, wo mich in Haus und Garten alles an teure Dahingegangene erinnerte? Dazu war ich zu alt.

Lieber wollte ich mit der Heimat untergehen.

Dann kamen jene Stunden, in denen eine Flucht auch in die Wälder des Isergebirges nicht mehr möglich war, denn selbst die nächsten Berge und Täler waren von Militär besetzt. Fast ertrug ich es leichter, als ich nun gezwungen blieb. Hastig trafen wir die letzten Vorbereitungen: Die einzige Gasmaske hing bereit, ein Notlager wurde im Keller, eins am Dachboden bergerichtet, Wasser, Zwieback und Vorrat bereitgestellt. In der Nacht wachten wir abwechselnd, aber der Schlaf kam, wenn überhaupt, meist nur für kurze Zeit.

Wohl vertrauten wir auf eine schnelle Niederkämpfung der tschechischen Verteidigungslinie und auf den endgültigen Sieg der deutschen Truppen. Aber die geschlagenen Tschechen hätten zuerst über uns hinwegfliehen müssen, und manche ihrer Drohungen war uns zu Ohren gekommen: Im Falle eines Rückzuges würden sie die Stadt in einen Trümmerhaufen verwandeln! Fast alle tschechischen Zivilisten hatten Reichenberg und die Umgebung verlassen. Man hatte ihnen geraten, sich „einstweilen“ nach dem Innern des Landes in Sicherheit zu bringen, denn hier würde alles vernichtet werden. Beim Wiederaufbau würden sie dann den besten Anteil erhalten.

Am Morgen des 30. Septembers schlich ich mich zu einem Freund, der sich trotz des strengen Verbotes heimlich ein Radio zusammengebastelt hatte. Was er mir voll aufgeregter Freude berichtete, war so günstig, daß ich es anfangs nicht glauben wollte. Doch im Laufe des Tages sahen wir Lastautos mit Soldaten und Kriegsmaterial gegen Süden rollen. Im nahen Franzendorf fanden wir die Barrikaden geräumt und viele Wagen benützten hier die schlechte Straße gegen den Jeschken-sattel. Wie wir später hörten, war die Hauptstraße über den Langenbrunner Paß bereits überlastet. Dann konnten wir auch in den deutschen Zeitungen die amtliche Mitteilung lesen: „Friede! Kein Krieg, die Tschechen räumen kampflos das Sudetenland!“

Vielleicht wird es Dich, mein Freund, befremden, daß ich nicht in befreienden Jubel ausbrach, als ich mir sagen durfte: „Die geliebte Heimat ist mir wiedergeschenkt!“ Aber die Spannung der letzten Tage war zu groß gewesen. Mit schweren, fast schmerzenden Gliedern wankte ich durch die Räume meines Heims, sah vom Garten zu der Kammlinie des Jeschkengebirges, dann aber brach ich wie unter der Last eines unverdienten, übergroßen Glückes zusammen. Mag sein, meine Nerven, von schwerer Krankheit noch nicht ganz gesundet, hielten dem jähen Wechsel nicht stand. Was jedoch meine Landsleute dann am meisten bedauerten: Reichenberg mußte auf den Einmarsch der sehn-süchtig erwarteten Deutschen sich länger gedulden als andere Städte — das gab mir Zeit, mich so weit zu erholen, daß ich am 8. Oktober einer von den vielen Tausenden sein konnte, die in ungeduldiger Erwartung Straßen und Plätze füllten.

Darüber nächstens mehr. Heute grüße auch ich Dich zum erstenmal mit dem Grusse aller Deutschen:
Heil Hitler!

Dein G.

Gottesgab — Großdeutschlands höchstgelegene Stadt

Neue Landeskunde nach der Heimkehr des Sudetengauers. Konrad Haumann

Nach der Heimkehr des Sudetengauers müssen wir in diesem, dank der staatsmännischen Tatkraft Adolf Hitlers, stolzeften Jahr der deutschen Geschichte 1938, in landeskundlichen Dingen ein zweites Mal umlernen, da die geographische Struktur des Reiches bedeutsame Änderungen erfahren hat. Brachte uns die Ostmark das Hochgebirge mit seinen strahlenden Eisgipfeln, Gletschern, Alpentälern, Seen und Städten, so schenkt uns der Sudetengau reizvolle neue Mittelgebirge mit

freigewordenen Bergesgipfeln, größer gewordenen Strom- und Flußgebieten, Städten und Heilbädern. Wanderer und Bergsteiger dürfen sich mit einer ganzen Anzahl neuer Bergwelten und erweiterten Gebirgen befreunden, denen die Liebe des Altlandes sicher ist.

1. Neue Superlative:

Entthront wurde Oberwiesenthal in 892 m Höhe, bisher Großdeutschlands höchstgelegene Stadt. An seine Stelle tritt das Nachbarstädtchen Gottesgab, die Heimat unsres unvergesslichen Erzgebirgsjägers Anton Günther, in 1020 m Höhe, Mitteleuropas höchstgelegene Stadt. Das höchstgelegene Dorf des Sudetengaus ist Buchwald in 1167 m Höhe im Böhmerwald gelegen mit dem Ausblick auf die Alpenkette im Süden.

Die Elbe wurde zu Deutschlands größtem schiffbaren Strom, zu Deutschlands Herzstrom mit Quelle und Mündung auf deutschem Boden. Ihre schiffbare Länge ist um 60 km gewachsen und beträgt nun 821 km. (Oder 800 km, Donau 737 km, Rhein 698 km.) Zugleich ist das Elbstromgebiet das größte deutsche Stromgebiet; mit Eger, Moldau, Saale, Spree, Havel umfaßt es 120 000 qkm. (Rhein 109 000 qkm, Oder 93 600, Donau 85 600 qkm.) In der Länge des Stromlaufes bleibt die Elbe an vierter Stelle hinter Donau, Rhein, Oder.

Zu den heißesten Heilquellen Europas zählt der Karlsbader Sprudel mit 72 Grad; er folgt somit unmittelbar nach den 73,4 Grad heißen Quellen Aachen-Burtscheids. Deutschlands 700 Heilbäder erhalten mit den sudetendeutschen Kurorten einen Zuwachs von 15 mit 120 Heilquellen.

Das sudetendeutsche Städte-A-B-C reicht von Aisch bis Zwickau.

An Stelle unseres bisherigen höchsten Gipfels im Erzgebirge, des 1214 m hohen Fichtelberges, tritt der Keilberg mit 1244 m.

2. Erweiterte Gebirge, die nun völlig deutsch sind.

Der Bayerisch-Böhmer Wald ist nun in seiner gesamten Ausdehnung von 237 km Länge und 30 bis 60 km Breite ein deutsches Gebirge. Schwarzkoppe (1039 m), der zweigipflige Osser (1293 m, im Volksmund „Brüste der Muttergottes“ genannt), Rachel, Lusen, Dreifesselstein (1313 m), Plöckenstein (1378 m, die „Waldheimat Adalbert Stifters“) sind nun deutsche Berge. Teufelsee, Schwarzer See, Plöckensteintsee sind durch keine Grenze mehr abgeschnitten. Die Dreiecksmark (1320) mit dem Grenzstein der Länder Bayern, Osterreich, Tschechoslowakei hat ihre Bedeutung verloren. Auch der am weitesten gegen Böhmen vorgeschobene Hochgipfel, der 1362 m hohe Kubani mit dem Luckenurwald, ist sudetendeutsch.

Das ganze Erzgebirge mit seinem Steilabfall im Süden und dem 276 km langen, von Aisch nach Tetschen führenden bisher böhmischen Kammweg ist deutsches Gebiet, damit auch alle von diesem Kammweg berührten Gipfel wie Hainberg bei Aisch, Kapellenberg (759 m), Hoher Stein, Schnecken, Kiel (941 m), Hochmoor Kranichsee, Pleßberg (1027 m), Keilberg (1244 m), Kupferhübel (908 m), Muckentürmchen (808 m), Nollendorfer Höhe (690 m), Zwäer Wände, bis zum hohen Schneeberg (721 m).

Das Elbsandsteingebirge, das auch durch die Grenze in einen sächsischen und einen böhmischen Teil zerrissen wurde, brachte uns nun so romantische Lebenswürdigkeiten wie Prebischtor, Wilde und Edmundsklamm, Rosenbergl, Kaltenberg, Schneeberg, Zwäer Wände, Dittersbacher Felsenwelt. 800 qkm umfaßt nun unser Elbsandsteingebirge. Viele Schönheiten warten hier der Wanderer!

Im Lausitzer Gebirge, diesem Felsenkleinod, sind Lausche und Hochwald grenzfrei geworden; auf der Lausche führte bekanntlich die unmögliche Grenzziehung mitten durch das Bergbau hindurch, so daß ein Gastzimmer auf deutschem Boden, das andere auf tschechischem Grunde lag. Es findet nun seine Ergänzung in dem romantischen Daubaer Burgenland, mit einem Tausend Felsruinen, Burgen und Schlössern und dem Sandsteingeklüft des Kummergebirges.

Das gesamte Ssergebirge ist nun deutscher Besitz, damit auch sein bisher jenseits der Grenze liegender höchster Berg, die 1122 m hohe Tafelichte. Reizvolle Reiseziele auf sudetendeutschem Boden sind Neustadt, Bad Liebenwerda, Stadt und Schloß Friedland, Wittigsbau, Polaun. Das Riesengebirge gehört uns jetzt vollständig. Die auf dem Gebirgskamm verlaufende Grenze ist gefallen, und Deutschlands höchster Mittelgebirgsgipfel, die 1605 m hohe Schneekoppe, ist nun freigeworden und ihre beiden Bauden sind deutsch, ebenfalls der Spindlerpaß, Spindelmühle, Elbquelle. Die Sieben Gründe, Hohenelbe, Johannesbad um nur die bekanntesten, bisher jenseits der Grenze gelegenen Fremdenziele zu nennen!

Im Gläser Bergland wurde der Gipfel des Großen Schneebergs (1425 m) frei; seine steinerne Grenzsaule, die bisher die Grenze zwischen Grafschaft (Schlesien), Mähren und Böhmen bezeichnete, hat nur noch historischen Wert.

3. Neue deutsche Gebirge und Landschaften.

Mit dem Braunauer Ländchen wurde das Adlergebirge deutsch; seine berühmtesten Lebenswürdigkeiten sind die Felsenstädte von Adersbach und Bekelsdorf.

Der Altwater (1490 m) als höchster Gipfel des Altwatergebirges gehört nun zu uns. Des Jeschkengebirges Mittelpunkt und heiliger Berg ist der 1010 m hohe Jeschken. Zu seinen Füßen liegt Reichenberg, die neue Hauptstadt des Sudetengaus, deren künftige Einwohnerzahl 80 000 beträgt.

Links und rechts der Elbe zieht sich das Böhmisches Mittelgebirge hin mit dem Mittelpunkt Aussig, der Bischofsstadt Leitmeritz, den Heilbädern Tepliz und Bilin. Der üppige Obstgarten des Elbtals ist das „Böhmische Paradies“ genannt mit seinen Obstwäldern und Weinbergen, besonders im Lenz zum Blütenfest prangt die Gegend um den Loboschhang um Sebusein, Salefel, Dubitzer Kirchlein in märchenhafter Blütenpracht. Berühmter Glanzpunkt ist der von Ludwig Richter verewigte Schreckenstein mit der romantischsten Burgruine des Elbtals. Höchster Berg ist der Milleshauer oder Dennerberg, ein 835 m hoher Basaltkegel und bekannter Aussichtsborg.

Das Egerland zwischen Fichtelgebirge, Elstergebirge, Erzgebirge, Oberpfalz und Böhmerwald nennt der sudetendeutsche Dichter Hans Bakli „eine reiche bunte Bauernschüssel“. Trachtenbunt, volkstümlich, liederfroh bewahren die Egerländer ihre deutsche Eigenart. Die Frauen tragen zum bunten Faltenrock die großen Puffärmel, das in zwei Schleifen gebundene Kopfstuch oder die Silberhaube, die Männer zur kurzen braunen Tuchjacke, die von gestickten Trägern gehaltene schwarzsauntere Pumpbose und den steifkrempeigen Filzbut der alten Volkstracht. Reich ist die Vergangenheit von Eger mit seiner Kaiserpfalz und dem malerischen Markt. Aus der Tiefe des Egerlandes aber sprudeln die berühmten Quellen von Karlsbad, Marienbad, Franzensbad und Radiumbad St. Joachimsthal, der Heimat des Talers und Dollars.

Das alles ist nun deutsche Heimat, Sudetengau! Wir werden viel wandern müssen, damit diese reizvollen Landschaften Erlebnis und innerster Besitz werden!

Sudetendeutsches Bergland - Rund um den Kaltenberg

Hans Gebler

Wer es noch bezweifelt, wie eng wir mit dem sudetendeutschen Lande verbunden sind, der braucht nur an einem klaren Sonnentage von den Höhen um Dresden südwärts zu blicken. Überall das bunte Gewirr von Felsen und Tafelbergen, das die Wesensart unseres nahen Elbsandsteingebirges kennzeichnet, ragen da hohheitsvoll und blaudustig zwei edelgeformte Pyramidengestalten, dem heimischen Wandersmann wohl vertraut von manchen schönen Bergfahrten; der Rosenbergl und der Kaltenberg. Um beide breitet sich des Sudetengaus schönster Teil, die wilde Wald- und

Felsenwelt der Böhmisches Schweiz auf der einen Seite, das offene lachende Bergland der Basalte mit lockenden Wiesen und Fluren, mit freundlichen Ortschaften übersät, auf der anderen. Sie bilden die Grenzscheide zwischen Sandstein und Basalt, und fast unmerklich gleitet der Fuß des Wanderers aus dem engen, kieferubewachsenen Geklüft schroffer Wände hinüber in die herrlichen Buchendome, die um die schwarzgebrannten Phonolithsäulen der Gipfel rauschen.

Es ist schwer zu sagen, welchem von diesen beiden Großen im nordböhmischen Bergland der Preis zuzusprechen ist, man tut am besten, von dem einen zum andern zu pilgern, vom Rosenberg durch den traumumfangenen Paulinengrund nach Hasel, und einen Blick dabei zu tun in das breite, industriereiche Tal von Kreibitz, in dessen dichtbevölkerten Ortschaften die roten Bänder des Moskauer Söldlings Benesch ihr Vernichtungswerk trieben. Fast einer Boralpenlandschaft gleicht das Panorama, das sich vor dem Beschauer breitet. Drüben der Rosenberg, über endlose Wälder zum Himmel ragend wie die Kuppel eines Domes, die letzten bizarren Felsengebilde der Dittersbacher Schweiz, in deren grünen Schweigen wohl eines der romantischsten aller Jagdschlösser träumt, die Balzhütte, jenseits aber, wie ein machtvoller Wächter über sudetendeutschem Lande, der Kaltenberg mit seiner Trabantenschar. Obgleich er mit 731 m Höhe in diesem Kranze an dritter Stelle steht — der benachbarte Tannenbergr zählt 770 m, der Kleis 755 m —, gleicht er doch einem König, um dessen breite Schultern der Wald wie ein kostbarer Mantel wallt.

Aber auch in anderer Hinsicht bietet das Kaltenberggebiet dem aufmerksamen Wanderer vielerlei Anregendes. Kommt man aus dem Kammitale, von dem freundlichen, seiner schönen Lage wegen als Sommerfrische vielbesuchten Städtchen Böhmisches-Kammit oder von dem einsamen Dörflein Hillembühl an der Böhmisches Nordbahn, so steigt der Waldpfad durch eine romantische, vielzertlüftete Sandsteinwelt allmählich zu einem Höhenrücken heran, der mit 535 m Höhe die Grenzscheide gegen das Niederland bildet. Schon äußerlich kennzeichnet sich der Wechsel durch eine verschiedenartige Mundart der Bevölkerung, ebenso wie durch den durch die geologischen Bodenverhältnisse bedingten Wechsel des Pflanzenwuchses. Vulkanische Gesteine, Basalt und Klingstein verdrängen den Sandstein, und der bislang vorherrschende Kiefernwald mit seinen Heidekrautpolstern macht kräftigem laubholzuntermischtem Hochwald Platz. Kurz vor dem idyllischen, einsam im Walde gelegenen Hegerhaus Kreuzbuche erreicht man den Kulminationspunkt dieses das Kammit vom Kreibitzale trennenden Höhenrückens, der seine Fortsetzung nordwestlich im Schöber, der bekannten und in letzter Zeit viel erwähnten tschechischen „Maginotlinie“, findet, die mit zahlreichen betonierten Unterständen und Maschinengewehrnestern besetzt, den Herren vom Hradschin das Gefühl ihrer militärischen Unüberwindlichkeit bot.

Hier auf diesem Höhenkamme fanden schon einmal verlustreiche Kämpfe statt. Nach der Niederlage bei Kolin, am 18. Juni 1757, trat das preussische Heer den Rückzug aus Böhmen nach Schlessen an. Über Hirschberg, Leipa erfolgte der Abmarsch der 30 000 Mann starken Armee unter Führung des Prinzen August Wilhelm, dem Bruder des Königs Friedrich. Da der Weg nach Gabel und Zittau von den Österreichern verlegt war, blieb dem preussischen Heer nichts anders übrig, als über Wolfersdorf, Freudenberg, Böhmisches-Kammit die Hochfläche am Fuße des Kaltenberges bei Hasel zu überschreiten. Aber auch diese war bereits von österreichischen Truppen besetzt, und es kam in den Tagen vom 18. bis 21. Juli zu schweren Kämpfen in den unübersichtlichen Wald- und Bergterrain. Von drei Seiten von den Kroaten angegriffen, verlor das preussische Heer große Mengen Kriegsmaterial und an 500 Tote, die Österreicher annähernd die Hälfte. Die Massengräber der Gefallenen, mit schlichten Gedenksäulen geschmückt, schauen noch heute bei Kaltenbach, Hasel und am Höhensockel unter dem großen Abrenberg erinnerungreich in diese stille Bergwelt. Unmittelbar gegenüber dem Hegerhause Kreuzbuche befinden sich Preussengräber und eine benachbarte Waldstelle heißt noch heute das Totenräumisch. Ein Kreuz an einer alten Buche beim Hegerhaus mahnt an die toten Krieger im sudetendeutschen Bergland.

Wunderbare Wälder rauschen weit um die Basaltgipfel bis hin zum Tollenstein und der Lausche. Eine drei Hektar große Waldfläche am Kaltenberg ist als Naturschutzgebiet zu einem Urwald verwandelt, in den stillen Waldtälern aber am Forstbause erfreut zur Pfingstzeit ein Meer von Mondvioletten den einsamen Wanderer. Hier am Kaltenberg und speziell in den gewaltigen Buchendomen des benachbarten Großen Abrenberges ist auch die Heimat der Gemsen, die vor nunmehr 50 Jahren durch den Grundherrn, Fürst Kinsky, ausgefetzt wurden und sich erfreulicherweise auf einen Stand von annähernd 120 Stück vermehrt haben, die sich bis auf die sächsischen Gebiete von Hinterhermsdorf verteilen. Die ersten Gemsen wurden 1906 bei der Balzhütte in einem Gatter gehalten, und zwar drei Böcke und fünf Weisen. Nachdem man ihnen die Freiheit gegeben hatte, verstreuten sie sich bald in dem felsigen Gelände, wobei allerdings während der Brunstzeit die schwächern Böcke zu Tode geforkelt wurden. 1927 bis 1929 wurden weitere zwölf Stück in das Revier gebracht. Vorteilhaftere Lebensbedingungen, auch durch die Höhenlage bedingt, fanden die durch den Fürsten Kinsky 1913 am Großen Abrenberg ausgefetzten Gemsen. Sie vermehrten sich bis zum Jahre 1930 auf annähernd 70 Stück, so daß heute dem Wanderer in diesem Gebiete häufig dieses schöne leichtfüßige Wild begegnet.

Besonders der Große Abrenberg, 700 m, mit seinen einzig schönen Waldbeständen ist ein Lieblingsstand der Gams, die man unweit der Einsattlung zwischen den beiden Gipfeln ständig in größeren Rudeln beisammen sieht. Allerdings ist das Betreten dieser Wälder nur mit Erlaubnis der Forstbehörde gestattet, um Verunreinigung des Wildes zu vermeiden, der anständige Tourist wird sie aber zumeist erhalten und sich an der Schönheit der Wälder, sowie an der herrlichen Fernsicht von den Basaltklippen des Abrenberges ergötzen. Ein Waldmeer rauscht rings in die Tiefen und hinüber zum stolzen Tannenbergr mit dem Tollenstein, blau duftig steigen die Pyramiden der Berggipfel in der weiten Runde empor, und das winzige Hegerhäuschen unten auf dem grünen Wiesenplan ist das einzige, was an Menschennähe gemahnt.

Umfassender und großartiger ist die Rundschau vom Kaltenberg, wo sich die Gemsen namentlich in den Urwalddickichten mit Vorliebe aufhalten. Der 16 m hohe eiserne Turm auf dem Gipfel neben dem lauschig im Waldesschweigen sich bergenden Schutzhause ist vor 50 Jahren erbaut worden. Sein Vorgänger, der vom Grundherrn Fürst Kinsky 1865 errichtete Holzturm war der zweite Aussichtsturm, der in Böhmen entstand. Ein überwältigendes Bild bietet sich von der Plattform über das Wipfelmeer. Von den Lauscher Bergen bis zum Erzgebirge und den Felsen im Elbtal liegt das ganze nördliche Böhmen vor uns ausgebreitet mit seinem wunderbaren Bergkranze, seinen blühenden Fluren und stillen Ortschaften — eine Welt, so vielgestaltig und lieblich, daß man den Ausspruch von Lord Runciman: „Euer Land ist das wunderbarste, das ich je gesehen habe“ versteht. Man wird von dieser Gegend nicht scheiden, ohne dem alten Städtchen Böhmisches-Kammit einen Besuch abgestattet zu haben. Der Weg vom Kaltenberg dorthin führt durch das langgestreckte Hasel mit seinen Gefallenengedächtnisstätten, und weiter durch die eigenartige Sandsteinwelt, an den schroffen Nadeln der sagenumflogenen Moldfelsen, am Bruderaltar, einer in einer tiefen Felsenklucht errichteten historischen Andachtsstätte, vorüber, auf wohlgepflegten Promenadenwegen zum hoch über der Stadt gelegenen, vornehm eingerichteten Schützenhause, wo sich 1680 das Bauernheer zum Kampfe gegen die Kammiter Herrschaft stellte. Ein prächtiger Blick auf die Stadt zu Füßen und den Bergkranz in der Runde erfreut von den beiden Terrassen den Mastenden. Das alte Kinsky'sche Schloß, die fernensöhne Stadtkirche, als Pfarrkirche bereits im 14. Jahrhundert erwähnt, sowie der prächtige Kuppelbau der 1736 bis 1763 erbauten Marienkavalle sind besondere Wahrzeichen des freundlichen Städtchens, das mit seinen Laubengängen am Markt das heimatlische Bild des Sudetengaus uns schlicht und schön in die Seele zeichnet!

Herbstlicher Dolomitenbrief. Max Hantschmann



Am Pordoi Paß, im September 1938.

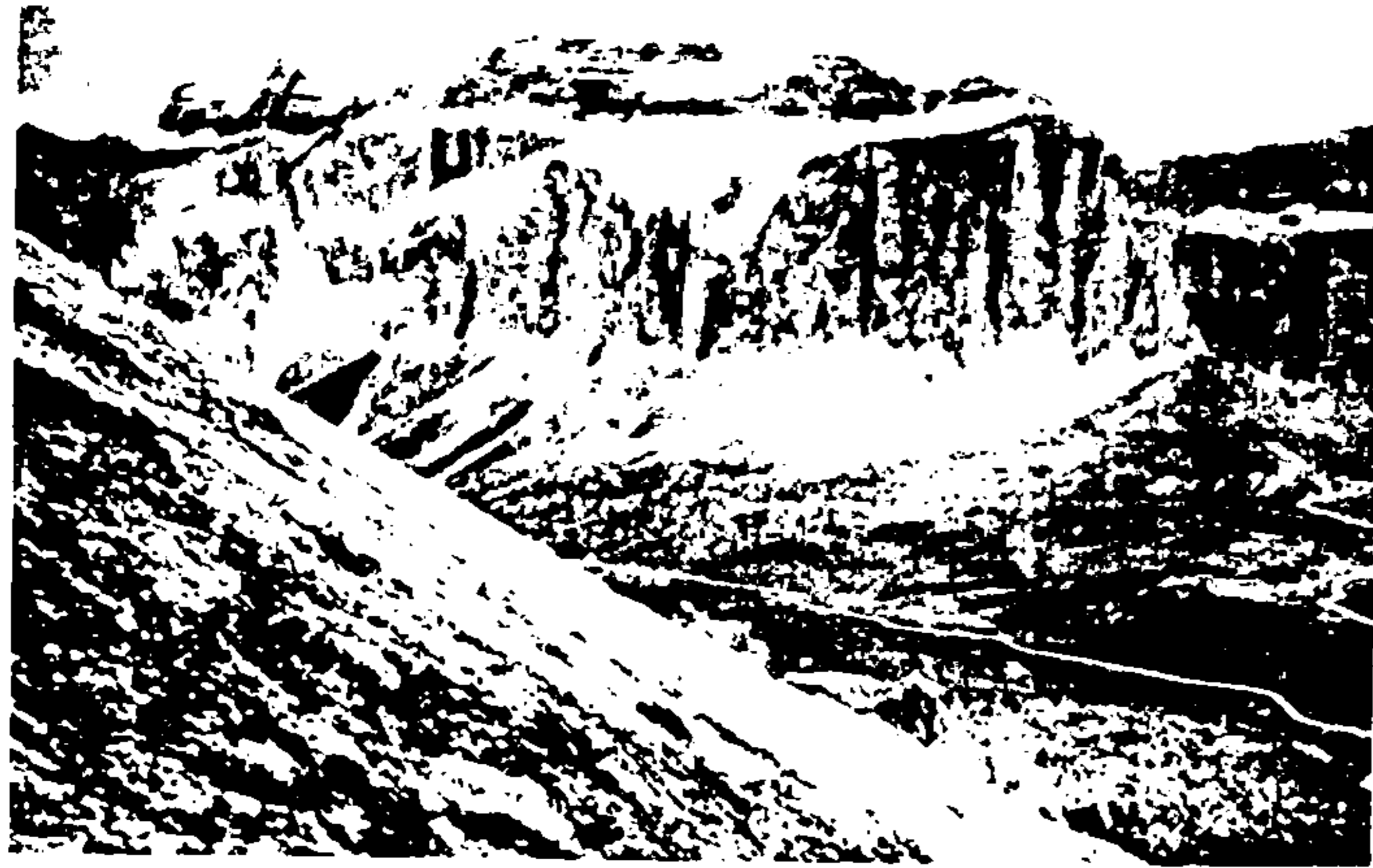
Lieber Kolt!

Eine Sehnsucht vieler Jahre erfüllt sich. Ich bin in den Dolomiten. Wolkenlos steht der blaue Himmel des Sudens über einer klaren Berglandschaft, für die man vergebens Vergleiche sucht. Herb bläst der Jodwind über den Sattel zwischen Sella und Sasso Vecchie. Aber im Windschatten des Albergo Maria durchwärmt mich die Sonne, die weil ich die Stunden eines Ruhetages nütze Dir brieflich den Weg zu schildern, den wir durch diese uns neue Bergwelt gehen. Ich sage ausdrücklich: den Weg als geographischen Begriff, denn das Erlebnis „Dolomiten“ kann ich Dir schwer beschreiben, das mußt Du Dir hier selbst einmal holen. Erwarte bitte von mir nicht mehr als einen Fahrtenbericht, den Du mit Deiner theoretischen Dolomitenkenntnis an Hand Deiner Bildersammlung gewissermaßen ins Deutsche übersetzen und mit Deiner Phantasie beleben mußt. Vielleicht gelingt Dir's, einen einigermaßen plastischen Eindruck zu gewinnen. Etwas fehlt aber trotzdem und das läßt sich nicht konservieren und verschicken: der Atem der Landschaft, das Fluidum, das sich zusammensetzt aus Fels, Erde, Wiese, Wolken und Duft, aus Wärme, Kälte, Sonne, Schnee und Luft, aus Nähe, Ferne, Höhe, Tiefe und Tönen, die hart oder melodisch im Raum verflingen.

Damit Dir mein Bericht aber wenigstens etwas lebendig wird und Dir Namen und Daten, die ich nenne, nicht allzusehr „böhmische Dörfer“ bleiben, empfehle ich Dir, mit dem Finger auf der Karte unsere Spuren zu folgen. Also entsteigst Du mit uns dem engen Holzkasten der Grödener „Kriegsbahn“, die uns durch das bei Klausen/Waidbruck (Chiusa Ponte all'Isarco) beginnende Grödener Tal (Val Gardena) mit mehr Gefaude und Kusch, als Tempo bis St. Christina brachte. Dort buckelten wir unsere „Wanderschränke“, und der Marsch begann. Damit Du nicht irre wirst, erlaube ich mir noch die Bemerkung, daß die Zahlen, die ich ab und zu nenne, Höhenzahlen sind, nicht Entfernungen. Den etwa 1400 m hoch gelegenen Talboden verlassend, strebten wir in südlicher Richtung über die mit Herbstzeitlosen übersäten sumpfigen Pana-Wiesen bergwärts zum schönen, waldigen Confinboden, auf dem zur Sommerszeit das Zelten eine Lust sein muß. Die am Fuße der Langkofelkarspitze gelegene Langkofelhütte war unser nächstes Ziel.

Die Hütte, die wie 90 andere (siehe „Die verlorene Stadt“ im Alpinen Museum in München) einst das Werk einer österreichischen Alpenvereinssektion war, untersteht jetzt dem Centro Alpinistico Italiano (CAI) und heißt „Rifugio Vicenza al Sassolungo“, zu deutsch: Zuflucht

am langen Stein. Im übrigen werde ich mir Übersetzungen in der Folge sparen, in der Hoffnung, daß Du Dich auf Deiner Karte zurechtfindest. Hier wird überwiegend deutsch gesprochen, ein wenig Kenntnis des Italienischen ist aber doch nützlich. Bis in den Nachmittag hinein hatte es geregnet, und tief zogen die Wolken noch immer dahin. Von den Bergen selbst war herzlich wenig zu sehen. Aber bescheiden, wie wir sind, freuten wir uns über jedes Stück Felsen, das über uns zwischen den Wolken hindurch sichtbar wurde. Im günstigsten Moment erblickten wir beiliegendes Bild (Bild 1), das rechts den Plattkofel zeigt und links den unteren Teil des Langkofelmassivs. Der tiefste Einschnitt in den Felsen ist die Langkofelscharte, der Du es sicher nicht ansiehst, daß sie in fast 2700 m Höhe die Felskette im Osten schneidet. Schnell wurde es dann finster. Bei klarem Wetter ist die Hütte wohl schon von weit unten zu sehen, wir aber stiegen durch Nacht und kalten Nebel ins Ungewisse, denn wo die Hütte genau lag, das wußten wir erst, als wir 30 m vor ihr ein dunkles Etwas vor uns schemenhaft auftauchen sahen, was wir für einen großen Felsblock gehalten hatten. Das Licht aus dem Hüttenfenster hatte der Nebel schon nach wenigen Metern verschluckt. Herzlich wurden wir Unerwarteten empfangen, nahmen ein kurzes Nacht Mahl zu uns, konnten aber die Gemütlichkeit der Hütte nicht lange genießen, denn uns lag die vorübergehende Eisenbahnnacht und der erste Aufstieg doch in den Gliedern, und bald schliefen wir dem ersten Ferienmorgen in den Bergen entgegen. Nicht umsonst stand „Sonn“-Tag auf dem Kalender. Nach wochenlangem Schlechtwetter-Periode gab es schönsten Sonnenschein. Nun sahen wir die eng das Langkofelkar umstehenden Gipfel in Weiß und hielten im frostigen Morgen Ausblick. Nur 200 m über uns zog sich die Schneegrenze hin. Vor ein paar Tagen hatte es hier den ersten Schneefall gegeben. So fiel der Plattkofel, den ich auf dem Gipfelprogramm hatte, wegen eines halben Meters Schneehöhe aus. Auf dem Oskar-Schuster-Steig ist er sonst unschwer zu erreichen. Nach Norden war der Blick ins Weite frei. Er wanderte den Zickzackweg hinunter, den wir am Vorabend herauskauten, ging über den in der Morgensonne liegenden Confinboden und über ein Stück der Seiser Alpe hinweg und endete an der Kette der deutschen Alpen, die uns mit den Schneebäuptionen der Östaler, Stubai, Zillertaler und Hohen Tauern einen Morgengruß herüberschickten. Den nahmen wir mit auf den Weg. In Höhe des kleinen Gletschers, der sich von der Grobmannspitze herunterzieht, ging die Schneewaterei durchs Langkofelkar los. Wir hatten Mühe, oben in der Scharte zwischen Fünffingerspitz und Langkofeldeck einen trockenen Mastplatz zu finden. Du weißt, daß ich wegen einer schönen Aussicht nicht so schnell „aah!“ und „ooh!“ sage, aber an dieser Stelle wäre es beinahe geschehen. Da baute sich die halbe Dolomitenherrlichkeit vor uns auf. Noch lag die Marmolata fern, aber wir sahen sie doch als höchste Erhebung mit ihrem Doppelgipfel in der Zackenlinie gegen Süden vor der Civetta und der südwestlich hingelagerten Pala. Uns gegenüber aber zeigte sich, greifbar nahe, die Breitseite der Sella-Gruppe mit ihren wuchtigen Nordwestabstürzen. Hundert Meter unter uns zog sich von links die Sella-Jochstraße vom Ende des Grödental herauf. Auf dem Photo (Bild 2) siehst Du, wie sie fast rechtwinklig ostwärts in Richtung Pordoi-Joch abbiegt. Du erkennst weiter den charakteristischen Aufbau der Sella mit ihren drei Steckwerten und dazwischen liegenden Wandstufen. Die leicht ansteigende, über den Sella-Türmen beginnende Linie auf der rechten Bildseite führt zur Pordoi-Spizze, die mit dem über 800 m langen Fedeleweg in der Nordwestwand ihren längsten und schwersten Kletterweg hat. Dieser Weg führt fast in der Falllinie, an dem auf der ersten Terrasse liegendem riesigen Felsblock vorbei, zum Ausstieg. Es ist Dir sicher neu, zu erfahren, daß Kenner die Schönheit dieser Wand noch über die Schleierkante der Cima della Madonna stellen. Als wir uns sattgesehen, leierten wir die Serpentin jenseits der Langkofelscharte hinunter, vorüber an der „Steinernen Stadt“ einem riesigen Felsstrümmersfeld, über das Sella-Joch hinweg und dann, die Straße meist nur schneidend, den Kiefernhang etwa 1000 m hinunter bis fast zur Dolomitenstraße, die dort von Canazei heraufkommt. Dann kletterten wir durch verwachsenen Bergwald auf der anderen Seite mühselig wieder 600 m hoch bis über die Baumgrenze und stießen erst kurz vor dem Pordoi-Paß



wieder auf die fehrenreiche Straße. Vor den Autos und den Staubwolken waren wir zu den Silberdisteln und Enzianen in den Wald geflüchtet, hatten uns mit schwerem Rucksack den Steilhang hinangeschunden, aber das Gebuße und Motorenknattern verfolgte uns doch bis ins Dickicht wie Schreie des Tempos aus der fernen Stadt. Zwischen den letzten Niefern etwas veridnaufend, hatten wir rückblickend gegen Westen Einsicht in das tief einschneidende Fassa-Tal, über dem sich uns in etwa 20 km Entfernung als Wall die Ostseite des Rosengartens zeigte. Bis man sich zur großen Ruhe der Bergwelt beimgesunden hat, braucht es ein bißchen Erfahrung, welche Straßen man nicht gehen oder nur queren darf. Denn auch über dieser Landschaft liegt der Fluch der Schönheit. Am Pordoi-Joch (2250 m) erreicht der große Straßenzug seinen höchsten Punkt, der als strada della dolomiti: die Dolomitenstraße, in 115 km Länge die nördlichen Dolomiten von Bozen bis Cortina d'Ampezzo durchquert. Mit einer Reihe Anschlußstraßen ist damit, zum Leidwesen der Zünftigen, auch denen das Gebirge im großen erschlossen, die entweder vom Tempo besessen oder zu bequem sind, in eigener Leistung sich die Bergwelt zu erobern. Ein Trost bleibt nur: Ihre Trägheit hindert sie, unser Berg-Erleben in der Stille der Kare und Kletterpfade, der Felssteige und Gipfel zu stören, wenn wir nur ein paar hundert Meter von der Heerstraße der Autoreisenden weg und höher steigen. Und das taten wir vorgestern mit unserm Anstieg zur Voë.

Wie eine gewaltige Felsburg liegt die Sella nördlich von Pordoi und wächst fast gleichmäßig rund 800 m über die Joch- und Almweiden rundum empor. Sie hat wenig Einfallstore. Das höchstgelegene ist die von senkrechten Wänden flankierte Pordoi-Scharte. Durch dieses Tor verschafften wir uns Zutritt. Mit einer Steigung von gut 400 m auf einen reichlichen Kilometer Wegstrecke durch die Geröllzunge eines langen Kares ist das schon etwas mehr als ein gemütlicher Jochbummel von Gasthaus zu Gasthaus. Und dieser Berggang kostet auch mehr Schweiß, als vergleichsweise der Weg vom Zahngrund den Obriegensteig hinauf in die „Kette“. Wenn ich bedenke, daß es daheim so manchen Bergsteiger gibt, dem es zu weit ist, von Postelweis oder Schmilka in den Großen Zschand, von Krippen nach den Zschirnsteinen oder von Herrnskretschken ins Dittersbacher Gebiet zu laufen, so manchen, der daheim am liebsten mit dem Motorrad bis zum Einstieg in die Wand fährt, dann frage ich mich immer, was diese Gebfaulen sagen oder tun, wenn sie in die Alpen kommen. Aber vielleicht kommen die auch gar nicht bis dahin. Im Morgensonnenschein waren wir unten weggegangen, in der Scharte oben aber brodelten finster dräuend Wolkenballen, und uns war es eher ein Gang in die Hölle statt ins Himmelslicht. Als wir kurz unter der Schartenhöhe die Schneegrenze erreichten, verslog aber der Wolkenspuk und jenseits schauten wir in die canonartige Felslandschaft im Innern der Sella. Nach kurzer Standrast querten wir einen verschneiten Steilhang mit lockerer Geröllunterlage hinüber zum pyramidenförmigen Aufbau der Voë, die mit ihren 3152 m der höchste Sella-gipfel ist.



Im wechselvollen Spiel jagender Wolken mit der Sonne hielten wir Gipfelrast. Aber es wurde bald ungemütlich. Soweit es die Felsblöcke des Gipfels zuließen, begannen wir im Schnee hin und her zu stapfen, zogen die Skimüße über die Ohren, rieben uns die Finger warm und warteten, daß die Wolken Schleier einmal so weit zerreißen, daß wir eine Rundschau haben würden, die von dort herrlich sein muß. Vor allem hatten wir uns eingebildet, von der Voë aus Einblick in die östlichen Dolomitengruppen, besonders in die Sertener, zu erhalten. Aber es war nichts zu machen, wir mußten, ohne die Drei Zinnen gesehen zu haben, den Rückzug antreten. Und es war auch nichts mit einer Rast in der Bamberger Hütte, die nicht weit, aber wegen des frühen Schneefalls schon geschlossen war. So gingen wir den gleichen Weg bis zur Pordoi-Scharte zurück. Von dort begannen meine Gefährten den Abstieg oder vielmehr die Abfahrt durchs Kar zurück, und ich muß sagen, daß sie schon eine ganz gute Abfahrtstechnik in diesem riesigen Schuttkegel zeigten. Ich aber stieg auf der anderen Seite noch einmal 100 m höher zur Pordoi-Spitze. Dort hatte ich das Glück, in der Strahlenfalle wenigstens ein Bild (Bild 3) der Voë zu fangen. Leider fehlen auch an diesem Bild die Größenverhältnisse. Erwähnen will ich aber noch, daß der Weg auf die Voë, selbst bei nicht allzu tiefem Schnee, leicht ist und etwa dem Alten Weg auf den Großen Warenstein im Wettersteingebirge gleichkommt, den Du ja auch kennst. Zu einem heimatlichen Berg- oder Felsgange gibt es keinen Vergleich.

Langsam stieg ich in tiefem Schnee über das Gipfelplateau der Pordoi-Spitze auf den Gipfelsteinmann zu, baute ihm drei Steine aufs Haupt, warf den Bergdohlen ein paar Brocken hin und hielt dann eine seltene Bergfeierstunde. Das Wetter hatte sich etwas gebessert, die Gipfelfläche lag in der Sonne, der Wind flaute ab, aber die Wolkendecke unter mir öffnete sich nur zu kurzen Aus- und Durchblicken. Oft riß dieser Landschaftsfilm, nicht aber meine Geduld. Ich hatte eine gute Stunde. Erinnerungen an gemeinsame Bergfahrten mit Dir wurden lebendig. Wenn ich eingangs schrieb, daß sich meine Dolomitensehnsucht verwirklicht, so muß ich nun doch die Einschränkung machen, daß sich der Traum nur halb erfüllt. Denn dieser Brief würde nicht geschrieben, wärest Du als mein Seilgefährte mit hier, wie wir's geplant hatten. Sollen wir aber unserem Schicksal hadern, weil Dich der Staat als Armierungssoldat an die Westgrenze rief? Ich empfinde es so bitter, wie Du, daß Du die Arbeitskluft in den Koffer, statt das Klettergelump in den Rucksack, packen mußtest. Aber: Gib dem Staate, was des Staates ist!

Ich komme mit meinen beiden Urlaubsgefährten, Hans und Hanna, die Dir nicht unbekannt sind, gut aus. Die junge Frau hält auch im Auf und Ab unserer Höhenwege gut durch, aber daß sie keine Bergsteiger in unserem Sinne sind, bedauere ich. In letzter Minute habe ich mit ihnen diese Fahrt als gemeinsames Unternehmen vereinbart. Und ich will auch mein Wort halten und nicht Alleingeber werden, obwohl ich hier manchen Kletterweg auch allein durchsteigen könnte. So aber dienten

meine Kletterlatschen bis jetzt nur als Hüttenschuhe. An manchem Fels blicke ich empor und lasse mir nicht merken, wie stark das Klettererblut in mir wallt. Ich kann Dir leider also keinen Bucher-Brief schreiben.

So sehr uns die reine Bergwanderschaft vom Sonnenaufgang bis zum Abenddämmern, im Sonnenglanz und im Sterngefunkel mit allen Stimmungen und Schönheiten auch eine Landschaft unser eigen werden und uns den Berg als Ganzes sehen läßt, so sehr sind wir doch darüber hinaus eben Bergsteiger. In unserem Blick lösen sich Berggruppen und Massiv auf in Türme, Spitzen, Säulen, Wände, Kanten und Grate, in Risse, Kamine und Bänder, in Schwierigkeitsgrade und Durchstiegsmöglichkeiten. Ist doch der Weg zum Gipfel für den Kletterer um so idealer, je mehr er in der Sentretchten durch den Fels führt. Es ist schwer, einem Menschen, der keine Ader dafür hat, begreiflich zu machen, daß für uns das Klettern eine Steigerung des Landschaftserlebnisses bedeutet. Die Wolkendecke unter mir lenkte mich plötzlich zu einem anderen Gedanken: Oft ist das Erlebnis des Meeres dem des Berges gegenüber- oder gleichgestellt worden, und doch ist zwischen beiden ein Unterschied. Das Meer kann man ohne eigenes Zutun erleben, zu den Berggipfeln aber muß man im Schweiße seines Angesichts wallfahren, muß sie sich erkämpfen. Doch will ich diesen Faden jetzt nicht weiter spinnen, sondern bitte Dich, mit mir im Geiste wieder mit zu Tale zu steigen. Unser Abstieg endet am Pordoi-Friedhof, der höchstgelegenen Gräberstätte des letzten großen europäischen Krieges. Drei Duzend Hügel wölben sich im kleinen Geviert eines verwitterten Stängelraumes. Unter schlichten Grabkreuzen liegen die Gebeine von Österreichern, Bayern und kriegsgefangenen Serben und Russen. Alle als Opfer aus der Frühzeit des Alpenkrieges. Einfach ist der Gräberschmuck, um den sich ein almosen sammelnder Invalid bemüht. Da dient ein Stahlhelm einem Busch Bergastern als Schale, aus kleinkalibrigen Granathülsen hängen Enziansträuße ihre Köpfe, und dort verbringen Edelweißsterne ihre letzten Tage im Bodenstück einer 15er Granate. Ein Eßgeschirr ist die Wase für die letzten kurzstieligen Herbstblumen der Berge. Um einen Minierspaten stehen auf einem andern Grab weiße und gelbe Berganemonen. In diesem Augenblick erscheint der kleine Friedhof gewissermaßen als das Grabmal des unbekanntem Soldaten aus der Front zwischen Fels und Eis, und in ebrenem Kranze stehen darüber die Blutzengen des Bergkrieges, die Berge selber, als ewige Wächter. Zwingend gleitet von hier der Blick nach Osten zum Col di Lana, den im großen Halbrund die Ampezzaner Dolomiten umgeben. Monte Pelmo, Antelao, Sorapis und die Tofanen überragen ihn erheblich. Mit seinen 2400 m vor dem Kriege „nur“ als nebenrangiger Ausichtsberg bekannt, wurde 1915 der Col di Lana zum blutigsten Kriegsberg, zum erbittert umkämpften Eckpfeiler der Alpenfront. In seiner Nordost-Flanke saßen die österreichischen Bergsoldaten, während sich in seine steilen Südhänge die Alpini hineingewühlt hatten. An diesem Berge nahm der Kampf um den Sieg, das Wettrennen mit dem Tode seinen dramatischsten Verlauf, ein Rennen, das die Italiener im Frühjahr 1916 mit der „Himmelfahrt des Col di Lana“ gewannen.

Gestern gingen wir wieder einmal unter die 2000-m-Grenze hinunter in den nächsten Talort Canazei, das aber immerhin noch ungefähr 1400 m hoch liegt. Das erhoffte „Geld von der Bank“ konnten wir aber dort nicht abheben, sondern mußten in der Mittagsglut bis Campitello tippeln. Mit diesem Schreiben für Dich ging nun auch der heutige Tag zu Ende. Eben war ich in der beglückenden Ruhe des Abends den Berghang noch ein Stück hinaufgeschlendert. Aus den Dörfern des Fassa-Tales blinkten verstreute Lichter zu uns herauf und südwärts zeigten über einer Anhöhe in schwachem Mondlicht Marmolata und Vernel ihre Schneehäupter. Zu ihnen geht morgen unser Weg. Darauf freue ich mich. Und nach der Marmolataüberschreitung wirst Du wieder von mir hören.

Bis dahin einen dolomitischen Berg-Gruß

von Deinem Freunde Mar.

Österreichs Alpen und ihre Erschließung. Hans Gebler

Österreichs Stolz und Schönheit sind die Alpen. Von dem heiteren Hügelgelände an der Donau, von den bescheidenen Höhen des Wiener Waldes sieht man verheißungsvoll die weißen Ferner sich am Horizont schlingen, wie ein Diadem, das das Haupt einer schönen Frau schmückt. Als einzigen Vergleich konnten wir bislang in unserem alten Heimatreiche diesem kostbaren Bilde nur München mit dem oberbairischen Alpengebiete entgegenstellen, eine in ihrem ganzen formenreichen Aufbau wohl großartigen Welt, der aber doch eines fehlte: die glasige blauschimmernde Pracht der Gletscher und der ewige Schnee! Erst diese Attribute stempeln das Hochgebirge zu jenem märchenhaften Ewigkeitslande des Schweigens und des Erbauens, vor dem wir Menschenwerge alles Erdenbaste ablegen und uns der waltenden Gottheit nähergerückt fühlen.

Und wie bei uns allen mehr oder weniger die Sehnsucht vorhanden ist, befreiende Stunden in diesem Firnenglanz hoch über den walddunklen Tälern zu erleben, so waren auch die Alpen Österreichs nie eine gemiedene trennende Scheidewand zwischen Nord und Süd, wengleich in früheren Zeiten, im Mittelalter, der Eindruck, den sie auf den Menschen machten, ein anderer war.

Zum Vergnügen reiste einstmals niemand, am allerwenigsten in die Alpen!

Ihr Ruf war ein schreckhafter, ihr Anblick ein dämonischer, und die Überquerung der Alpenpässe, auch der nach unseren heutigen Begriffen harmlosesten, ein Wagnis auf Leben und Tod.

Daß trotzdem Goten und Vandalen, Zimbern und Kelten dieses Wagnis der Überschreitung dieses gewaltigen Schnee- und Eisgürtels im Herzen von Österreich unternahmten, beruhte auf dem Instinkt jener Völkerscharen, aus der nordischen Schwere und Kälte in ein südliches Land der Sonne und Wärme zu kommen. Die ewige Sehnsucht des nordischen Menschen nach jenen paradiesischen Gefilden schuf die ersten Alpengänger.

Religiöse Momente veranlaßten die späteren Generationen, den Kampf mit den Gefahren aufzunehmen. Die Kreuzzugritter mit ihren Reifigen, die Wallfahrer, die zum heiligen Grabe pilgerten, stellten die zweite Kategorie der Alpenbesucher. Schon in diesen frühen Zeiten, ehe die zunehmende Kultivierung der alten Welt den reisenden Handelsmann, den Kaufmann mit seinem Warenaustausch zwischen Nord und Süd und umgekehrt, auf den Plan rief, entstand wie anderwärts in der Schweiz usw. auch in den österreichischen Alpenhochregionen die erste Besiedelung. Um das Ende des achten Jahrhunderts bereits, 784, empfahl der Papst Hadrian die an den begangenen Saumpfadern in den Alpen und auf den Pässen errichteten Unterkünfte (Hospize) dem besondern Schutze Kaiser Karl des Großen. Es waren dies zunächst nur die bekannten, auch heute noch bestehenden in den Westalpen das Hospiz am Großen St. Bernhard, am Gotthard, an der Grimsel, aber wenig später finden wir auch bereits solche in den Ostalpen erwähnt, und zwar das Hospiz auf dem Viktorsberg bei Feldkirch um 875, bei Frisach am Schauerfeld 1125, das Hospiz am Pöbnerpaß bei Spital a. P. um 1130, das Spital am Semmering 1160, in Zell am Ziller 1188, am Katschberg, in den Radstätter Tauern, in Klösterle am Arberg, am Loibepaß im Vogerl alle um die Wende des zwölften Jahrhunderts entstanden, wozu dann später noch die Unterkünfte St. Christof am Arlberg (1386), Matrei am Brenner (1447), Gastein (1469), das Radstätter Tauernhaus (1562), das Hospiz am Paß Lueg (1647) und andere mehr kamen. Der Weg von den wandernden Völkerstämmen, den Kriegern, Wallfahrern und venetianischen Handelsleuten bis zum Sportbegeisterten, wenn man die Alpinistik mit diesem Sammelnamen belegen will, ist weit.

Es verstreichen fast zwei Jahrhunderte, ehe in den österreichischen Alpen Unterkünfte errichtet wurden, die nur dem Zwecke der Durchforschung und der Freude am Erleben der Bergwelt dienten. Den ersten bescheidenen Bau dieser Art erhielten die Julischen

Alpen im Süden. Baron Zeis, der als Botaniker die Berge bestieg, erbaute am sagenumwobenen Triglav, auf der am Fuße des trügigen Niesen gelegenen Alm Belo Polze 1780 eine kleine Unterkunftshütte, deren Errichtung fast mit der größten alpinen Tat dieser Zeit, der Bezwingung des Montblanc in der Schweiz, zusammenfällt. Wie ein Signal rief diese ungewohnte alpinistische Leistung den Unternehmungsgeist Gleichgesinnter auf den Plan. Bergsteiger, deren Triebfeder einzig und allein die Lust am Wagen und Erleben war, eroberten allmählich auch die Gipfel der österreichischen Alpen. Schon 1799 war durch den Fürstbischof Salm-Reifferscheid am König der Hohen Tauern, dem Großglockner, die erste hochalpine Schutzhütte, die Salmhütte, erbaut worden „der höchste Tempel des gastlichen Zeus und der Musen“ , und sie sah binnen kurzem mehr Besucher, als Heiligenblut und Kals während des vergangenen Jahrhunderts aufzuweisen hatten! Bereits ein Jahr später folgten ihr, ebenfalls am Großglockner, zwei weitere kleine Hütten, die obere Salmhütte auf der hohen Warte und die Unterstandshütte auf der Adlersruhe. Die durch Erzherzog Johann, einem hervorragenden Alpinisten, geführte Bewegung kam jäh durch den Ausbruch der napoleonischen Kriege ins Stocken, so unterblieb auch die von dem Genannten geplante Hütte auf der Schönleitenwiese am Fuße des 1804 auf seine Initiative hin bezwungenen Ortlers, aber trotzdem hatten auch diese kriegerischen Ereignisse einen günstigen Einfluß auf die touristische Erschließung der Ostalpen, indem umfassende kartographische Vermessungen und Landesaufnahmen den dichten Schleier über die Alpenriesen lüfteten.

Die Bezwingung einer Reihe der bekanntesten Alpengipfel war gleichfalls in dieser Zeit auf das Konto des fürstlichen Bergsteigers zu verbuchen. So durchstieg er 1810 das Dachsteingebirge, dessen fühne Hochwarte, der Dachstein selbst, 1818 und 1819 von ihm erobert wurde, 1814 und 1817 unternahm er Hochtouren in den Niederen Tauern, bestieg 1822 den Ankogel, 1828 den Groß-Benediger und erforschte 1832 die gesamte Glocknergruppe.

Der hartnäckige schwere Kampf um den Groß-Benediger, jener herrlichen Schnee- und Eispyramide, führte auf Veranlassung des Landpflegers Kürsinger zum Bau einer kleinen Schutzhütte in diesem Gebiet auf der Nordseite des Gipfels, die später von der Sektion Salzburg des Alpenvereines geräumiger und zweckentsprechender neu erstellt wurde. 1834 schritt man zum Bau der ersten großen Schutzhütte in den Alpen, den Vorläufern der heutigen modernen Schutzhäuserbauten. Es entstand das bekannte Malniser Tauernhaus und 1840 auf dem Lieblingsberg der Wiener, dem Wiener Schneeberg, das weit berühmt gewordene Baumgartnerhaus. Zugleich mit diesen Schutzhüttenbauten erfolgte ebenfalls auf Einwirkung von Erzherzog Johann die Anlage gesicherter Felsensteige in den Alpen. Der Dachstein war der erste österreichische Hochgipfel, dessen vorbildliche Steiganlage auch den Mindergeübten zum Genuß der Gipfelfreude verhalf, ein an sich nebensächlicher Vorgang, der aber doch der Anfang war zu jenem Weltruf, wie ihn Österreichs Alpengipfel lange schon genießen.

Mit der Gründung der ersten alpinen Vereine vollzog sich dann in raschem Maße die Erschließung des gesamten Hochgebirges. Der hochalpine Gosauer Dachsteinweg entstand 1863, mit Hilfe der Mitterberger Gewerkschaft baute Dr. Khuen aus Salzburg 1865 auf dem Gipfel des Hochkönig eine Wetterhütte, und bald folgte Zug um Zug ein alpiner Schutzhäuserbau nach dem anderen, bescheiden zwar noch, aber doch den damaligen Bedürfnissen Rechnung tragend. Es ist nicht Aufgabe dieser Zeilen, diese uns allen bekannte fast sprunghafte Entwicklung näher zu würdigen, wir alle wissen, daß ein vorbildliches Netz von Weg- und Steiganlagen heute das gesamte Ostalpengebiet überzieht, und daß ein jeder nach seinen Fähigkeiten leichtere und schwerere Hochtouren in dieser herrlichen Alpenwelt unternehmen kann, unabhängig von der Sorge ob eines Obdaches für die Nacht in unwirtlichen Höhen, denn von Hütte zu Hütte führt ihn ein wohleingeteiltes Tagesprogramm.



Blick vom Riffelhorn nach dem Matterhorn.
Aufn.: W. Pretzsch

Besteigung der Dufourspitze. Herbert Richter, Klub „Mönchsteiner 1898“ Pirna

Seit einigen Tagen regnet es oft. Die Berge sind meistens in Wolken gehüllt. Trotzdem leidet es meine Kameraden und mich nicht mehr in Zermatt. Wir steigen am 14. August, einem Sonntag, nachmittags gemächlich nach dem Hotel Riffelberg hoch (2585 m). Dort gehen wir bei noch nebelnässendem, kaltem Wetter frühzeitig in ein Nebengebäude des Hotels ins Heulager. Wir schlafen sehr gut. Doch wie groß ist am Morgen die Überraschung, als uns vor der Hütte die Sonne aus wolkenlosem Himmel entgegenlacht und wir die Zermatter Berge zum ersten Male ganz frei vor uns liegen haben. Und wie herrlich sehen sie aus! Ganz mit Neuschnee bedeckt, ragt das Matterhorn zu uns herüber. Über dem Zermatter Tal sehen wir weiterhin Obergabelhorn und Wellenkuppe, Trifthorn und anschließend das mächtige Zinalrothorn. Weiter im Norden steht die herrliche Eispyramide des Weißhorns. Wir beschließen, sogleich nach dem Riffelhorn (2931 m) aufzusteigen. Wir haben dabei eine leichte, aber schöne Felskletterei zu überwinden. Hier ist die Fernsicht umfassender als vom Hotel aus. Unter anderem sehen wir über dem Gornergletscher das gewaltige Monte-Rosa-Massiv aufsteigen, anschließend den Lyskamm, die beiden Zwillinge Castor und Pollux und genau südlich vom Riffelhorn unheimlich steil die eis- und schneebedeckte Nordwand des Breithorns. Auch das Matterhorn wirkt hier ganz gewaltig. Wir ahnen noch nicht, daß wir bereits nach drei Tagen bei wolkenlosem Himmel auf seinem Gipfel stehen werden. Aber zunächst gilt unser Streben der Dufourspitze im Monte-Rosa-Stock. Da wir aber infolge schlechten Wetters keine hochalpine Ausrüstung mit hochgenommen haben, wird durch Los ein Kamerad bestimmt, der mit der Gornergratbahn ins Tal und dann wieder herauffahren muß, um die notwendigen Stücke wie



Grenzgletscher mit Lyskamm. Auf.: E. Walther

Pickel, Steigeisen, Seile und Proviant aus unseren Zelten zu bringen. Wir anderen statten inzwischen dem Gornergrat einen Besuch ab. Unser Kamerad kommt erst 17.30 Uhr auf Station „Roten Boden“ wieder an, und sogleich geht es auf dem Steig unterhalb des Gornergrates nach dem Gornergletscher und über diesen hinweg nach der Bötenshütte (2802 m).

„Jetzt aufstehen, wer auf die Berge will!“ lautet der Ruf des Hüttenwirtes. Es ist 1 Uhr morgens. Mein erster Gang ist nach dem kleinen Fenster im Schlafräum. O, welch ein herrlicher Anblick! Der schnee- und eisgepanzerte Lyskamm ragt mit seiner steilen Nordseite in den Sternenhimmel. Infolge Mondenscheins ist es ziemlich hell. Breit und rubig fließt der Grenzgletscher nach dem Gornergletscher, und im Hintergrund ragen wie Schatten die Hänge des Gornergrates in die Höhe. Leise verlassen die meisten den Schlafräum. Nachdem wir gefrühstückt haben und alle Sachen gerichtet sind, verlassen wir auf dem Steig, der über die Schutthänge der „Unteren Plattje“ führt, die Hütte. Es ist doch schon $\frac{1}{2}$ nach 2 Uhr geworden. Vor und hinter uns sind noch andere Partien, z. B. mit Führer. Infolge Mondenscheins sind Berglaternen überflüssig. Nachdem die letzten Felsen überschritten sind, seilen wir an, denn jetzt dehnen sich vor uns die langen Schneefelder des Monte-Rosa-Gletschers, die namentlich in unteren Teile mehrere offene Spalten haben. Wir bilden eine Zweier- und eine Dreierpartie. Ich gehe in der Zweierpartie als Zweiter. Vor uns ist jetzt keine andere Partie. Wir können trotz Neuschnees die Spuren der früheren Besteiger gut sehen und kommen so mühelos hoch. In einigen Spalten ist Vorsicht geboten, dort müssen wir uns gut sichern. Der Schnee ist hart gefroren, so daß es eine Lust ist zu steigen. Der Mond bescheint ganz wunderbar die Gletscher und Berge. Am Lyskamm und auch am Breithorn ist ein Funkeln und Glimmern, so daß wir immer wieder hinüberblicken müssen, um den selten schönen Anblick zu genießen. Langsam verblässen dann die Sterne, und ein erstes Morgenlicht macht sich an den Nord- und Osthängen von Lyskamm und Breithorn bemerkbar. Wir empfinden die Kälte jetzt stärker als an der Hütte, denn es ist jetzt vor Sonnenaufgang. Auch haben wir beträchtlich an Höhe gewonnen. Jetzt ist ein erstes rotes Leuchten am Breithorn. Tiefher geht die rote Glut, um dann das Gold der ersten Sonnenstrahlen folgen zu lassen. Weiter im Westen, auch im rötlichen Morgenlicht, steht wie ein riesiger Obelisk das Matterhorn. Auch Lyskamm, dann Castor und Pollux werden von den ersten



Beim Abstieg von der Dufourspitze. Aufn.: W. Preizsch

Sonnenstrahlen erfaßt. Wir steigen immer im Schatten weiter, denn wir sind an der Nord- und Westseite des riesigen Monte-Rosa-Stockes. Wir kommen nach der sogenannten Satteldoble und dann nach kurzer Zeit zum Sattel unter der Dufourspitze. Hier gönnen wir uns eine kurze Rast, um uns etwas zu stärken und die Steigeisen anzuschmalen. Wir haben eine Höhe von 4350 m erreicht.

Das nun folgende Wegstück führt sehr steil zur Höhe. Wir sind aber erst auf dem Vorgipfel der Dufourspitze. Eine schöne Gratkletterei schließt sich an. Wir überschreiten viele kleine Felsen oder umgeben sie. Der Grat ist mitunter nur 1–2 m breit, und an beiden Seiten geht es Hunderte von Metern sehr steil hinab. Jetzt sehen wir den Gipfel schon greifbar nahe vor uns, und trotzdem dauert es fast noch eine ganze Stunde, bevor wir oben sind. Ein letzter steiler Schneehang läßt uns nur Schritt für Schritt hochkommen, und nochmals schließen sich Felspartien an, die zu überschreiten uns großen Spaß macht, zumal wir jetzt endlich den wärmenden Strahlen der Morgensonne ausgesetzt sind. Noch ein letzter kurzer, aber vereiseter Felskamin folgt, und wir stehen ein wenig atemlos auf dem höchsten Punkt des Monte-Rosa-Stockes, der Dufourspitze (4638 m).

Es ist erst $\frac{1}{2}$ 9 Uhr. Nach einiger Zeit folgen die Kameraden der Dreierpartie. Gemütlich sitzen wir in der Sonne und genießen den schönen Morgen auf hoher Warte. Es ist fast windstill. Die Rundschau ist ganz prächtig. Die vielen Viertausender und die vielen Gletscher der Zermatter Umgebung sehen wir aus der Vogelschau. Der Gornergrat mit seiner Höhe von immerhin 3100 m wirkt nur wie ein brauner Schutthang über dem Gornergletscher. Der Blick in die oberitalienische Ebene ist allerdings verwehrt durch riesige Wolkenballen. Vor uns im Süden liegt auf der Signaltuppe die höchste Hütte Europas, die Cabane Margherita (4561 m). Sogar um unseren hochgelegenen Standpunkt freischt ein Dohlenpärdchen, um sich die fargen Speisereste der Bergsteiger zu erhaschen.

Nach zweistündigem Aufenthalt auf dem Gipfel denken wir an den Abstieg. Ich steige jetzt als Letzter der Dreierpartie. Es geht verhältnismäßig gut über die Felspartien und auch über die Steilhänge zum Sattel. Von dort wird es etwas anstrengender, weil wir jetzt in der Mittagszeit in dem aufgeweichten Schnee stapfen müssen. Je tiefer wir kommen, um so drückender wird die Hitze, zumal sich

in den Mulden des Monte-Rosa-Gletschers kein Lüftchen regt. Wir sind froh, als wir die Felsen an der „Oberer Plattje“ unter den Füßen haben und der nasse aufgeweichte Schnee zunächst zu Ende ist. Nach etwas ermüdendem Klettern über die Felsen erreichen wir gegen 15 Uhr die Hütte. Wir stärken uns durch viel Teetrinken und durch Speisen aus dem Rucksackvorrat. Nach einer Ruhestunde treten wir den Rückweg über den Gornergletscher nach „Roten Boden“ an. Dort steigen wir gleich weiter über Niffelberg und Niffelalp ins Zermatter Tal ab. Wir kommen bereits im Dunklen an unserem Zeltplatz, der bei Winkelmatten auf einem Hügel liegt, an. Nach kurzer Rast kriechen wir glücklich in unsere eigenen „Hotels“, um erst wieder zu erwachen, als die Sonne schon hoch am Himmel steht.

Exotischer Fürstenbesuch im Rathener Gebiet. Willy Ehrlich

Am schönsten Teile des Naturschutzgebietes bei Rathen gingen in diesem Jahr mit viel Revolvergetrache und Pferdegetrampel und Menschengedrüll, das zusammen alle besonders unter Schutz gestellten Tiere des Waldes aus diesem Grund restlos vertrieb, Indianerspiele über die Naturbühne. Tausende wälzten sich durch Rathen oder durch die herrlichen Gründe des Naturschutzgebietes zum Theater, um sich dort bei den Spielen zu erfreuen oder zu fürchten. Neben den Schauspielern, die dort mit Federschmuck und Tomahawk angetan mitwirkten, gab es auch einen echten Indianer. Os-Ko-Mon war sein Name. Bekannt auch in Dresden durch seine unvollendeten Tänze. Doch dieser Indianer, der mit rotem Stirnband das Ortsbild von Rathen belebte, ist nicht der Held der Schilderung, denn ich weiß nicht, ob er einem Fürstengeschlecht entstammt. Ich mußte ihn aber erwähnen, da er wohl der bekannteste exotische Gast in unserem Gebiet ist. Ich will heute von Aman-Ullah, dem Fürsten aus den indischen Bergen, berichten. Dieser besuchte, als er noch Fürst und Regent war, viel geehrt und bewundert, Deutschland, und bei dieser Gelegenheit . Nein, ich will genauer berichten.

Der Wirt eines bekannten, sogar sehr bekannten Fremdenhofes im Rathener Gebiet erzählte, daß er in seinem Hause demnächst Aman-Ullah, der in Dresden weilte, beherbergen sollte. Der Tag seines Besuches war noch unbestimmt. Also fuhr der Wirt zu seinem gewohnten Kegelnachmittag nach Pirna, ohne nicht zu vergessen, genaueste Anweisungen zu geben für den Fall, daß der Besuch des Fürsten angezeigt würde.

Gegen Abend kam ein Anruf von Dresden. Die Wirtin nahm leicht erregt den Hörer. Es meldete sich aufgeregt und laut irgendeine amtliche Stelle, mit langem, hochtönendem Namen. Und sich überstürzend in Ton und Wortschwall wurde die Ankunft Aman-Ullahs in ein bis zwei Stunden angezeigt. Der Wirt sollte sofort benachrichtigt werden. Eine Tafel für sechs bis acht Personen, der Fürst erscheine mit allerkleinstem Gefolge, wäre in einem besonderen Raume zu decken. Wünsche hinsichtlich der Speisefolge und Weine wurden laut gemacht. Und immer wieder: Sofort! Sofort!! „Kinder, ich muß sofort nach Hause! Aman-Ullah wird in einer Stunde bei mir sein!“ Damit verabschiedete sich der froh erregte Wirt mit hochrotem Kopf. „Wir kommen auch hin! Deinen Fürsten wollen wir sehen!“, riefen ihm die Kegelbrüder nach.

Im Fremdenhause herrschte ein Durcheinander, aus dem sich aber doch schnell und sicher Empfangsvorbereitungen in würdiger Form für den hohen Gast herauschälten. Eine Tafel tat sich auf, deren sich Könige nicht zu schämen brauchten.

Da ein vielstimmiger Sirenenklang. Zwei große schwere Wagen rollten in den Vorhof. An den Türen verschlungene Insignien. Sechs Herren entstiegen dem Wagen. Vier in vornehmer, aber auffallender Bekleidung. Sie trugen elfenbeinfarbige gebrockähnliche Röcke, helle Beinkleider mit Streifen. Der Fürst hatte ein scharlachrotes breites Band schräg über die Brust laufen und besonders breite Streifen an den Beinkleidern. Ein offenbar deutscher Beamter sprach mit dem

Adjutant, den ein großer Orden auszeichnete. Dieser wandte sich zu seinem Herrn in einer unverständlichen Sprache und erhielt wiederum unverständlich Bescheid. „Seine Hoheit wünschen zu speisen!“ Bei schwacher Unterhaltung wurde unter den Lasterbissen und guten Tropfen doch überraschend gut aufgeräumt. Nur hier und da neigte sich der Fürst zu seinem Adjutanten und äußerte wieder in fremden Lauten seine Zufriedenheit. Alles strahlte in Freude!

Durch die Vorhänge betrachteten neugierig die zufälligen Besucher des Hotels, und es waren heute sehr viele ob dieses hohen Besuches hier eingelebt, die Tafelrunde. Auch die inzwischen eingetroffenen Kegelbrüder schnupperten nach den verlockenden Genüssen hin. Sie hielten nicht soviel von Seiner Hoheit. Aber Kegelbrüder halten es wohl immer mehr mit dem guten Essen und noch mehr mit den guten Tropfen.

Der Adjutant begab sich nach vorheriger Anweisung Seiner Erzellen zum Wirt und bat ihn, dem Fürsten die Aussichtspunkte, sofern solche nicht allzu weit entfernt wären, zu zeigen. Nach Möglichkeit sollten auch die anderen Besucher vom Fürsten ferngehalten werden. In beinahe feierlichem Zuge begaben sich die hohen Herrschaften nach dem bekanntesten Aussichtspunkt. Und hinter ihnen, trotz aller durch Handzeichen und An-den-Kopf-fassen deutlich gemachten Wünsche, fernzubleiben, die Kegelbrüder. Warum sollten sie nicht. Hatte doch dieser überraschende Besuch ihre Kegelrunde zerstört. Mit hochrotem Kopf ob der Kegelbrüder erklärt der Wirt die wirklich schöne Umgebung. Damals gab es in Rathen noch kein Naturschutzgebiet. Der Adjutant übersetzt. Der Fürst dankt mit stolzem Kopfnicken. Und plötzlich, allen blieb die Spucke weg, sagte der „Fürst“ im reinsten Sächsisch: „Herrjessens, bei uns, da is es aber werklisch scheene!“ Und darauf erfolgte eine große Verbrüderung der Kegelbrüder mit den Elfenbeinfarbigen, denn das waren auch Kegelbrüder aus Dresden. Und der Wirt? Ja, der machte eine lustige Miene zum lustigen Spiel. Die vom „Amt“ in Dresden bestellte Menge Wein hatte an diesem Abend bei weitem nicht gereicht.

Ein „anrühiger“ Sonntag. Heinz Weinhold, A.-O. „Falkenspitzer 10“

Brandgebiet, wach frohe, erlebnisreiche Stunden hast du uns schon geschenkt. Viele schöne Erinnerungen knüpfen sich an deinen Namen. Oft schon sind wir durch deine einsamen, stillen Schlüchte gegangen, haben deine verlassen Gipfel bestiegen und reinstes Gipfelglück genossen. Besonders lebhaft ist in mir ein kleines lustiges Erlebnis haften geblieben.

Ein Sonntag, wie man ihn besser nicht wünschen kann, ging zur Neige. Zünftige Gipfelsiege hatten wir uns errungen. Nun waren wir wieder am Fuße der Felsen angelangt. Fröhliche Stimmung herrschte, und die Herzen sprühten vor Übermut. Gewaltig mußten die Provianttrommeln herhalten, und wie Schnee in der Sonne, so verschwanden die Stullen. Nur einer, unser Freund „Ott“, konnte noch immer nicht genug bekommen. An irgendeiner kleinen Zacke mühte er sich ab, einen Überhang von ungewöhnlichen Ausmaßen zu bezwingen; dann waren es wieder 3 Meter aalglatter Riß, den Ottls Klettergelüsten nicht standhalten konnten, auch durch diesen mußte er sich noch schinden. Anders ließ es sein Ehrgeiz nicht zu. Wir hatten nun genügend Zeit, ihm einen zünftigen Streich zu spielen. Steine in den Rucksack stecken war veraltet, auch hätte es Otto bald gemerkt, denn er war mit allen Wassern gewaschen. Etwas anderes mußte her, etwas ganz Neues. Nun hatte Fritz einen fabelhaften Einfall; ohne viel Worte zu machen, verschwand er plötzlich im Gebüsch. Als er kurze Zeit darauf wieder auftauchte, hielt er weit von sich gespreizt, die Nase stark gerümpft, eine prächtige Stinkmorchel. Vollendet war sie in Wuchs und Farbe, aber ebenso vollendet im Geruch. Sofort leuchtete uns natürlich Fritzens teuflischer Plan ein, und wir freuten uns diebisch auf das dicke Ende. Fein säuberlich wurde nun der unedle Pilz in eine Tüte verpackt und in Ottls Rucksack geschmuggelt. Ottl kam nun bald angetrallert; endlich hatten für heute die Felsen vor ihm Ruhe. Trotzdem sein Magen

vor Hunger fast in den Kniekehlen schleifte, wie er behauptete, gingen wir erst weiter. Der Kastplatz genügte seinen Ansprüchen nicht. Er meinte: „So, jetzt suchen wir uns erst einmal ein sonniges Plätzchen; dann wird gerastet und gegessen; außerdem, riecht ihr nichts? Hier stinkt's doch mörderlich nach Stinkmorchel.“ Das mußten wir zugeben; also buckelten wir unsere Rucksäcke und zogen los, ein sonniges Plätzchen zu suchen. Bald war auch eins gefunden. Inmitten von duftendem Heidekraut ließen wir uns nieder. Alles blickte gespannt, jedoch unauffällig, auf Dttl. Die Rucksacksehnur war noch nicht ganz gelöst, als er plötzlich die Nase hob. „Verdammt, hier muß doch schon wieder so ein Luder in der Nähe stehen; wir gehen weiter!“ Also gingen wir weiter; nur mit Mühe konnten wir lautes Lachen verbeissen. Dttl lief mit immer gehobenem Riechorgan. Die Augen streiften dabei im Gelände umher; wohl suchten sie den tückischen Urheber der ihn unwallenden Dünfte. Noch einmal wurde ein schüchterner Versuch, zu rasen gemacht; jedoch auch dieser Versuch erstickte im Gestank von Stinkmorcheln. Dttl erklärte hier, nachdem er das ganze Brandgebiet und seinen gesamten Stinkmorchel verpeilerten Wald zur Hölle gewünscht hatte: „So, jetzt gehen wir hinunter zur Polenz, dort werde ich endlich in Ruhe, ohne von solch elenden Gewächsen belästigt zu werden, essen können.“ Gut, gingen wir hinunter zur Polenz. Jeder von uns war aufs äußerste gespannt, unten mußte die Bombe zum Plazen kommen.

Ein idyllischer Kastplatz war bald gefunden. Komischerweise nahmen alle Bergfreunde in etwas Entfernung von Dttl einen Platz ein. Auch ich ging außer Reichweite. Auf einem kleinen, über das Wasser ragenden Felsvorsprung fühlte ich mich sicher genug vor Dttls strafender Hand. Nun begann das Schauspiel. Zuversichtlich packte Dttl seinen Rucksack auf. Doch was war das nur, sollte es auch hier unten Stinkmorcheln geben? Seine Nase rümpfte sich jedenfalls schon wieder bedenklich. Als er dann zu uns aufblickte und unsere grinsenden Gesichter sah, war der „Groschen gefallen“. Nun brach auch schon unser schallendes Gelächter los; denn Dttls Gesicht wurde immer länger und dümmmer zugleich. Jetzt aber stülpte er mit kräftigem Griff den Rucksack um, und wutschnaubend flog gleich darauf die zerknüllte, stinkende Züte in die Polenz. Ich hatte mich von meinem Lachkrampf noch nicht erholt, da fühlte ich mich unsanft gevackelt, und in hohem Bogen flog ich der Züte hinterher. Als ich triefend und prustend aus dem Wasser steige, muß ich noch gerade die letzten Worte einer furchtbaren Drohung hören, die ich hier lieber verschweigen möchte. Jedenfalls hüte ich seit diesem Fluch meinen Rucksack wie ein Kleinod vor Dttl; denn wie ich ihn kenne, schreckt er vor nichts zurück.

Jahre sind nun seit diesem kleinen Erlebnis vergangen; ich hüte auch meinen Rucksack nicht mehr; aber Dttl weiß bis heute noch nicht, daß er damals den Falischen gestraft hat.

Deutsche Erfolge im Himalaja. Rückkehr der Garhwal-Himalaja-Kundfahrt des Deutschen Alpenvereins avn.

Gerade noch rechtzeitig vor Einbruch winterlichen Wetters hat die Garhwal-Himalaja-Kundfahrt des D.A.V. die Hochlager räumen können. Am 22. Oktober wurde der Rückmarsch angetreten. Während eines 50tägigen Aufenthalts im Gangotrigebiet war der Expedition das Glück zuteil, mit der Besteigung von sechs Sechstausendern bedeutende Erfolge erringen zu können. Zu diesen zählen auch die mit zäher Willenskraft unternommenen Versuche auf weitere vier Gipfel, darunter die beiden höchsten Berge der Gruppe, die nach dem Bericht des Leiters der Kundfahrt (Prof. Schwarzgruber-Wien) mehr Kraft und Zeit erforderten, als dies für den zählbaren Gewinn der Fall war. Die Besteigungen. Durch seine Gestalt lockte der Sri Kailash (ungefähr 6800 m), der gleichzeitig als der nördlichste Berg der Gangotrigruppe anzusprechen ist. Weiter wurde der Chandar-Parbat (6728 m) bestiegen. Als höchste Erhebung über dem Swachhand-Gletscher steht der Swachhand-Peak, dem ebenfalls eine Besteigung galt. Den Bagirathi-Nordgipfel (6512 m) der über den Gangesquellen ragenden Gipfel-

gestalt, die schon fast von Gangotri sichtbar ist, bestiegen Ellmauthaler und Mesner. Der Mittelgipfel des Chaturangi-Peak (6395 m) gewährte Schwarzgruber, Ellmauthaler, Frauenberger und Jonas einen vorzüglichen Einblick in die zentrale Satopanthgruppe, der Mandani-Parbat (6198 m) Spannraast und Mesner in die Westabstürze des Chaurkamba. Das ist der höchste Berg der Gruppe, die 1935 erstmals eine schottische Expedition anlockte, deren bedeutendster Erfolg nur der Central. Satopanth (6700 m) war, ohne daß damals ein Vorstoß bis zum Ende des Gangotri-Gletschers gelungen wäre. Der reinen Erschließungsarbeit der deutschen Kundfahrt sind die mit Tatkraft und Eifer unternommenen Versuche hinzuzuzählen, die auf zwei Seiten dem Chaurkamba (7140 m) galten. Die Gangotri-Seite ließ sich bis 6000 m begeben. Der Weiterweg ist für Träger ungangbar. Die Frage, ob der folgende Felsgrat überhaupt begehbar sein könnte, muß offen bleiben. Auf den eingesehene West- und Ostseiten scheint ein Durchkommen ausgeschlossen. Diese Erkenntnis konnte die Erkundungstruppe nach zwölf Tagen erlangen. Über dem Birnie-Pass (5900 m) wurde in fünf Tagen der Übergang nach Badrinath erzwungen. Auch der Versuch über die 2500 m hohe Eisflanke der Nordseite endete mit der Feststellung der Unmöglichkeit für ein weiteres Vordringen. Die Träger weigerten sich weiterzugehen. Auf der Ostseite genügte schon der Anblick des Ostgrats, daß auch hier ein Anstieg ausgeschlossen erscheint. Der Gewinn aller Mühen um den die Gruppe beherrschenden Gipfel ist das Wissen, daß eine zukünftige Expedition ihn von der Badrinathseite angehen könnte. Die Nordseite bietet also die einzige Möglichkeit. Aber gemacht! Auch diese Durchsteigung der Nordflanke bedeutet noch immer ein außerordentlich gefährliches Unternehmen. Spannraast und Mesner haben 32 Tage damit verbracht, dem Chaurkamba seine Unabbarkeit zu rauben. Am Satopanth (7032 m), dem zweithöchsten der Gruppe, erkundeten Ellmauthaler und Frauenberger, um nach Ablauf von elf Tagen zu erkennen, daß die einzige Zugangsmöglichkeit auf der Nordseite zu suchen ist. Diese schien aber in der Nachmonsunzeit unbegehbar, weil der Neuschnee mit der Unterlage sich nicht mehr bindet. Daran scheiterten die an zwei verschiedenen Stellen versuchten Vorstöße. In der Vormonsumzeit liegen die Verhältnisse wahrscheinlich günstiger. Träger dürften kaum über die 6000-Meter-Grenze hinaufzubringen sein. Nach dem von den Engländern am Nanda Devi gegebenen Beispiel mußten also die Bergsteiger auch für Trägerdienste bereit sein. Der Versuch auf den Kedernath (6940 m) endete in 6100 m wegen außergewöhnlicher Schneebrettgefahr. Auf diese Erkundungen wurden drei Tage verwendet. Der zukünftige Weg wird aber nicht der heuer gewählte sein, dürfte vielmehr über den östlichen Berggipfel führen. Um die Erstieigungsmöglichkeiten des Shivling (6532 m) zu erkunden, wurde viel Mühe aufgewandt. Der Berg ist aber nach dem Stand der heutigen Technik kaum ersteiglich. Sein Deckname „Matterhorn-Peak“ besagt alles. Die einzige Möglichkeit wäre ein Grat auf der Nordseite, der von einem obenhängenden Eisbruch ständig bedroht ist. Eine weitere Erkundung wurde noch in das Tal südlich des Kedernath unternommen. Sie galt aber weniger der Entdeckung neuer Zugangsmöglichkeiten zu dem Berg gleichen Namens, geschah vielmehr in der Absicht, den Gangotri-Gletscher bis zu seinem Ursprung zu verfolgen. In ausgiebigem Maße ist die Aufgabe der weiteren Erschließung der Gangotri-Gruppe von der Kundfahrt erreicht worden. Alle Teilgletscher des 25 km langen Eisflusses (mit Ausnahme des Swachhand-Gletschers) konnten bis zu ihrem Ursprung begangen und in fast allen Gebieten dominierende Gipfel erreicht werden. Prof. Schwarzgruber beschließt seinen Bericht, daß die Photoausbeute ein Bild von diesem wirklich großartigen Bergland geben wird. Die Gangotri-Gruppe wird nur in Hinsicht auf die Höhe ihrer Berge, nicht aber was Wildheit der Berggestalten anbetrifft, von den westlichen Garhwal-Bergen übertroffen. Die Erfahrungen der Kundfahrt können für weitere Expeditionen sehr nützlich verwendet werden, und es ist der Wunsch aller Teilnehmer des diesjährigen Unternehmens, wenn einer deutschen Mannschaft es beschieden sein könnte, die Früchte zu ernten, zu deren Erreichbarkeit sie sicher einen wesentlichen Teil beitragen durften.

Eine Besteigung des Vesuves bei Nacht. Gerhard Weber

Wer Neapel gesehen hat, denkt nicht daran, zu sterben, sondern freut sich des Lebens. Jeden Tag entdeckt man neue Schönheiten und hat man andere Erlebnisse. Heute wandert man am goldenen Golf entlang hinaus nach den heißen Quellen in Pozznoli, morgen schwimmt man in der Blauen Grotte Capris, und schließlich besucht man das sagenhafte Pompeji.

Ich war erstaunt, in welcher Frische die ausgegrabene Stadt daliegt. Lustige Wohnräume mit prächtigen Mosaikfußböden und künstlerisch ungemein wertvollen, in ihrer impressionistischen Technik modern anmutenden Wandgemälden, können die Vorstellung wachrufen, sie seien vor wenigen Jahren geschaffen worden. Und doch ist es fast zwei Jahrtausende alte Kultur. Weshalb sie uns so gut erhalten geblieben ist, weiß jeder:

79 n. Chr. brach der Vesuv aus und verschüttete die üppige Stadt mit seinen Aschemassen. Im vergangenen Jahrhundert begannen die Ausgrabungen, die mit Unterbrechungen bis auf unsere Tage gedauert haben.

An eine der korinthischen Säulen der gut erhaltenen Basilika gelehnt, schaute ich hinüber zu dem rauchenden Vulkan und beschloß, ihn zu besteigen. Geld durfte das allerdings nicht kosten; denn meine wenigen Lire mußte ich für äußerst materielle Zwecke, nämlich Essen und Schlafen, aufsparen. Ein Engländer erzählte mir, daß er für Fahrgeld, Führerlohn und Trinkgeld rund 30 Lire ausgegeben hätte, was mich sehr erschreckte.

Das Fahrgeld für die Drahtseilbahn könnte ich mir, wenn ich gute Beine hätte, ersparen, während ich, um an den Krater heranzukommen, dem Führer unbedingt 10 Lire in die Hand zählen müsse. Ich traf dann einen Österreicher, der mir riet, die Besteigung bei Nacht zu machen, da dann der Berg unbewacht sei. Der Befolgung dieses Ratsschlages danke ich das gewaltigste Erlebnis, das ich je gehabt habe.

Abends 10 Uhr brach ich auf und wanderte im Vollmondschein nach Herculaneum. Nach Mitternacht begann ich von da den Aufstieg zum Vesuv. Einen kleinen, durch Weinberge führenden Weg wählend, geriet ich in ein Lavatal, das in einem breiten Felde großer und kleiner Steine, wilder Blöcke und erstarrter Lavaströme endete. Glücklicherweise konnte ich infolge des hellen Mondscheinens gut sehen, so daß ich Spalten und Löchern auszuweichen vermochte. Mein Orientierungspunkt waren die Lichter des unteren Bahnhofes der Drahtseilbahn. Geraden Kurs konnte ich allerdings nicht halten, da ich oft jäh sich aufstürmende Gesteinsbarrieren umgehen mußte. Vom Klettern ward mir warm, und ich zog meinen Gummimantel aus, den ich mir um die Brust schlang, um ihn nicht tragen zu müssen.

Die letzten dreihundert Meter bis zum Drahtseilbahnhof ging ich an den Schienen der elektrischen Bahn entlang, die von Herculaneum heraufführt. Dieser liegt in einer Höhe von 800 m am Fuße des Vesuvkegels. Der Aufstieg von da bis zum Gipfel über die steilen, mit Asche und Geröll bedeckten Hänge ist sehr mühsam. Ich entging dieser Schwierigkeit, indem ich die Steintreppen benutzte, die geradewegs, wie eine Himmelsleiter, neben den Schienen der Drahtseilbahn nach oben führen. Alle 40 bis 50 Stufen hat man zu beiden Seiten der Bahn einen mächtigen Steinblock für die Leitungs Masten errichtet.

Das Steigen wollte kein Ende nehmen; die Stufen, welche ich besiegt hatte, schienen sich oben wieder anzureihen. Endlich, nach dreiviertel Stunden – mir erschien sie wie eine Ewigkeit – triumphtierte ich auf dem letzten Absatz der eintönigen Skala.

Zwischen den Mauern der kleinen Bergstation suchte ich Schutz vor dem kalten Wind, zog meinen Mantel über und ruhte mich auf der vordersten Bank des schlafenden Wagens aus.

Bezaubernd war der Blick auf das tief unter mir liegende Neapel. An den dunklen Gestaden der schwungvoll gezogenen Meeresbucht schien ein goldener Lichtregen niedergegangen zu sein. Nahe der

Stadt waren die Sterne der träumenden Stadt zusammengedrängt, wie ihre unendlich weit entfernten Schwestern in der Milchstraße des ewigen Firmamentes. Nach den Bergen zu wurden sie spärlicher, nur hier und da kündete ein Lichtpunkt vom einsamen Dasein eines Hauses oder einer entfernten Straße. Im Süden, über dem hohen, scharf gezackten, im Mondlicht dämmernden Monte Sant Angelo, reckte sich der kühne Vogenschüße Orion auf, um blinkende Pfeile in den Äther zu schießen, deren wir dann und wann einen als Sternschnuppe wahrnehmen. Aus der Mitte der Lichtsinfonie tanzte an den Ufern des Golfes entlang ein Lichterreißen, der von dem am Hafeneingange die ganze Front überschauenden Leuchtturme dirigiert wurde und auf der einen Seite sich bis Pozznoli vorwagte, während auf dem gegenüberliegenden Ufer die Silberelfen in Sorrento Halt machten.

Fast hätte ich über dem märchenhaften Panorama vergessen, daß ich mein Ziel noch nicht erreicht hatte. Um an den Krater heranzukommen, folgte ich dem breiten, gut geebneten Weg. Meine Augen hingen an den dämonenhaft hinter dem Gipfelrand hervorquellenden weißen Rauchschwaden, und meine Spannung wuchs von Sekunde zu Sekunde. Da machte der Pfad eine Biegung nach Norden, und ich blieb ganz plötzlich wie gebannt stehen. Mit Zischen und Donnern brach aus dem etwa zweihundert Meter entfernten Krater eine brillante Feuerfontäne hervor, die in einem glühenden Ascheregen zusammenfiel und wallende, weiße Rauchwolken sowie zischende Dämpfe im Gefolge hatte. Überwältigt beobachtete ich einige sich minutenweise wiederholende Ausbrüche, ehe ich auf dem schmalen Zick-Zack-Weg in den Riesenkessel des alten Kraters hinabstieg, in dem der tätige Vulkan seine vom Feuergott regierte Burg errichtet hat. In den Schlünden und Gräben, wo die Sonne nie hineindringt, lagen verschmuckte und verkrustete Schneebarren.

Mich lockte, nahe an den tätigen Krater heranzukommen, weshalb ich ihn über die zerklüfteten Lavafelder umging, damit ich jene Seite gewänne, die frei war von Ascheregen, da dieser und die aufbrodelnden Wasser- und Gasdämpfe vom jeweils herrschenden Winde abgetrieben werden. Je näher ich dem Fuße des Vulkankegels kam, um so stärker wurde sein pfeifendes, zischendes Geräusch. Zerreißen scharf klang es mir in die Ohren. Nur wenige Schritte, und schon stand ich vor einer Strohflamme, die aus einer Felsspalte schoß und ein höllisches Säusen verursachte, wie es in ähnlicher Weise beim Schweißen mit Sauerstoff entsteht.

Da ich nicht wußte, wie der Kraterrand beschaffen sein würde, beschloß ich, zuerst die nahe dabei gelegene, den Krater an Höhe überragende Felsgruppe zu erklimmen, um von da Aussicht zu halten. Der Aufstieg in der losen Schlackenhalde war nicht leicht. Ich mußte auf allen Vieren kriechen und arbeitete mich Meter um Meter hoch. Was ich als massiven Fels vermutet hatte, war bröcklicher Luff, der in faustgroßen Stücken losbrach, wenn ich Halt daran suchte. Mit zerschundenen Händen erreichte ich schließlich einen Grat, von dem aus ich den Schlund des wild rumorenden Feuersdrachens überblicken konnte. Als wolle er mich frechen Zudringling verjagen, spie er eine Rakete mit grausam schreienden Teufelchen und hämisch grinsenden, nebelhaften Satiren in die Höhe, die meinen unsicheren Ascheberg erzittern und mich zurückfahren ließen, so daß ich beinahe das Gleichgewicht verloren hätte und rücklings abgestürzt wäre.

Wenn er jetzt zu rasen begänne – schoß es mir durch den Kopf –, dann würde er mich wie eines der glühenden Lavastücke in die Luft schleudern, um mich dann in die gleiche Asche zu verwandeln, auf der ich stand. Der Gedanke war erhaben und ohne Schrecken. Ich fühlte mich als ein Teil, ein winziges Atom der schaffenden, unablässig im Wandel begriffenen Erde.

Was ist denn der Mensch?

Ein viel wollendes Nichts, das, aus Staub geworden, wieder zu Staub wird, ehe es begrift, was es ist.

Hier oben, bei Nacht auf dem Vesuv, erlebt man die Welterschöpfung, fühlt man sich eins werden mit dem Universum, verliert alle Furcht vor dem Tode und reinigt das Herz von den Schlacken kranker Zivilisation. Ich wollte, daß jeder Mensch in seinem Leben einmal allein eine nächtliche

Wallfahrt zum feuerspeienden Berge unternähme, damit er sich bewußt werde, daß er nur ein Körnlein in einem unfassbar großen Ganzen ist und all sein Tun ein schnelles Ende findet.

Der kalte, aus den Bergen wehende Nordost ließ mich frösteln und ans Absteigen denken. Mich umwendend, sah ich aus den Tiefen des weiten Kessels ungeheuerlich dräuende, rotglühende Flecken leuchten. Ich mußte wissen, was das sei und rutschte auch schon die steile, lose aufgeschüttete Halde hinunter. Über erkaltete Lavastücke, die dem Rücken von Rieseneidechsen glichen oder die Form vielfach gewundener, gewaltiger, plötzlich durchschnittener Taue hatten, flog ich in ein Reich hinab, aus dem mir warme Lüfte entgegenschlugen. Aus Rissen und Löchern schleckten schwefelige Dämpfe, denen ich auszuweichen versuchte, da sie den Atem versetzten.

Inzwischen war ich so weit vorgedrungen, um zu erkennen, daß die schmiedeeisern-roten Maschen, die ich von weitem geschaut hatte, glühende Lava waren. Hätte ich einen Topf mit Wasser und etwas Kaffee zur Hand gehabt, wäre es ein Leichtes gewesen, binnen kurzem einen duftenden Aufguss zu bereiten. Gewiß würde mir ein Schälchen Mokka gut tun, dachte ich. Allein das Wörtchen „wenn“ vereitelte diesen sehnlichen Wunsch, und ich begnügte mich damit, ein Blatt einer illustrierten Zeitung, das ich in der Tasche fand, in Flammen aufgehen zu lassen.

Ich stand freilich nur wenige Sekunden so nahe der Blutmasse, da die ausströmende Hitze unerträglich war. Ein wenig oberhalb ließ ich mich auf einem backofenwarmen Lavafelsen nieder, der, wie alle anderen, von raubreifartigen, knusprigen Kristallen überzogen war. Meine Müdigkeit war derartig groß geworden, daß ich mich legen mußte und bald darauf schon schlief. Eine Schwefeldampfquelle war glücklicherweise nicht an derselben Stelle; sonst würde ich wohl nicht wieder erwacht sein. Als ich die Augen aufschlug, graute der Morgen. Meine Uhr zeigte ein Viertel vor Sechs. Also hatte ich nahezu zwei Stunden geschlafen. Mein Gummimantel, den ich zusammengerollt als Kopfkissen benutzt hatte, war durch die große Wärme und den Druck so fest zusammengeklebt, daß er zerriß, als ich ihn auseinanderfalten wollte, um mich gegen den kalten Morgenwind zu schützen. Aber dafür mußte er mir doch noch dienen.

Während meine rechte Seite, auf der ich gelegen hatte, naß von Schweiß war, hatte die linke sich in beißende Kälte verwandelt. Um das Blut wieder in richtige Bahnen zu lenken, mußte ich mir Bewegung verschaffen und atmete tief.

Die Feuergarben des Vesuv sprangen in den sich mit zarten rosafarbenen Streifen überziehenden Himmel. Nunmehr wagte ich den Aufstieg zum Kraterrand.

Meine Vorstellung, tief in den Feuerschlund hineinschauen zu können, erwies sich als trügerisch. Ein rotglühender Strudel, aus dem gelbliche Schwefeldämpfe aufstiegen, fauchte mich an. Mit Brausen, Donnern, Krachen und Zischen sprang daraus eine tausendköpfige feurige Schlange auf, die in der Luft zerplakte und mit ihren vielen glühenden Teilen rund um den Kegelmantel niederfiel. Ein semmelgroßes Stück traf meine rechte Schulter, das mir zwar keinen Schaden tat, mir es aber doch ratsamer scheinen ließ, den Feuergott nicht länger zu versuchen und abzustiegen. Zudem trieb mich die höllische Hitze zurück.

Ein letztes Mal schaute ich von der Höhe des alten Kraters hinüber zum speienden Vesuv, der mein Freund geworden ist. Bei Tageslicht ist der Anblick bei weitem nicht so eindrucksvoll und gewaltig wie bei Nacht; denn Feuer und Blut brauchen Finsternis, um ihre faszinierenden Kräfte auf den Menschen wirken zu lassen.

Über dem schneebedeckten Rücken des Appenin ging ein Feuerball die Sonne auf und tauschte Morgengrüße mit dem Vulkan, ihrem Verwandten. Eine flaumige Wolkendecke ruhte auf dem Golfe von Neapel und der unsichtbaren Stadt.

„Berggipfel erglühen“, sang ich freudegeschwellten Herzens und trat dann den Abstieg zur Erde an.